This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600083671V

Goethe's Gedichte

erläutert von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Band.

Goethe's Gedichte

erläutert und

auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder

zurückgeführt

nebst

Variantensammlung

von

Heinrich Viehoff,

Professor und Director der Realschule erster Ordnung und der Provinzial-Gewerbeschule zu Trier.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage in zwei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Verlag von Carl Conradi.
1870.

285. o. 120.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Sonette.

1807.

Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die südliche, ursprünglich provençalische Dichtform des Sonetts durch Opitz, Weckherlin und Flemming in die deutsche Literatur eingeführt und sodann von der zweiten schlesischen Dichterschule bis zum Uebermaß geübt. Durch ihre tändelnde, oft ganz unwürdige Behandlungsweise in Mißcredit gerathen, verstummte diese Gesangesart auf einige Zeit wieder ganz, bis Bürger ihr von Neuem den Beifall der Nation gewann. Hierauf versuchten sich einige andere Göttinger, wie Boie, besonders aber die Romantiker (Schlegel, Tieck, Novalis) mit Glück in dieser Dichtgattung. Doch fehlte es auch nicht an Unberufenen, die über dem Bestreben, dem Sonette möglichst viel Wohlklang und Tonfülle zu verschaffen, in allerlei Abgeschmacktheiten verfielen. Namentlich haschten sie nach vollklingenden Fremdwörtern und schwertönenden Endreimen und hofften dadurch den Weltkampf mit den klangreichern italienischen, spanischen und portugiesischen Idiomen zu bestehen. Diesem Unwesen trat Voß in Verbindung mit Baggesen in dem „Karfunkel- und Klingklingel-Almanach“ entgegen, wo er das Sonett mit folgendem Spottgedicht verhöhnte:

Was fingelt ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug euch grade von Toskanana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart wie Amoretto?

Auf, Klingler, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entfleigt mir ächtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Campana,
Das summend wallt zum Elfenmenuetto!

Mein Haupt, des Siegers, krönt mit Ros' und Lilie
Des Rhythmus und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, eures Larifaris!

Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Peterfilie!
Von schwülem Anhauch ward euch das Gemüth heiß
Und fiebert ach! in unheilbarem Südschweiß.

Auch Goethe, wie viel Theilnahme er sonst neuen Dichtarten zu schenken pflegt, stand längere Zeit an, sich im Sonett zu versuchen, und sprach sein Bedenken gegen diese Form in einem Gedicht aus, das wir jetzt unter der Ueberschrift „Sonett" an der Spitze der Abtheilung Epigrammatisch finden. Es schließt:

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Indeß verharrte Goethe nicht in der Opposition, und gab schon in dem Vorspiel „Was wir bringen" aus dem Jahr 1802 seine Bekehrung zum Sonett durch ein Gedicht

in dieſer Form kund, welches in der Gedichtſammlung unter dem Titel „Natur und Kunſt“ als Gegenſtück unmittelbar auf das letzterwähnte folgt. Er bekennt darin, daß ihm der Widerwille gegen dieſe beſchränkende Form geſchwunden ſei, und urtheilt nunmehr:

Wer Großes will, muß ſich zuſammen raffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

In eine wahre Leidenſchaft für das Sonett aber gerieth Goethe im Spätjahr 1807 während eines Aufenthaltes zu Jena (vom 11. November bis zum 18. December). „Es wurden damals“, ſo berichtet Riemer, „in den abendlichen Leſezirkeln bei Frommann, Knebel u. A. beſonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries, und zuletzt von Zacharias Werner, der perſönlich (am 3. December) in dieſe Kreiſe getreten war, vorgeleſen, und im Stillen auch von Goethe verſucht, — wie es denn ſeine Art war, ſich von berühmten Muſtern und Vorbildern anregen zu laſſen, — und zwar gleich in einer gewiſſen Anzahl.“ Hiervon wurde nun alsbald an Freund Zelter Meldung gethan, und Goethe verſprach in einem Briefe vom 16. December, ihm gelegentlich ein Dutzend der neuentſtandenen Gedichte zu ſchicken. Nach Riemer betrug die Geſammtzahl der damals vollendeten Sonette zwanzig; wir finden ihrer jetzt nur ſiebenzehn zuſammengeſtellt.

Voß konnte unſerm Dichter ſeine Bekehrung zum Sonett nicht verzeihen und gab ſeinem Unmuth in folgendem Gedichte Lauf.

An Goethe.

Auch Du, der, ſinnreich durch Athenens Schenkung,
Sein Flügelroß, wenn's unfügſam ſich bäumet

Und Funken ſchnaubt, mit Kunſt und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zur freien Lenkung,

Du haſt, nicht abhold künſtlicher Verſchränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geiſt mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Truvaduren,
Die einſt vor Barbarn, halb galant, halb myſtiſch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffiſche Naturen
Mit frohem Sang und Klingklang afterchriſtiſch
Als Lumpenpilgrim' wallen nach Loretto!

Goethe ließ ſich aber nicht irre machen; er ſchrieb im nächſten Jahre (den 22. Juni 1808) an Zelter: „Wenn Ihnen das Voßiſche Sonett zuwider iſt, ſo ſtimmen wir auch in dieſem Punkte völlig überein .... Was ſoll es heißen, eine einzelne rhythmiſche Form mit Haß und Wuth zu verfolgen, da ſie ja nur ein Gefäß iſt, in das Jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag? Wie lächerlich iſt's, mein Sonett, in dem ich einigermaßen zu Ungunſten der Sonette geſprochen, immer wiederzukäuen, aus einer äſthetiſchen Sache eine Parteiſache zu machen, und mich auch als Parteigeſellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache ſpaßen und ſpotten kann, ohne ſie deßwegen zu verachten oder zu verwerfen.“ Später hatte er die Freude, ſeine Sinnesänderung von einem jüngern Dichter (Platen) in folgender Zuſchrift gefeiert zu ſehen:

Das Sonett an Goethe.

Dich ſelbſt, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Weſen witzig ſah verneinen,
Dich ſelbſt nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunſt erfahren.

Denn wer durchdrungen iſt vom innig Wahren,
Dem muß die Form ſich unbewußt vereinen;
Und was dem Stümper mag gefährlich ſcheinen,
Das muß den Meiſter göttlich offenbaren.

Wenn Kraft und Fülle tief im Buſen keimen,
Das Wort beherrſcht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt ſich leicht, wenn auch in ſchweren Reimen.

Er ſchneidet ſich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und ſicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, iſt aus ganzem Holze.

Soviel in Betreff der Gattung, welcher dieſe neue Gruppe von Poeſien angehört, die ziemlich unerwartet in der Reihe der Goethe'ſchen Dichtungsformen hervortrat. Was nun aber den Inhalt derſelben anlangt, ſo galt dieſer eine geraume Zeit für fingirt, bis 1835 der Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde von Bettine von Arnim, geb. Brentano erſchien. Bettina, die Tochter der einſt von Goethe geliebten, in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane Brentano, geb. La Roche, hegte von Kind auf eine ſchwärmeriſche Liebe und Verehrung für Goethe. Wie enthuſiaſtiſch ſich dieſe bei ihrem erſten Beſuche des Dichters zu Weimar im J. 1807 kundgegeben, ſtellt jener Briefwechſel mit der größten Naivität dar. Bald nachher eröffnete ſich eine Correſpondenz mit Goethe, die ihrerſeits ſchnell in den Ton einer leidenſchaftlichen Zu-

neigung überging. Unter ihren Briefen an Goethe finden sich nun mehrere, theilweise unten näher bezeichnete Partien, welche, die Authenticität der Briefe vorausgesetzt, offenbar zu einigen der Sonette als Anregung gedient und zu andern sogar den ganzen Stoff hergegeben haben müßten. Es ist aber seither durch mehrseitige Untersuchungen dargethan worden, daß Bettina's Schrift an vielen Stellen der Glaubwürdigkeit entbehrt, und aus einer Mischung von Wahrheit und Dichtung besteht, worin letztere sogar das überwiegende Ingrediens bildet. Dies berechtigt uns jedoch nicht, allen genetischen Zusammenhang der Sonette mit Bettina's Correspondenz ganz wegzuläugnen, oder mit Riemer zu behaupten, jene Briefpartien seien umgekehrt durch die Goethe'schen Sonette angeregt und theilweise durch Auflösung derselben in Prosa entstanden. Wir gehen, damit der Leser sich selbst über diese Frage ein Urtheil bilden möge, auf seine Beweisführung etwas näher ein.

Riemer erzählt, Bettina habe sich schon 1807 „im zweiten Stadium ihres zwischen Mignon und Philine einschillernden, übrigens noch durch ein eigen Brentano'sches Ingrediens nüancirten Attachements" eines Morgens gegen ihn beklagt, daß Goethe sich so wunderlich und sonderbar, was in Goethe's Sprache geheißen haben würde, eben nur passiv gegen sie verhalte. „Wie ist nun zu glauben," fährt er fort, „daß nachher in der Entfernung eine größere poetisirende Zuneigung auf seiner Seite sich eingefunden habe, wenn sie sich gleichwohl noch über seine kalten, steifen Briefe so bitter beschweren kann? Wie stimmen jene leidenschaftlichen Sonette, jene feurigen Lieder, die er an sie gerichtet haben soll, zu den gleichzeitigen steifen und kalten Briefen?" Darauf läßt sich entgegnen, daß es ganz wohl

in Einklang zu bringen ſei, wenn Goethe in den Briefen ſich gehaltener und gemeſſener zeigt, und in den Gedichten einen leidenſchaftlichern Ton anſchlägt. In den Briefen gab er ſich wahr und ſeinen wirklichen Empfindungen entſprechend, in den Sonetten ging er ſpielend in die glühendern Gefühle Bettinens ein. Es war natürlich, daß der beinahe Sechszigjährige die romantiſche Liebesgluth der jungen Verehrerin nicht in gleichem Maße erwiederte; und wenn er auch dabei weniger kalt geblieben ſein mag, als Riemer uns glauben machen will, ſo mußte er doch Bedenken tragen, ſeine Gefühle brieflich in nackter Proſa auszuſprechen, oder ſie gar den Freunden und Bekannten in ſeiner Nähe zu geſtehen. Und ſo beweist es denn auch nichts gegen ſeine Zuneigung für Bettine, wenn er am 11. December 1807 im Geſpräche mit Riemer ſich über ſie „nicht eben als leidenſchaftlicher Liebhaber, ſondern nur als Bewunderer ihres geiſtreichen und barocken Weſens“ erklärte. Aber ſehr willkommen mußte es ihm jedenfalls ſein, daß gerade zu der Zeit, wo die ſüdliche Dichtform, in der ein Petrarca ſeine tiefen Liebesempfindungen ausgeſprochen, ihm ſo lebhafte Theilnahme abgewann, ſich in Bettinens begeiſterter Neigung ein ſo angemeſſener Gehalt zur Ausfüllung jenes poetiſchen Gefäßes darbot.

Gegen dieſe Annahme ſträubt ſich Riemer als gegen eine die Würde des Dichters verletzende Anſicht. „So arm“, ſagt er, „konnte Goethe's Phantaſie und Herz auch im ſechszigſten Jahre nicht ſein, daß er Empfindungen von Bettinen erſt entlehnen mußte, um ſie nur, wie ein griechiſcher Hypophetes die begeiſterten Naturlaute der ſomnambülen Pythia, in Verſe zu bringen.“ Allein wir wiſſen aus anderweitigen Beiſpielen genugſam, daß Goethe ſelbſt

in jüngern Jahren, wo die Quelle seiner Erfindungskraft reich sprudelte, es nicht verschmäht hat, manches fremde Bächlein in den Strom seiner Poesie zu leiten. Seine begeistertsten Verehrer, seine einsichtigsten Beurtheiler erkennen dies an und besorgen keineswegs, dadurch dem großen Dichter zu nahe zu treten.

Riemer meint, man könne von einigen der Briefe Bettina's dreist sagen, sie seien nur das in Prosa aufgebröselte meta- und paraphrasirte Poem Goethe's; denn man höre noch das Sylbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge. Wir werden unten mit einigen Sonetten die entsprechenden Partien aus dem Briefwechsel zusammenstellen, und zweifeln, ob der Leser, der ohne vorgefaßte Meinung an die Vergleichung geht, dieselbe Entdeckung wie Riemer machen wird. Jene Partien unterscheiden sich in Ton und Ausdrucksweise nicht von Bettinen's übriger Correspondenz. Daß hier und da Goethe's Poesie mit ihrer Prosa nahe zusammenfällt, darf nicht befremden, da Bettinen's Styl sich durchgehends in einer gewissen dichterischen Höhe hält; dafür ist an andern Stellen die Abweichung um so bedeutender.

Scheint hiernach Riemer in Beziehung auf Bettine zu viel zu verneinen, so möchte J. W. Schaefer in seinem Leben Goethe's etwas zu viel behaupten, wenn er unbedenklich als die Muse der Sonette die liebenswürdige Minna (Wilhelmine) Herzlieb, geb. den 22. Mai 1789, Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, Tochter eines Oberpfarrers zu Züllichau, nachmals mit dem Professor Walch verheirathet, bezeichnet. „Wie Petrarka's Brust der Charfreitag (Nr. 16)", sagt er, „so ist dem Herzen unsers Dichters der Advent von 1807 (der 29. November) als

ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die ſchon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erſchien und mit allen Banden zärtlicher Liebe an ſich feſſelte. Schöne Tage reihen ſich an einander, von freundlichem Begegnen und herzlichem Geſpräch beſeligt, bis die Poeſie den Schmerz des Scheidens und die Sehnſucht der getrennten Liebenden zu verſüßen unternimmt; innige Liebesworte begleiten ein kleines Chriſtgeſchenk an die Geliebte (Nr. 12). Das iſt der leichte Faden, von dem der Sonettenkranz zuſammengehalten wird." Es unterliegt keinem Zweifel, daß einige der Sonette in Beziehung zu Minna Herzlieb ſtehen; briefliche Mittheilungen, die Varnhagen von Enſe mir für meine Arbeiten über Goethe zukommen ließ, ſo wie mündliche, die Schaefer von Eckermann erhielt, beſtätigen dies. Auch erwachte Goethe's Neigung zu ihr auf's Neue*) gerade in den Tagen, wo die Sonette entſtanden; am Advent 1807 war der Dichter Mittagsgaſt im Frommann'ſchen Hauſe. Desgleichen bezieht ſich unzweifelhaft auf ſie, was Goethe über ſeine nächſtfolgenden größern Dichtungen, Pandora und die Wahlverwandtſchaften, ſagt, daß in beiden ſich das ſchmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrückt, und Niemand an dem Roman eine tief leidenſchaftliche Wunde verkenne, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheue. Aber in den Tagen, wo die Sonette ſich bildeten, war dieſe Leidenſchaft wohl erſt im Keimen begriffen; und Gedichte, wie die Nummern 8, 9 und 10, wo die Liebende ſchreibt, ſind nicht im Charakter der Minna Herzlieb, die das Vorbild ſeiner Ottilie

*) Goethe hatte Minna Herzlieb ſchon als Kind oft in Jena geſehen, wo ſie nach dem frühen Tode ihres Vaters wohnte. Am 22. Mai 1817 ſchickte er ihr mit ſeinen kleinen Gedichten die Verſe „Zum Geburtstag" überſchrieben, die unter den Zuſchriften und Erinnerungsblättern (Bnd. 6, S. 113 der Ausg. in 40 B.) ſtehen und bis zu ihrem Tode (10. Juli 1865) in ihrem Beſitz blieben.

in den Wahlverwandtſchaften war, gehalten. Die richtige Annahme, wodurch ſich der Knoten dieſer vielfach beſprochenen Frage am einfachſten löst, dürfte die ſein, daß Goethe Bettinen's ſchwärmeriſche Liebe zu ihm und ſeine eigene aufkeimende Neigung zu Minna Herzlieb in den Sonetten in ähnlicher Weiſe verwoben habe, wie einſt in Werther's Leiden die Verhältniſſe zu Maximiliane und Lotte. Hieraus erklärt es ſich denn auch, warum in der faktiſchen Unterlage dieſes Sonetten-Cyklus ſich keine rechte Congruenz und Einheit zeigt, und die Geliebte hier als abweſend, dort als gegenwärtig, hier als ſchwärmeriſch zugethan, dort als zurückhaltend erſcheint.

---

1. Mächtiges Ueberraſchen.

Auf einer Rückreiſe von Weimar im J. 1807 will Bettine von der Wartburg aus über einen Sturm, der in der Nacht vom 1. auf den 2. Auguſt gewüthet, Folgendes an den Dichter geſchrieben haben: „Heute Morgen hat mich die Sonne ſchon um halb fünf Uhr geweckt; ich glaub', ich habe keine zwei Stund geſchlafen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln; die goldene Ruhe breitete ſich aus am blauen Morgenhimmel, ich ſah die Waſſer ſich ſammeln und ihren Weg zwiſchen den Felskanten ſuchen hinab in die Fluth; geſtürzte Tannen brachen den brauſenden Waſſerſturz, und Felsſteine ſpalteten ſeinen Lauf; er war unaufhaltſam, er riß mit ſich, was nicht widerſtehen konnte. — Da überkam mich eine ſo gewaltige Luſt — ich konnte auch nicht widerſtehen: ich ſchürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum;

ich ſtützte beide Hände in die Seite, um mich im Gleichgewicht zu halten, und ſprang hinab in kühnen Sätzen, von einem Felsſtück zum andern; bald hüben, bald drüben, das brauſende Waſſer mit mir, kam ich unten an. Da lag, als wenn ein Keil ſie geſpalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde quer über den ſich ſammelnden Waſſern."

Vorausgeſetzt, daß dieſe Briefſtelle dem Dichter wirklich zugegangen (von der willkürlichen Datirung der Briefe läßt ſich abſehen), ſo könnte ſie ihm den Anſtoß zum vorliegenden Sonett gegeben haben, indem er in dem geſchilderten Naturereigniß ein Bild deſſen ſah, was er in der Liebe erfuhr. Einem unaufhaltſam thalwärts wandelnden Strome gleichend, der ſich dem Ocean zu verbinden eilt, nähert ſich unſer Dichter bereits mit ſtarken Schritten dem Alter, als er plötzlich von der Liebe eines kaum dem Kindesalter entwachſenen Mädchens überraſcht wird. Gehemmt iſt nun auf einmal des Stromes Lauf zum Vater Ocean;

Die Welle ſprüht und ſtaunt zurück und weichet
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken.

In der zum See zurückgedeichten Fluth ſpiegeln ſich wieder himmliſche Geſtirne; die tiefen Jugendgefühle erwachen wieder in des Dichters Bruſt; es beginnt für ihn ein neues Leben.

Goethe hätte demgemäß den überkommenen Stoff zwar vielfach modificirt und einen eigenthümlichen neuen Sinn hineingelegt, jedoch ſo, daß in dem neuen Gedichte noch manche Töne der Briefpartie anklingen, und die in kühnen Sätzen von Fels zu Fels hinabſpringende Bettine als ein Vorbild der damöniſchen Oreade des Gedichts erſcheint. Nach dem Briefwechſel hätte Goethe es auch ſelbſt geſtanden, daß er von Bettine die Anregung zu dieſer Production

empfangen. „Deine fliegenden Blätter, liebſte Bettine,“ fügte er dem überſandten Gedichte bei, „kamen gerade zu rechter Zeit, um den Verdruß über Dein Verſchwinden in etwas zu ſteuern. Beiliegend gebe ich Dir einen Theil derſelben zurück.“ Worauf denn Bettine aus Kaſſel am 13. Auguſt antwortete: „Auf der Bibliothek hier konnte ich nicht umhin, mich zu Deiner jungen Büſte aufzuſchwingen, und meinen Schnabel wie eine Nachtigall daran zu wetzen. Du breiter voller Strom, wie Du damals durch die üppige Gegend der Jugend brauſteſt, und jetzt eben ganz ſtill durch Deine Wieſen jagſt; ach! und ich ſtürzte die Felsſteine vor, und wie Du Dich wieder aufthürmteſt; wahrlich es war nicht zu verwundern, denn ich hatte mich tief eingewühlt.“ (Vgl. ihren vom 17. September datirten Brief.)

Die Geſtalt, worin ſich das Sonett im Briefwechſel findet, ſtimmt mit der in der Gedichtſammlung bis auf folgende Verſe (5—7) überein:

Doch ſtürzt ſich Oreas mit einemmale —
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden —
Herab zur Fluth, Behagen dort zu finden.

---

2. Freundliches Begegnen.

Daſſelbe Thema, wie im vorigen Gedichte, nur auf andere Weiſe behandelt. Der Dichter ſchreitet, „im weiten Mantel bis an's Kinn verhüllt“ (wie er nach Bettinens jedenfalls phantaſtiſch ausgeſchmückter Erzählung ihr einen mitternächtlichen Beſuch im Elephanten zu Weimar abſtattete), den ſchroffen, grauen Felſenweg der ſpätern Lebensjahre hernieder zu den winterhaften Auen des Alters, zur nahen Flucht bereit, wohin? etwa aus dem Leben? Da

tritt ihm ein himmliſches Mädchen in den Weg, und ein neuer Lenz ſcheint ſein Daſein zu erhellen. Er verſucht umſonſt, ſein Herz dem Zauber ihres Weſens zu verſchließen; willenlos folgt er ihr, und da ſie freundlich ſeiner harrt, wirft er auf einmal die winterliche Hülle weg und hält ſie mit Jünglingsfeuer umſchlungen. — Das Gedicht verhält ſich zum vorhergehenden faſt, wie die Erklärung zum Bilde. Beide ſtimmen nicht bloß in der ganzen Anlage, ſondern bis in die Einzelnheiten überein, wovon der Leſer ſich durch Vergleichung der correſpondirenden Strophen leicht überzeugen wird.

3. Kurz und gut.

Der Dichter will den Verſuch machen, ob er die Gegenwart der Geliebten entbehren könne, und beſchwichtigt ſein Herz durch ein Liebeslied. Aber nun bedient ſich die Sophiſtik der Leidenſchaft eben dieſes Liedes, um ihn zur Geliebten zurückzuführen; es geht ihm ungefähr — wenn es erlaubt iſt, bei dem ſchönen Gedichte an eine Eckenſteher-Anekdote zu erinnern, wie jenem Bachusverehrer, der den Entſchluß gefaßt hatte, heute an dem verführeriſchen Wirthshauſe ſtandhaft vorüberzugehen, auch glücklich ſchon vorbei war, als er plötzlich umkehrte, um ſich für ſeine Selbſtüberwindung ſogleich durch einen kräftigen Trunk zu belohnen.

4. Das Mädchen ſpricht.

Es muß dahin geſtellt bleiben, was von Bettinen's ſpäterer Erzählung (1849) über die Anregung zu dieſem Sonett zu halten ſei. Sie ſei einſt, gibt ſie an, mit den

Herrſchaften und Andern in der Bibliothek zu Weimar geweſen, und während die Uebrigen die Treppe hinauf nach der Galerie gingen, ſei ſie mit Goethe gefolgt. Als ſie ein paar Stufen hinaufgeſtiegen, habe Goethe ſie unter die Arme gefaßt, herabgehoben, zu ſeiner kürzlich angelangten Büſte geführt und gefragt: „Wie gefällt Dir, Bettina, dieſe?“ Ihre Antwort ſei geweſen: „Das muß einmal ein ſchöner Mann geweſen ſein.“ Ernſt und grollend ſei Goethe hierauf zurückgetreten und habe ſie, die ihn zu begütigen ſuchte, kalt und ſchweigend abgewehrt. „Nun denn, ſo will ich den kalten Stein küſſen und umarmen,“ habe ſie ausgerufen und den Marmor zärtlich umſchlungen und geküßt.

5. Wachsthum.

Vgl. Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde I, 199 f.: „Bettine an Goethe. Jede Lebenszeit geht mir in Dir auf; ich denke mir die Kinderzeit, als ob ich ſie mit Dir verſpiele, und wachſ' empor und wähne mich geborgen in Deinem Schutz, und fühle ſtolz mich in Deinem Vertrauen; und da regte ſich's im Herzen vor heißer Liebe'; da ſuch' ich Dich — wie ſoll ich Ruhe finden? an Deiner Bruſt nur, umſchränkt von Deinen Armen! — Und wärſt Du es nicht, ſo wäre ich bei Dir; aber ſo muß ich mich fürchten vor Aller Augen, die ſind auf mich gerichtet, ach! und vor dem ſtechenden Blick, der unter Deinem Kranz hervorleuchtet!“

Angenommen, daß Bettine ſo wirklich an den Dichter geſchrieben, ſo könnte dieſe Briefſtelle gar wohl das anregende Vorbild zu unſerm Sonette geweſen ſein, wenn gleich dieſes dann nicht in dem Sinne, wie unten die Nummern 7, 8,

9 und 10 als metrische Reproduction des Briefinhalts betrachtet werden kann. Der Dichter hätte dann, was ihm die Liebende geschrieben, auf sie zurückgewandt, und demgemäß das Einzelne geändert, während Folge und Steigerung der Gedanken dieselben blieben. Jedoch ist die Beziehung des Gedichts auf Minna Herzlieb, die Goethe schon als Kind oft gesehen, wahrscheinlicher.

Das Sonett ist im Briefwechsel abgedruckt und stimmt mit der Form, die es in der Gedichtsammlung hat, bis auf „deinem Blick" (statt des offenbar unrichtigen „einem Blick") im Schlußverse, überein.

6. Reisezehrung.

Bettine will dem Dichter am 17. September 1807 von schönen Träumen geschrieben haben, die sie in der Nacht umschwebten: „Du sitzest mit mir auf grünem Rasen und trinkst dunkeln Wein aus goldenem Becher und gießest die Neige auf meine Stirn." — „Und wenn ich dann," fährt der Brief fort, „zum gewöhnlichen Tage erwache, dann ist mir Alles so gleichgültig; und was mir auch geboten wird, — ich entbehre es gerne; ja, ich möchte von Allem geschieden sein, was man Glück nennt u. s. w." Den letzten Gedanken führt unser Gedicht in V. 5 bis V. 14 weiter aus.

7. Abschied.

Vgl. Goethe's Briefw. mit einem Kinde I, 146 f.: „Bettina an Goethe. Freund, ich bin allein; Alles schläft und mich hält's wach, daß es kaum ist, wo ich noch mit Dir zusammen war. Vielleicht, Goethe, war dies das

höchſte Ereigniß meines Lebens; vielleicht war es der reichſte, der ſeligſte Augenblick; ſchönere Tage ſollen mir nicht kommen, ich würde ſie abweiſen. — Es war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich ſcheiden mußte, da ich glaubte, ich müſſe ewig an Deinen Lippen hängen (V. 1 f.); und wie ich ſo dahin fuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zuſammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müſſe ich mich feſthalten; — aber ſie verſchwanden, die grünen, wohlbekannten Räume, ſie wichen in die Ferne; die geliebten Auen und Deine Wohnung waren längſt hinabgeſunken, und die blaue Ferne ſchien allein mir meines Lebens Räthſel zu bewachen (V. 3 bis V. 8); — doch die mußt' auch noch ſcheiden, und nun hatt' ich nichts mehr, als mein heiß Verlangen (V. 9 f.), und meine Thränen floſſen dieſem Scheiden. Ach! da beſann ich mich auf Alles, wie Du mit mir gewandelt biſt in nächtlichen Stunden, und haſt mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe und meine ſchönen Träume, und haſt mit mir gelauſcht dem Geflüſter der Blätter im Nachtwind, der Stille der fernen weiterverbreiteten Nacht. — Und haſt mich geliebt, das weiß ich. Wie Du mich an der Hand führteſt durch die Straßen, da hab' ich's an Deinem Athem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas (wie ſoll ich's bezeichnen) das mich umwehte, daß Du mich aufnahmſt in ein inneres, geheimes Leben, und hatteſt Dich in dieſem Augenblick mir allein zugewendet und begehrteſt nichts, als mit mir zu ſein. Und dies alles, wer wird mir's rauben? Was iſt mir verloren? Mein Freund, ich habe Alles, was ich je genoſſen (V. 12 ff.); und wo ich auch hingehe, mein Glück iſt meine Heimath.

In dem Briefwechſel hat das Gedicht dieſelbe Geſtalt

wie in der Gedichtſammlung, mit Ausnahme der Verſe 3 und 10:

Bei ſolcher Trennung herb empfundnem Leiden ...
Fiel mir's zurück in's Herz, mein heiß Verlangen.

8. Die Liebende ſchreibt.

Vgl. Briefwechſel I, 187 f.: „Bettine an Goethe. Ein Blick von Deinen Augen in die meinen, ein Kuß von Dir auf meinen Mund belehrt mich über Alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich ſcheinen zu lernen, der wie ich hiervon Erfahrung hat? (V. 1 bis V. 4). — Ich bin entfernt von Dir, die Meinen ſind mir fremd geworden; da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunden zurückkehren, wo Du mich in den ſanften Schlingen Deiner Arme hielteſt; da fange ich an zu weinen (V. 5 bis V. 8). Aber die Thränen trocknen mir unverſehens wieder. Er liebt ja herüber in dieſe verborgene Stille, denke ich, und ſollte ich mit meinem ewigen ungeſtillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? (V. 9 ff.) Ach! vernimm es doch, was Dir mein Herz zu ſagen hat; es fließt über von leiſen Seufzern, und alle flüſtern Dir zu: mein einzig Glück auf Erden ſei Dein freundlicher Wille zu mir! O lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, Du ſeiſt meiner gewärtig!“ (V. 12 ff).

9. Die Liebende abermals.

Briefwechſel I, 174 f.: „Bettine an Goethe. Ach, frage nicht, warum ich ſchon wieder ein neues Blatt vornehme (V. 1 f.), da ich Dir doch eigentlich nichts zu ſagen habe (V. 3). Ich weiß freilich noch nicht, womit ich's

ausfüllen ſoll; aber das weiß ich, daß es doch zuletzt in Deine lieben Hände kommt (V. 4). Drum hauch's ich an mit Allem, was ich ausſprechen würde, ſtände ich ſelbſt vor Dir. Ich kann nicht kommen, drum ſoll der Brief mein ungetheiltes Herz zu Dir hinübertragen (V. 5 f.), erfüllt mit Genuß vergangener Tage, mit Hoffnung auf neue, mit Sehnſucht und Schmerz um Dich (V. 7); da weiß ich nun keinen Anfang und kein Ende (V. 8). — Von Heute mag ich Dir nun gar nichts vertrauen; wie ſoll ich loskommen von Wünſchen, Sinnen und Wähnen? Wie ſoll ich Dir mein treues Herz, das ſich von Allem zu Dir allein hinüberwendet, ausſprechen? (V. 9 bis V. 11). — Ich muß ſchweigen, wie damals, als ich vor Dir ſtand, um Dich anzuſehn. Ach, was hätte ich auch ſagen ſollen? Ich hatte nichts mehr zu verlangen." (V. 12 ff.)

---

10. Sie kann nicht enden.

Briefw. I, 190: „Bettine an Goethe. Was ſoll ich Dir denn ſchreiben, da ich traurig bin und nichts Freundliches zu ſagen weiß? Lieber möcht' ich Dir gleich das weiße Blatt ſchicken, ſtatt daß ich's erſt mit Buchſtaben beſchreibe, die doch immer nicht ſagen, was ich will, und Du füllteſt es zu Deinem Zeitvertreib aus, und machteſt mich überglücklich und ſchickteſt es an mich zurück (V. 1 bis V. 4). Und wenn ich dann den blauen Umſchlag ſähe und riß ihn auf, neugierig eilig, wie die Sehnſucht immer der Seligkeit gewärtig iſt, und ich läſe nun, was mich aus Deinem Mund einſt entzückte (V. 5 bis V. 8): Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen,

klein Mäuschen, die ſüßen Worte, mit denen Du mich verwöhnteſt, ſo freundlich mich beſchwichtigend (V. 9 ff.): ach! mehr wollt' ich nicht, Alles hätt' ich wieder, ſogar Dein Lispeln würd' ich mitleſen, mit dem Du mir leiſe das Lieblichſte in die Seele ergoſſen und mich auf ewig vor mir ſelbſt verherrlicht haſt (V. 12 ff.)"

11. Nemeſis.

Der Dichter wundert ſich ſelbſt, wie er ſich der Sonettenwuth ſo habe hingeben können. Er habe vor ſo manchen herrſchenden Zeitkrankheiten durch „Zaudern und Verpaſſen" ſich bewahrt; und ſo habe er auch damals gegen die Sucht künſtlicher Reimverſchlingungen ſich verhalten, als ſie zu wüthen begann. Dafür folgt aber die Strafe dem Verächter. Zwar fehlt es nicht an Bedenken und Selbſtvorwürfen über ſein jetziges Beginnen; er fühlt, daß es neckende, ſpottende Genien ſind, die ihn treiben; aber Liebesraſerei und die poetiſche Seuche, die ihn befallen, laſſen ihn nicht zur Beſinnung kommen. — Das Gedicht zeichnet ſich durch Neuheit der Gleichklänge aus. „Lacrimaßen" in V. 7 deutet auf die 1802 durch A. W. Schlegel herausgegebene dramatiſche Dichtung Lacrimas von Wilhelm v. Schütz, worin der Verſuch gemacht wurde, die künſtlichen ſüdlichen Reimformen auf die deutſche Bühne zu verpflanzen.

12. Chriſtgeſchenk.

Der Dichter ſchickt ſeinem Liebchen allerlei Süßigkeiten als Weihnachtsgeſchenk (Str. 1). Gern möchte er zierliche

17. Charade.

Am 16. December 1807 las Zacharias Werner unſerm Dichter eine Charade auf Minna Herzlieb vor, die er in Sonettform verfaßt hatte. Goethe verſuchte alsbald ein Parallelſtück zu dichten und theilte ſchon am nächſten Tage das vorliegende Sonett ſeinem Begleiter Riemer mit. Man kann nicht behaupten, daß es in allen Beziehungen den Erforderniſſen einer guten Charade entſpricht. Im Bettina-Goethe'ſchen Briefwechſel lauten die Verſe 3 und 5:

Doch keineswegs die Weſen deutlich kennen ...
Es thut gar wohl, an ſchön beſchloſſnen Tagen ...

Vermiſchte Gedichte.

18. Deutſcher Parnaß.

1798 (?).

Den gegenwärtigen Titel „Deutſcher Parnaß" erhielt das Stück durch Riemer. Als dieſer bei den neuen Ausgaben von 1806 und 1807 beauftragt wurde, Ueberſchriften zu erdenken, taufte er das Gedicht zuerſt Dithyrambe. In der Folge aber wandelte ihn das Bedenken an, ob nicht die Philologen dagegen gegründete Einwendungen machen würden; und ſo änderte er die Ueberſchrift in die jetzige, „damit man gleich von vornherein wiſſe, wo es ſo zugehe, wie in dem Gedichte beſchrieben wird." Goethe ſelbſt benannte das Stück in ſeinem Tagebuch (unter dem 15. Juni 1798) Wächter auf dem Parnaß.

Aber noch einen vierten Titel hat einſt das Gedicht gehabt. Unter der Ueberſchrift Sängerwürde findet es ſich zuerſt im Muſen-Almanach für 1799, und iſt, wie die beiden darin gleichfalls zuerſt erſchienenen Gedichte „Am Fluſſe“ und die „Muſageten“, pſeudonym mit Juſtus Ammann unterzeichnet. Schiller ſchrieb über daſſelbe am 23. Juli 1798 an Goethe: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen iſt, Ihr Poetengedicht taufen müſſen, und finde gerade keinen paſſendern Titel als Sängerwürde, der die Ironie verſteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt.“ Goethe antwortete: „Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt ſehen! Ich habe Niemanden weiter etwas davon geſagt.“

Scheint es nun hiernach, daß Goethe den Geſichtspunkt, aus dem ſein Freund das Stück anſah, vollkommen billigte: ſo erregt doch die nähere Betrachtung des Gedichtes Bedenken gegen die Richtigkeit dieſer Auffaſſung. Wer daſſelbe ohne Kenntniß der darüber gepflogenen Correſpondenz und ohne Rückſicht auf die Zeit ſeiner Veröffentlichung betrachtet, der wird meines Erachtens, eben ſo wenig als Riemer, Ironie und Satyre entdecken: dazu däucht mir das Gedicht zu edel und ernſt gehalten. Sehen wir uns den ganzen Ideengang und die Farbe des Ausdruckes etwas näher an!

Der Dichter ſchildert zuerſt in treffenden Zügen ſeine früheſte Erziehung für den Dichterberuf. Schon als Knabe labte er ſich, wie wir wiſſen, gern an den Quellen deutſcher Poeſie, weilte gern an den ſchönſten Stellen des deutſchen Parnaßes und genoß dort ſeine glücklichſten Stunden:

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich im Stillen
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Aber nicht bloß die Lectüre der Dichter, auch ein früher gemüthlicher Verkehr des Knaben mit der ſchönen Natur erregte bei Zeiten in ihm Vorahnungen mächtiger Gefühle. Als Hauptorgan aber des ahnungsreich Liebevollen in der Natur iſt hier wieder, wie im „Ganymed“ die Nachtigall hervorgehoben:

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

So wächst der Knabe heran, und in ihm wachſen alle edeln Triebe, beſonders die „geſellig edlen; Freundſchaft nährt ſich, Liebe keimet“. Und ſchon beginnt er, was ihn bewegt, in Gedichten auszuſprechen, und es ſchließen ſich

ihm jugendliche Gesellen, denen Apoll gleichsfalls gewogen ist, zu einem Bunde an:

Und ein Edler folgt dem andern.

Ihre mannigfachen Charaktere, ihre verschiedenartigen Gefühle sprechen sich in verschiedenen Weisen aus:

Dieser kommt mit munterm Wesen
Und mit offnem, heiterm Blicke;
Diesen seh' ich ernster wandeln;
Und ein Andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke; —

Unter dem „Andern" denken wir uns am besten den jungen Dichter selbst, zur Zeit, wo er die Laune des Verliebten, die ersten Liederbüchlein, den Werther, den Götz, den Clavigo schrieb, um durch die Zauberkraft der Poesie die stürmenden Herzenswogen zu beschwören;

Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme;
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben:
Ruh' und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

In dankbarer Anerkennung des Segens, den ihm die Poesie gebracht, preist er nun ihren Werth, setzt die Lieder den guten Thaten gleich und fordert seine Genossen auf, in solchem Sinne die Kunst zu gebrauchen. Zu seiner Freude gewahrt er, daß es geschieht. Hier sieht er Dichter im Dienste des Guten, Rechten und Edelmenschlichen thätig:

Mit gewalt'gen Götterschlagen
Rufen sie zu Recht und Pflichten,
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten,

Zum erhabensten Geschäfte:
Zu der Bildung aller Kräfte.

Dort verschließen Andere mit dem Zauberstab der Poesie ein romantisch wunderbares Reich des Schönen, das die dürftige, beschränkte Wirklichkeit vergessen läßt:

Auch die holden Phantasien
Blühen
Ringsumher auf allen Zweigen u. s. w.

Die bessern der Frauen beginnen an dem erhöhten Geistesleben der Männer Theil zu nehmen. Sie leihen den Worten der Dichter melodische Töne. In immer weitern Kreisen verbreitet sich unten ihnen Liebe zu Poesie und Gesang,

Und es singt die schöne Kette
Zart und zärter um die Wette.

Einzelnen derselben, denen Amor im stillen „Morgenhaine“*) schalkisch den Frieden des Herzens entwendet hat, gereicht die Lectüre der Dichter im einsamen Wald und Felde zur Wiederberuhigung.

Aber, wie wir schon aus den diesem Werke eingestreuten Andeutungen über Goethe's Bildungsgang wissen, erhob sich bald, nachdem der Morgen ächter Poesie unserm Vaterlande angebrochen war, ein bacchantischer Sturm wilder, unheiliger Begeisterung, der die Pflanzungen des deutschen Parnasses mit Verderben bedrohte. Es sind die lärmenden Gesellen der Sturm- und Drang-Periode, die in den Dichterhain hereinbrechen:

*) Im Musen-Almanach besser: „Myrtenhaine“.

Ach, die Büſche ſind geknickt,
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Solen dieſer Brut!
Wer begegnet ihrer Wuth?

Der Dichter fordert ſeine Kunſtgenoſſen auf, die verwegnen Eindringlinge mit Waffen, die ihnen Apoll bietet (mit Steinen vom Gipfel des Parnaſſes) aus den himmelreinen „Luftgefilden“*) zu verſcheuchen. Er nennt ſie dieſe Fremden, dieſe Wilden“, weil ſie keinen ächten Dichterberuf haben, weil ſie die trübe Gährung wilder Leidenſchaft („Liebeswuth, Weinesgluth“) mit der poetiſchen Begeiſterung verwechſeln. Aber zu ſeinem Schmerz gewahrt er, daß ſelbſt wahre Dichter dem bacchantiſchen Chor ſich anſchließen, ja ihm die Wege zeigen. Da hält er Widerſtand für vergebens; doch ein kräftiges Mahnwort glaubt er ihnen entgegenrufen zu müſſen. Ihr vergeßt die göttliche Würde des Sängers, ſo lautet ſein Strafwort; der rohe Thyrſusſtab ziemt nicht der Hand, die auf zarten Saiten gleiten ſoll; „Silen's abſcheulich Thier“**) darf nicht die Dichterquelle mit ſeinen rohen, breiten Lippen entweihn. Der Hain der Poeſie iſt ein keuſches, heiliges Gebiet, worin nur „der Liebe ſüßer Wahn“, nicht rohe Genußſucht wohnen, nicht der Faun „in wüthendem Erglühen“***) die Nymphe feſthalten darf. Euer frevelhaftes Beginnen wird ſich an euch rächen; die Dichtkunſt ſelbſt, die ihr mißbraucht, wird euch zur verderblichen Flamme werden. Könnt ihr eure Leidenſchaft nicht zähmen, ſo

*) Im M. A. beſſer: „Luftgefilden“.
**) Im M. A. „Silenens häßlich Thier? Es entweihet Aganippen u. ſ. w.
***) Im M. A. „in wüthenden Orgien“.

Eilt aus „unſern Grenzen“ *) fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug.

Aber mit dem zürnenden Worte kann der Dichter nicht von ihnen ſcheiden. Er gibt nicht die Hoffnung auf, daß ſie einſt als reuige Brüder, „als gute Pilger“ zurückkehren. Dann ſoll ein neuer Kranz ihre Schläfe feierlich umwinden;

Alles eilet euch entgegen,
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen,
Ihr gehört uns doppelt an.

Solche Gedanken, in ſolcher Sprache ausgedrückt, müſſen allerdings, wenn man ſie als ernſtlich gemeint auffaßt, im J. 1798 bei Goethe befremden; und ſo erklärt es ſich, wie Schiller darin Ironie ſah. Das Gedicht erſchien ihm ohne Zweifel als eine Satyre auf die überzarten und überſittlichen Poeten, die von allem Derben und Leidenſchaftlichen eine Verletzung ihrer Sängerwürde, eine Entheiligung der Poeſie fürchten. So mußte er nach Goethe's damaliger Sinnesweiſe das Gedicht anſehen, wenn ihn gleich die Zahmheit der Ironie befremdet haben mag. Ich kann mich jedoch bei jeder Leſung des Stücks des Eindrucks nicht erwehren, daß es urſprünglich ganz im Ernſte geweſen ſei, und möchte daher die Entſtehung deſſelben einer weit frühern Zeit, namentlich der Epoche, wo er ſich von dem kraftgenialiſchen Treiben entſchieden abwandte, etwa dem

*) Im M. A. „unſrer Grenze“.

J. 1779 zuschreiben. Darauf deutet der Ton der Darstellung, wie der Inhalt hin. Und da wir auch bei einem der oben genannten zwei Gedichte, die er gleichzeitig in den Musen-Almanach gab, aus andern Gründen auf die Vermuthung geführt werden, daß es einer frühern Periode angehöre, so würde sich daraus erklären, warum er gerade diese Stücke gegen seine Gewohnheit pseudonym (als Justus Ammann) mittheilte. Er hatte das Publikum so sehr daran gewöhnt, in seinen Liedern Ausflüsse seines augenblicklichen Lebens, seiner gegenwärtigen Entwickelungsepoche zu sehen, daß er sich nicht entschließen konnte, solche Denkmäler einer hinter ihm liegenden Periode unter seinem Namen den jetzt von ihm erscheinenden Gedichten einzureihen. Goethe mochte im J. 1798 selbst über diese Apostrophe lächeln, womit er einst den wilden Poeten der Geniezeit hatte entgegentreten wollen, und ging daher wohl um so williger in Schiller's Auffassungsweise des Gedichtes ein.

19. Gellert's Monument von Oeser.

1774.

Es sind vielleicht bei keines Dichters Tode so viele und so aufrichtige Thränen geflossen, als bei Gellert's Hinscheiden (den 18. December 1769). Eine Fluth von Gedichten erschien, die seinen Verlust beklagten und seine Verdienste feierten; die besten sind die von Denis, Mastalier, Weiße und Cramer. Einige seiner Zuhörer und Freunde setzten ihm ein Denkmal in der Johanniskirche zu Leipzig, auf deren Kirchhofe er seinem Verlangen gemäß war begraben worden. Ein anderes Monument, von weißem

sächsischen Marmor, ersann für ihn Goethe's Freund und Lehrer, der Maler und Bildhauer Oeser und vollendete es im J. 1774. Es ward eine Hauptzierde für den Garten des Buchhändlers Wendler zu Leipzig, des Verlegers von Gellert's Fabeln.

---

20. Ilmenau,

am 3. September 1783.

Ilmenau mit dem anmuthigen Thale am Fuß des Thüringerwaldes, dem lieblichen Flüßchen, dem schönen Tannenwalde (V. 1 und V. 25), den sanften Anhöhen und dem „erhabenen Berg" (V. 8), dem Gickelhahn, war einer von Goethe's Lieblingsörtern, wohin er sich damals aus dem Drange der Geschäfte zurückzuziehen pflegte, wenn er Ruhe und Sammlung suchte. In spätern Jahren wurde hier auch mancher dichterische Gedanke concipirt, selbst Manches ausgeführt, wie z. B. ein Theil von Hermann und Dorothea. Was ihm aber in jener Zeit (1783) die trauliche Einsamkeit dieser schönen Gegend häufiger zum Bedürfniß machte, waren vorzüglich die Regierungssorgen, von denen ihm sein fürstlicher Freund einen starken Antheil aufgebürdet hatte. Wie redlich sich Beide bemühten, den Zustand des Volks, zumal der untern Classen zu verbessern, der Erfolg entsprach doch manchmal nicht ihren Wünschen. Fühlte sich Goethe nun zuweilen durch diesen Gedanken gedrückt, so machte er gern einen Ausflug nach Ilmenau, dessen gesegnetes Thal ihn auf einen Augenblick die Bedrängnisse, womit so viele Weimarische Unterthanen noch zu kämpfen hatten, vergessen ließ und ihm frischen Muth zum Weiterstreben auf der amtlichen Laufbahn einflößte.

Heute aber hätte er beſonders gern Heiterkeit und Vertrauen in die Zukunft aus dieſen ſtillen Thalgründen ſchöpfen mögen; denn es war der Geburtstag ſeines Freundes, des Herzogs Carl Auguſt (geb. den 3. Sept. 1757). Das Ideal eines glücklichen Landes, das er im Buſen trug, und für deſſen Verwirklichkeit er ſchon ſo manche Stunde thätig geweſen war, hätte er heute gern zu innerer Erquickung anticipirend im Ilmenauer Thale außer ſich vollendet geſehen:

O laß mich heut an deinen ſachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden ſehn! ...
Laßt mich vergeſſen, daß auch hier die Welt
So manch Geſchöpf in Erdenfeſſeln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und ſeinen Kohl dem frechen Wilde baut u. ſ. w.

Unter ſolchen Gedanken iſt der Dichter in den Tannenwald gekommen. Dieſer entzieht ihm den Anblick der ſonnig erhellten Landſchaft; Dämmerung umgibt ihn und beſchränkt ſeinen Geiſt mehr auf ſich ſelbſt; der Duft der Bäume, das Rauſchen des nahen Waſſerfalls wiegt ihn ſanft in einen Traum ein, und ſo glaubt er ſich auf einmal bei ſternenheller Nacht im finſtern Walde verirrt und hört in der Ferne ſeltſame Stimmen erſchallen. Neugierig nähert er ſich und erblickt am Fuß einer Felſenwand ein nächtliches Gelage:

Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Seh' ich ſie froh an's Feuer hingeſtreckt;
Es bringt der Glanz hoch durch den Fichtenſaal u. ſ. w.

Wer iſt die muntre Schaar? Es ſind die luſtigen Geſellen Goethe's und des Herzogs aus den Jahren 1775 und 1776. Der Dichter, der eben noch ſeine Gedanken

ganz auf die Zukunft, auf ein neues, mit dem heutigen Tage zu beginnendes Leben richten zu wollen ſchien, iſt dennoch, oder vielmehr ebendeßhalb auf einmal im Geiſte in die Vergangenheit zurückgeführt, in jene Zeit, wo er eben mit dem Herzog den Geiſterbund geſchloſſen hatte, und mit ihm in brauſender Ausgelaſſenheit das Jugendfeuer austobte. Um mit Muth und Vertrauen in die Zukunft blicken zu können, vergegenwärtigt er ſich die Vergangenheit und die Fortſchritte zum Beſſern, die man ſeitdem gemacht, und dieſer Blick in die frühere Zeit ſtellt ſich unter der Form eines Traumgeſichts, einer rückſchauenden Viſion dar. Wie überhaupt bei den abenteuerlichen Luſtpartien jener Zeit Etikette und Herkommen bei Seite gelaſſen und der genialen Laune der freieſte Spielraum gegönnt war, ſo ſetzte man ſich auch im Koſtüm über Sitte und Mode hinweg; und ſo mochte wohl das phantaſtiſche Aeußere einer ſolchen Geſellſchaft, wie ſie in ſternenheller Nacht an der Felswand im Walde gelagert war, die Fragen rechtfertigen:

Soll ich ſie grüßen? ſoll ich vor ihr fliehen?
Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh' im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Iſt's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Iſt es ein flücht'ger Fürſt, wie im Ardennenwald?

„Aegyptier" ſind hier nach franzöſiſcher Sprachweiſe die Zigeuner genannt, wie Schiller in der Jungfrau von Orleans, gleichfalls nach franzöſiſchem Gebrauch, eine Zigeunerin durch Bohemerweib bezeichnet. Der letztcitirte Vers ſpielt auf Shakſpeare's „Wie es euch gefällt" an, wo der Anfang des zweiten Aufzugs uns im Ardennenwalde einen ver-

bannten Herzog mit seinem Gefolge in Jägertracht vorführt. Die Erinnerung an Shakespeare gibt gerade den richtigen Gesichtspunkt an, aus dem das seltsame Treiben der Mitglieder dieser Gesellschaft zu betrachten ist; die Phantasiegeschöpfe des britischen Dichters erscheinen in ihnen verkörpert.

Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Das kraftgenialische Wesen jener Gesellschaft hing aber auch genetisch mit „Shakespeare's Geistern" zusammen; denn in Straßburg, wo in dem Kreise der Goethe, Lerse, Lenz, Jung-Stilling, Weiland, Engelbach u. s. w. jene Geistes- und Literaturrevolution begann, bildete Shakespeare den geistigen Mittelpunkt. Mit Goethe's Eintritt in den Weimar'schen Hofzirkel wurde dieser das Hauptquartier der Kämpfer gegen conventionelle Manier und Unnatur, gegen ängstliche Pedanterie jeder Art.

Zwei Männer werden nun aus diesem Kreise in unserm Gedicht hervorgehoben:

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt? ...
Er saugt begierig am geliebten Rohr u. s. w. —
Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und seine langen feingestalten Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt?

Goethe hat uns selbst auf diese Fragen eine authentische Antwort in den Gesprächen mit Eckermann gegeben. „Das Ilmenauer Gedicht," sagte er zu diesem am 23. October 1828, „enthält als Episode eine Epoche, die im J. 1783,

als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuß eines Felsen kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trocknem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerhand trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamme eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches."

Doch scheinet Allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.

Dieser Jüngling ist der Herzog Carl August. Der Hütte näher tretend, findet der Dichter an der Schwelle desselben einen andern Jüngling so tief in Gedanken verloren sitzen, daß er selbst das Schüren des verglimmenden Feuers vergißt: und dieser Jüngling ist der Goethe von 1775 und der nächsten Zeit. Es ist allerdings eine kühne Fiction, daß der Dichter im ersten Augenblick eben so wenig sich selbst, als die frühere Gesellschaft, wiedererkennt; aber darin liegt gerade ein recht starker Ausdruck der Um-

wandelung, die inzwiſchen mit ihm vorgegangen. Der Hüter der Schwelle charakteriſirt nun zunächſt ſich ſelbſt in treffenden Zügen:

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen.“

Dieſe Neigung, ſein innerſtes Geiſtesleben den Blicken zu entziehen, blieb zeitlebens eine Eigenthümlichkeit Goethe's, die theils in ſeiner Nichtachtung des Urtheils der großen Menge, theils in der Ueberzeugung begründet ſein mochte, daß jeder Verſuch, die Welt über ſein Streben aufzuklären, des Zwecks verfehlen mußte, weil er nur particulär ſein konnte.

„Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.“

Er meint den guten Willen, der durch Rath, durch Andeutung beſſerer Wege zu Hülfe kommen will. Einer Maxime gemäß, die er auch anderswo, z. B. in Meiſter's Lehrjahren ausgeſprochen, ſagt er, es gelte hier den Kelch des Irrthums und der Leiden ganz auszuleeren.

„Ich bin Dir nicht im Stande ſelbſt zu ſagen,
Woher ich ſei, wer mich hieher geſandt.“

Seinen Lebensgang pflegte er mit halb fataliſtiſchem, halb religiöſen Auge zu betrachten. Dies trat z. B. lebhaft in dem Augenblick hervor, wo er zwiſchen Weimar und einem Verhältniß, das ihm von ſeiner Freundin Demoiſelle Delf dringend empfohlen ward, ſich entſcheiden mußte (ſ. den Schluß von Wahrheit und Dichtung). Wie begeiſtert, brach er beim Abſchied in die Worte aus: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt

die Zügel fest zu halten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam."

„Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?"

Auch das war eine Maxime Goethe's, Selbstkenntniß nicht auf dem Wege des Selbstbeschauens, sondern des Handelns und Strebens zu suchen. Hier in Weimar hatte er den kühnen Versuch gewagt, einen Fürstenhof zum Wohnsitz freier Menschlichkeit zu machen. Hatte ihn gleich dabei ein edler Trieb geleitet, so sah er doch bald des Irdisch-Gemeinen genug sich hinzugesellen. Er brachte „reines Feuer vom Altar;" aber klagend muß er sich gestehen:

„Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme."

„Der Sturm", der in jener Periode die Geister überhaupt erregt hatte, entfesselte auch unedle Triebe und Begierden, und Goethe's Schriften insbesondere hatten hier und da Unheil gestiftet. Indem er sich dessen anklagt, „schwankt er nicht", d. h. er lenkt nicht reuevoll von der eingeschlagenen Bahn zurück; er hält die Hoffnung fest, daß auch hier der Weg durch Irrthum zur Wahrheit führe. Auch fühlte er sich damals noch durch etwas Anderes bedrängt. Als er nach Weimar kam, schlugen zuerst Aller Herzen dem Sänger des Götz entgegen:

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

Aber durch die Art, wie er in Weimar mit dem Herzog

lebte, stieß er „allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf" (Brief an Merck aus dem J. 1776):

Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt.

„Erhoben" aber und „beglückt" wird er durch die Hoffnung, die er auf des Herzogs edle Natur baut. Ist gleich der Läuterungsprozeß dieses Gemüths brausend und stürmisch, sind gleich die Erstlingsfrüchte des von üppiger Kraft strotzenden Stammes noch herbe, er glaubt dennoch auf einen schönen, reichen Ernteſegen rechnen zu dürfen.

In den folgenden Versen charakterisirt er nun die damalige Entwickelungsepoche seines fürstlichen Freundes:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.

Mit dem „engen Schicksal" sind wohl seine Stellung und Erziehung angedeutet, die es ihm erschwerten, zu jener freien Menschlichkeit zu gelangen, und seinen Geist mit Zauberschatten umringten. Indem er sich dieser Phantome zu erwehren sucht, muß er aber zugleich „mit sich selbst streiten", muß sich angewöhnen, „die freie Seele einzuschränken", um, wie es später heißt, durch Selbstbeherrschung der Herrschaft über andere fähig uud würdig zu werden. In solche Selbstläuterung darf aber kein Zweiter eingreifen, er muß sie selbst vollenden:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

Jetzt iſt er noch mitten in dieſem Gährungsprozeß befangen:

Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Weg zu ſchmal! u. ſ. w.

„So war er ganz" fügte Goethe dieſer Stelle in jenem Geſpräche mit Eckermann hinzu; „es iſt darin nicht der kleinſte Zug übertrieben. Doch aus dieſer Sturm- und Drangperiode hatte ſich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, ſo daß ich ihn zu ſeinem Geburtstage im J. 1783 an dieſe Geſtalt ſeiner frühern Jahre ſehr wohl erinnern mochte. Ich läugne nicht, er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht. Doch ſeine tüchtige Natur reinigte ſich bald und bildete ſich ſchnell zum Beſten, ſo daß es eine Freude ward, mit ihm zu leben und zu wirken."

Mit den Worten „Verſchwinde Traum!" verſcheucht der Dichter das ängſtliche Traumgeſicht aus den frühern Jahren. Die Nacht, die ſymboliſch den damaligen Zuſtand andeutete, verſchwindet, und er ſieht die Gegend vom ſchönſten Tage, dem Sinnbild des jetzigen Zuſtandes, ſich erhellen. Er fühlt, daß das neue ſchönere Leben, welches es damals dunkel ahnte, bereits begonnen hat. Zu dem freien Sinne hat ſich bei dem edeln Freundepaar ſchöne Mäßigung und Berufsernſt geſellt; erfolgreich ſind beide ſchon für das Wohl des Volkes thätig geweſen. Mit Genugthuung ſagt ſich der Dichter:

Ich ſehe hier ein ruhig Volk im ſtillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle*) zu.

Beſonders mag ihn der Gedanke erfreut haben, daß nun bald der Bergbau in Ilmenau wieder beginnen werde (er ward am 24. Februar des nächſten Jahres neu eröffnet), eine Angelegenheit, die er ſeit einer Reihe von Jahren eifrig betrieben hatte:

Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte ſtocken.

Auch Gerichtsweſen und Adminiſtration werden verbeſſert:

Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und feſtes ird'ſches Glück.

Das Ganze ſchließt mit ermunternden, glückverheißenden Worten, die der Dichter an den Fürſten richtet, einer Geburtstags-Gratulation, wie ſie vielleicht nie ſo edel und würdig einem Regenten dargebracht worden.

21—23. Drei Oden an meinen Freund Behriſch.

Herbſt 1767.

Goethe machte während ſeiner Univerſitätszeit in Leipzig die Bekanntſchaft eines wunderlichen Mannes Namens Behriſch, der als Hofmeiſter bei einem jungen Grafen Lindenau ſtand. In der Gedichtſammlung iſt ſein Name Beriſch, in Wahrheit und Dichtung Behriſch geſchrieben. Daß letztere Schreibart die richtige ſei, beſtätigte mir folgende briefliche

*) B. R. Abeken conjicirt: „Des Webers raſcher Spule."

Mittheilung von Varnhagen von Enſe: „Ein ſchön geſchriebener großer Brief von ihm in meiner Handſchriftenſammlung hat ſeine deutliche Unterſchrift Behriſch.“

Der Graf von Lindenau war ſeit einiger Zeit mit dem Hofmeiſter ſeines Sohns nicht recht zufrieden und entließ ihn deßhalb auf eine glimpfliche Weiſe. Doch gereichte dieſem die Sache nicht zum Nachtheil; denn auf die Empfehlung angeſehener Perſonen, die er durch Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit für ſich eingenommen hatte, wurde er als Erzieher des Erbprinzen von Deſſau an den Hof eines trefflichen Fürſten berufen. Für Goethe war der Verluſt eines ſolchen Bekannten nicht gleichgiltig. Mochte gleich Behriſch durch ſeinen Hang, „ſich ernſthaft mit poſſenhaften Dingen zu beſchäftigen und einen albernen Einfall bis in's Unendliche zu verfolgen“, dem jungen Dichter manche ſchöne Stunde rauben, ſo war ſein Umgang doch auch wegen der ſchönen Kenntniſſe, die er beſaß, im Stillen lehrreich; und zugleich wirkte Behriſch günſtig auf Goethe's poetiſchen Styl. Unter der Bedingung nämlich, daß Goethe nichts drucken laſſe, ſchrieb er die Poeſie deſſelben mit einer Rabenfeder und Tuſche auf holländiſches Papier, die Titel gar in Fractur, und brachte ſo ein höchſt elegantes Manuſcript zu Stande. Indem dies den jungen Dichter zum Produciren ſpornte, trieb es ihn zugleich an, ſich eines möglichſt ſcharfen und conciſen Ausdruckes zu befleißigen, indem Behriſch ihm oft den Aufwand von Zeit und Talent zu bedenken gab, den eine ſolche Abſchrift verlange.

In den vorliegenden drei Oden nun, die Goethe dem ſcheidenden Freunde widmete*), ſpricht ſich die Achtung

*) Der Dichter erhandelte ſie im J. 1817 von einem armen Gärtner zurück, in deſſen Beſitz ſie gelangt waren.

und Zuneigung für denselben aus, der Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältnisse, sein Zorn über die bösen Zungen, die Behrisch angeschwärzt hatten, und seine Sehnsucht, auch bald aus diesen Umgebungen erlöst zu werden. In der ersten erscheint Behrisch unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem er ein glücklicheres Erdreich wünscht. Seine kräftige Natur hat „der Erde aussaugendem Geize", der Fäulniß verbreitenden Atmosphäre widerstanden. Selbst in dieser verderbten Umgebung kann Niemand, davon ist der Dichter überzeugt, der Tugend seines Freundes etwas anhaben. „Der Raupe tückischer Zahn wird stumpf an den lichtgrünen Blättern des edeln Baumes." Aber darum wird doch auf die Dauer sein Ruf nicht unangetastet bleiben. Im Herbste überzieht die Spinne „mit grauem Ekel die Silberblätter", und sieht nun triumphirend, wie das Mädchen schauernd, der Jüngling jammernd an dem früher so geliebten Baume vorübergeht. — Die zweite Ode zeigt, daß des Dichters Besorgnisse gegründet waren. Behrisch ist verläumdet und wird Leipzig verlassen. Der Dichter nennt zürnend die Stadt „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit." — In der dritten spricht sich besonders seine ingrimmige Stimmung über den Verlust des Freundes aus. Er räth diesem, seine Brust in Zukunft gegen Liebe und Freundschaft zu stählen; denn wo sich Herzen zusammengefunden, reiße der Neid sie auseinander. So schmerzlich ihm aber die Trennung wird, so däucht es ihm doch unedel, den Freund durch Klagen zurückhalten zu wollen; der Gedanke an des Freundes Freiheit werde ihm selbst Freiheit im Kerker sein. Der Schluß der Ode:

Du gehst, ich bleibe;
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Axe

deutet an, daß das letzte Jahr von Goethe's Leipziger Triennium bereits begonnen hatte, als er diese Ode schrieb.

Die drei Oden an Behrisch lassen den eigenthümlichen Charakter der Goethe'schen Poesie wenig erkennen; in Form und Ton gibt sich noch Klopstock's und Ramler's Einfluß kund.

---

24. Elysium.

An Uranien.

25. Pilgers Morgenlied.

An Lila.

1772.

Im Anfange März 1772 verweilte Goethe einige Tage bei Merck in Darmstadt und lernte hier Herder's Braut, Caroline Flachsland, kennen, aus deren Briefen an Herder sich näherer Aufschluß über Anlaß und Beziehung der beiden Gedichte ergeben hat. Auch gegen Anfang April finden wir unsern Dichter wieder in dem Darmstädt'schen Kreise. Von dort begleitete ihn Merck nach Frankfurt zurück, worauf Beide dann zusammen einen Ausflug nach Homburg unternahmen. Vom Landgrafen und seiner Gemahlin freundlichst aufgenommen, durchfuhren sie in einem herrschaftlichen Wagen die dortigen Parkanlagen, lustwandelten mit den Hofdamen in der Gegend und freuten sich der pittoresken Schönheit derselben. Dieser Aufenthalt gab die Veranlassung zur Entstehung unsrer beiden Gedichte, die ich früher, durch eine Notiz von Merck in meiner Annahme bestärkt, irrthümlich auf Charlotte Buß und die Wetzlarer

Verhältnisse gedeutet habe. Beide sprechen die Erinnerung an das erste Bekanntwerden mit zwei Homburgischen Hofdamen, Fräulein von Ziegler (Lila) und Fräulein von Roussilon (Urania) aus, und gewähren einen klaren Einblick in Goethe's damalige Erregbarkeit, wie in die allgemeine Empfindsamkeit jener Zeit, worin die Freundschaft so leicht die Gestalt der Liebe annahm. In beiden Gedichten tritt besonders Lila als diejenige hervor, die den lebhaftesten Eindruck auf den Dichter gemacht. Herder's Braut schilderte sie diesem als ein außerordentlich empfindsames Mädchen, von welchem Merck ganz begeistert sei. „Wenn Goethe von Adel wäre," schrieb sie am 8. Mai an Herder, „so wollte ich, daß er sie vom Hofe wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Weise verkannt wird — aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären einander werth." Indem sie am 25. Mai an Herder eine Abschrift der beiden Gedichte übersandte, fügte sie noch ein drittes „Fels-Weihegesang, an Psyche", bei, welches Goethe ihr selbst gewidmet hatte. Es ist nicht in Goethe's Werke aufgenommen, doch eines Platzes in denselben vollkommen würdig. Gleich den beiden vorliegenden in freien Rhythmen, Goethe's damaliger Lieblingsform, verfaßt, stellt es in den ersten acht Strophen die Weihe eines Felsen (bei Darmstadt) zu seinem und der Freunde Lieblingssitze dar.

Vergleicht man unsere beiden Gedichte, wie sie aus Goethe's und Merck's Handschrift in K. Wagner's Sammlung abgedruckt sind, mit ihrer Form in der Gedichtsammlung, so ergeben sich folgende Abweichungen:

In dem erstern wiederholen sich die zwei Anfangsverse: „Uns gaben (nicht geben, wie in der Gedichtsammlung)

die Götter auf Erden Elysium" nach jedem Absatz, und sind jedesmal rechtswärts hineingerückt, so auch am Schlusse, wo aber der letzte Vers: „Ach, warum nur Elysium!" wie die übrigen wieder links an den Rand gerückt ist. Außerdem steht in V. 22 „versiegelte" (statt: versiegelt), V. 23 „dem liebenden" (statt den l.), V. 31 „auf dem Felsen" (statt: auf meinem F.), V. 48 „Auf mich blicken, seh' ich" (statt: Auf mich blicken).

Im zweiten Gedicht steht in V. 2 „Thurm um (statt: Thurm ein), V. 11 „Dem Fremdling" (statt: den Fr). V. 5 besteht aus zwei Versen:

Doch mir schweben
Tausend Bilder ...

---

26. Mahomet's Gesang.

1773.

Dieses Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musen-Almanach auf das J. 1774 unter der Ueberschrift Gesang, und zwar als dramatischer Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt. Es war ursprünglich zur Einschaltung in ein von Goethe projectirtes Drama Mahomet bestimmt. Von mehrern einzuschaltenden Gesängen, die Goethe, ehe er an die Ausarbeitung des Dramas ging, schon vorläufig gedichtet hatte, ist nur dieser, und außerdem eine später von Schöll aufgefundene Hymne uns erhalten, womit sich das Stück eröffnen sollte.

Auf die Idee, Mahomet's Geschichte dramatisch zu behandeln, war Goethe durch seine Bekanntschaft mit Basedow und Lavater geführt worden. Die Beobachtung beider

Männer hatte ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß der vorzügliche Mensch allerdings das ihm inwohnende Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, aber beim Zusammentreffen mit der rohen Welt seinen hohen Vorzügen gar viel vergebe, und sich am Ende ihrer ganz begebe; das Himmlische, Ewige werde in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Da er nun kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen hatte, so beschloß er jene von ihm in der Wirklichkeit an seinen zwei modernen Propheten angeschauten Wege am Leben Mahomet's dramatisch zu veranschaulichen. Im ersten Act sollte Mahomet, nachdem er, wie die einleitende Hymne zeigte, sich selbst bekehrt, seine Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mittheilen; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, den neuen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten; es zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, der Streit wird gewaltsam, Mahomet muß fliehen. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner und macht seine Religion zur öffentlichen; aber er muß auch zur List seine Zuflucht nehmen; das Irdische wächst, das Göttliche tritt zurück. Im vierten Act verfolgt Mahomet seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Vorwand, als Zweck; es fehlt nicht an Grausamkeiten; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften Act fühlt er sich vergiftet; seine große Fassung, seine Wiederkehr zu sich selbst macht ihn bewundernswürdig; er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

Den uns vorliegenden Gesang sollte Ali, nach Goethe's eigener Angabe, zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten

Punkt des Gelingens vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch die Vergiftung erfolgt. Die jetzige Ueberschrift „Mahomet's Gesang" ist nicht zu billigen, da man es ihr nicht ansieht, daß sie ein Loblied auf Mahomet bezeichnen soll.

Dieser Preisgesang ist, wie man sogleich erkennt, ein allegorischer Hymnus. Er besiegt das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung Mahomet's, oder allgemeiner, jener großen, gotterfüllten Genien, die ein Licht und Leitstern ganzen Völkern für Jahrhunderte und Jahrtausende werden. Gehen wir an die Deutung des Einzelnen, so haben wir uns zu hüten, daß wir in die kleinen Detailzüge, die zur Ausmalung des Bildes dienen, nicht zu viel hineinlegen.

Ein solcher Genius ist hohen, reinen Ursprungs, mit ursprünglichem Adel des Geistes geboren (V. 1—3); tiefes Geheimniß ruht über seinen ersten Regungen in der früheſten Kindheit; diese Zeit ist bei dem einzelnen Menschen das, was bei Völkern das mythische Zeitalter, eine noch ganz unter göttlichem Einfluß stehende Vorgeschichte (V. 4—7). Mit frischen Kräften tritt der Jüngling in das Alter des klaren Selbstbewußtseins; aber sein Streben ist noch ein ideales, himmelwärts gerichtetes (V. 8—12); seine ganze Thätigkeit ist noch spielend, aber selbst im Spiel bewährt er schon seine geistige Ueberlegenheit über Andere; er ist überall Tonangeber und Führer (V. 13—17). Weiter im Leben fortgeschritten, den Mannesjahren sich nähernd, beginnt er sich der Welt erfreulich und segensreich zu erweisen (V. 18—21); schöne Verhältnisse knüpfen sich an und drohen ihn auf einen engern Wirkungskreis zu beschränken; das tiefe Gefühl seines höhern Berufs läßt ihn den Lockungen widerstehen (V. 22—27). Die Welt beginnt

seine edlere Natur, seine große Bestimmung zu erkennen; erst schließen sich in kleinern Kreisen untergeordnete Kräfte mitwirkend seinen Bestrebungen an (V. 28 f.), dann in immer weitern und weitern Kreisen (V. 32). Von allen Seiten ergeht an ihn der Aufruf, die Welt aus den Banden des Irdischen, des Gemeinen zu erlösen, die Geister vom Staube zum Göttlichen zu erheben (V. 35—48). Tausend Herzen, die von tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllt waren, blieben am Staube haften, drohten sich ganz im Irdischen zu verlieren (V. 42), sich in zweckloſem Treiben zu verflüchtigen, durch die geringsten Hindernisse in ihrem bessern Streben gehemmt zu werden (V. 43—45), so lange sie vereinzelt waren; sie alle erwarten von ihm Befreiung aus den Fesseln des Irdischen. — Glänzend entspricht er ihren Erwartungen (V. 49—68). Dieser letzte Abschnitt läßt sich ganz im Einzelnen nur auf einen welterobernden, Staaten und Dynastie stiftenden Religionsgründer wie Mahomet deuten, der, seine Brüder, seine Kinder dem Erzeuger an das Herz bringend, zugleich auch äußerlich eine halbe Welt umgestaltet. Die Verse 53—59 schildern das Umgestalten, sein unaufhaltsames Erobern, seine schöpferische Thätigkeit, die Verse 60—64 seine Macht und Herrlichkeit auf ihrem Gipfelpunkt; die Schlußverse deuten wieder auf seine ursprüngliche, nun erreichte Bestimmung, die Menschen zum Göttlichen zu erheben, zurück.

Der Lauf eines Stromes dient bekanntlich oft den Dichtern zur bildlichen Darstellung des menschlichen Lebenslaufes; wie erinnern nur an Krummachers Parabel „Rhein" und Fr. L. Stolberg's „Felsenstrom". Das letztere Gedicht hat in der metrischen Form einige Aehnlichkeit mit dem vorliegenden und gemahnt auch im Inhalt stellenweise an

dasselbe, wie z. B. der Anfang gleichfalls auf den geheimnißvollen Ursprung menschlicher Vortrefflichkeit hindeutet:

Unsterblicher Jüngling,
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken u. s. w.

Die Abweichungen im Göttinger Musenalmanach von der jetzigen Gestalt unsers Gedichtes bestehen in Folgendem: Die Verse 1—3, 8—12, 15—17, 22—27, 31 f. 42—46, 49—55, 60—64 singt Ali. Er und Fatema zusammen singen V. 31 f. die Worte: „Bruder! Bruder, nimm die Brüder mit" und V. 48: „Mit, zu deinem Vater mit!" Die übrigen Verse trägt Fatema vor. — Außerdem finden sich folgende Varianten:

V. 15 f. Und mit festem Führertritt
Reißt er seine Brüderquellen
V. 20 f. Und die Wiese lebt von
Seinem Hauch.
V. 29 ff. Sich gesellschaftlich an ihn;
Und nun tritt er in die Ebne
Silberprangend,
V. 33 Und die Bächlein von Gebirgen
V. 34 f. Jauchzen ihm und rufen:
Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
V. 38 f. Der mit weitverbreit'ten Armen
Unsrer wartet,
V. 44 ff. Saugt an unserm Blut;
Ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche!
Bruder,

Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von Gebirgen
V. 50 f. Und nun schwillt er herrlicher, —
Ein ganz Geschlechte
V. 53 ff. Triumphirt durch Königreiche,
Gibt Provinzen seinen Namen,
Städte werden unter seinem Fuß.
Doch ihn halten keine Städte,
Nicht der Thürme, Flammengipfel,
Marmorhäuser, Monumente
Seiner Größe, seiner Macht.
V. 63 Tausend Segel auf zum Himmel
Seine Macht und Herrlichkeit.

Schöll fand zugleich mit dem oben erwähnten Eingangs-Hymnus einzelne von Goethe aus dem Koran übersetzte Stücke, Vorstudien zum Drama und darunter auch Sura VI, aus dem Lateinischen des Maraccius übersetzt: „Abraham sprach zu seinem Vater Azar: Ehrst Du Götzen für Götter? Wahrhaftig ich erkenne Deinen und Deines Volkes offenbaren Irrthum. Da zeigten wir Abraham des Himmels und der Erde Reich, daß er im wahren Glauben bestätigt würde. Und als die Nacht über ihm finster ward, sah er das Gestirn und sprach: Das ist mein Herrscher! Da es aber niederging, sagt' er: Wenn mich mein Herr nicht leitet, geh' ich in der Irre mit diesem Volk. Wie aber die Sonne heraufkam, sprach er: Das ist mein Herrscher; er ist größer! Aber da sie auch unterging, sprach er: O, mein Volk, nun bin ich frei von deinen Irrthümern! Ich habe mein Angesicht gewendet zu dem, der Himmel und Erde erschaffen hat."

Aus diesem Stoffe schuf Goethe den Nachthymnus:

Mahomet.

Feld. Gestirnter Himmel.
Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl.
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehen sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern!
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu.
Bleib, bleib! Wendst du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk!

Sonne, dir glühenden weiht sich das glühende Herz,
Sei mein Herr, du mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, Herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Schöll bemerkt dazu: „Stimmt diese Hymne nicht ganz, namentlich in der Wendung, wie die Sonne darin vorkommt, zu Goethe's Inhaltsbeschreibung (Bd. 22, S. 225 Ausg. in 40 B.), so darf dies nicht befremden, da er sie verloren glaubte, und die letztere aus dem Gedächtniß machte." Ich gestehe, daß ich das Gepräge der besondern Liebe, womit Goethe diesen Gesang gedichtet zu haben

bekennt, in dem Obigen nicht aufzufinden vermag, und halte die von Schöll an's Licht gezogenen Verse für einen ersten Entwurf. Jedenfalls hat aber der Herausgeber an ihnen einen interessanten Fund gethan, wäre es auch nur, weil wir hier einmal ein Goethe'sches Gedicht in einer Strophenform antiker Art antreffen.

---

27. Gesang der Geister über den Wassern.

1779.

In einem Briefe, den Goethe auf seiner Reise durch die Schweiz im J. 1779 am 14. October aus Thun an Frau von Stein richtete, lautet eine Stelle: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern. Schreiben Sie doch sie für Knebeln ab, mit einem Gruß von mir." Scholl bemerkt dazu: „Also nachdem er den Staubbach gesehen, und zwischen den Berner Gletschern hat Goethe diese schöne Ode gedichtet, die erst 1789 gedruckt ward." Und somit sehen wir, wie auch dieses Gedicht wieder enger, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte, mit besondern Erlebnissen zusammenhängt. Es spiegelt sich nicht bloß im zweiten Abschnitt der Anblick des Staubbachs, sondern im Ganzen der Anblick der Wasser der Schweiz, und in dem Odenschwung der Empfindung der Eindruck der großen Naturbilder ab.

Die vorliegende Ode gehört mit einigen ungefähr gleichzeitig entstandenen zu Goethe's edelsten lyrischen Productionen. Dem Inhalte nach beschäftigten sie sich größtentheils mit den wichtigsten und höchsten Beziehungen des Menschen,

und in der Behandlung erinnern sie an antike Oden; und so finden wir hier, wie in andern Geistesproductionen dieser Zeit, unsern Dichter in steter Annäherung zu dem Geiste der antik classischen Poesie begriffen. Diese Annäherung gibt sich auch im Metrum kund. Der Leser braucht nur das Versmaß dieser, oder der nächstfolgenden Ode „Meine Göttin", mit dem von „Mahomet's Gesang" zu vergleichen, um alsbald den Fortschritt von jener früheren regellosern Behandlung der freien Rhythmen zu einer mehr gesetzmäßigen, der classischen Formstrenge sich annähernden Gestaltung zu bemerken.

Heinr. Kurz ist der Meinung, die erwähnten Oden seien, bei aller Höhe des Schwungs und aller Tiefe der Gedankenwelt, die sich in ihnen entfaltete, doch so klar und durchsichtig, daß eine Erklärung derselben auf nichts als eine breite Paraphrase hinauslaufen würde, womit der Leser zu verschonen sei. Aber wie, wenn nicht bloß gewöhnliche Leser, sondern Interpreten ex professo in der Auffassung wesentlich voneinander abweichen? Ich bin überzeugt, hätte Kurz sich auf eine Paraphrase eingelassen, so würde sich diese in manchen Punkten von der Interpretation Kannegießer's z. B. entfernt haben.

Schon gleich beim ersten Abschnitt des Gedichtes kann ich dem letztgenannten Erläuterer nicht beipflichten. „Vom Himmel kommt," so deutet er die allegorischen Züge in V. 3 bis V. 7, „die Seele des Menschen, denn sie ist ein Theil des göttlichen Geistes; zum Himmel steigt auch die Seele — nach dem Tode zur Unsterblichkeit. Die folgenden Zeilen: Und wieder nieder u. s. w. möchten, buchstäblich bezogen, an die Seelenwanderung des Pythagoras erinnern; doch eine so wörtliche Beziehung leidet die Allegorie

nicht, ſondern es iſt hier bloß an die ewige Verjüngung des Menſchengeſchlechts zu denken." — Ich glaube, an die letztere iſt eben ſo wenig als an die Metempſychoſe zu denken. Der einzelne Menſch, will der Dichter ausdrücken, fühlt ſeiner Doppelnatur zufolge ſein ganzes Leben hindurch die Seele bald von Irdiſch-Gemeinem, bald von Himmliſch-Hohem angezogen; ſo ſchwebt ſeine Seele, dem Waſſer gleich, in ewigem Wechſel zwiſchen Himmel und Erde.

Von den folgenden drei Abſchnitten ſagt Kannegießer: „In den beiden erſten iſt mehr die Jugendzeit, das Knaben- und Jünglingsalter, im dritten das männliche bezeichnet." So viel dieſe Deutung auf den erſten Anblick für ſich zu haben ſcheint, ſo legt ſie doch dem Dichter etwas Fremdes unter. Es ſoll hier nicht wieder wie in Mahomet's Geſang, die Vergleichung des Verlaufs eines Menſchenlebens mit einem Stromlauf ausgeführt werden, ſondern, wie das Thema gleich in den erſten Verſen angegeben iſt, des Menſchen Seele wird mit dem Waſſerelemente verglichen. Wäre Jenes die Abſicht des Dichters geweſen, ſo läge in dem Anfangs-, wie in den beiden Schlußabſchnitten manches Ungehörige. Der Dichter ſtellt im zweiten Abſchnitt (V. 8 ff.) das Waſſer in leichtem, ſpielendem Fluſſe dar, — ein Bild der Seele, wenn ſich ihrem Streben und Wünſchen keine mächtigen Hinderniſſe entgegenſtellen, wenn ihr keine ſchweren Entſagungen aufgebürdet werden, wenn ſie ſich frei und fröhlich entfalten darf. Daher heißt es:

Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,

Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Aber nicht immer ist der Mensch so glücklich. Ein ander Mal fühlt sich die Seele in ihren feurigsten Wünschen gehindert und gehemmt. Dann wird sie von Unmuth ergriffen, aber nicht in ihrem Streben gänzlich aufgehalten; sie müht sich die Hemmnisse zu überwinden und dringt, wenn auch mit Unterbrechungen („stufenweise"), nach ihrem Ziele hin (V. 18 ff.).

Schleicht der Wasserstrahl „im flachen Bette" (V. 23 ff.) durch ein freundliches Wiesenthal daher, dann ist er ein Bild der Menschenseele in lieblicher, freundlicher Ruhe, in behaglichem Genusse; und sammelt und breitet er sich zum glatten See, in dem alle Gestirne ihr Antlitz weiden, so sehen wir in ihm ein Symbol einer großen und ruhigen Menschenseele, die hohe und himmlische Gedanken und Empfindungen in sich hegt.

Dann fällt dem Dichter (V. 28 ff.) noch eine Analogie zwischen dem Wasser und der Seele des Menschen auf: Wie die Welle vom Winde bald lieblich gekräuselt, bald von Grund aus stürmisch aufgewühlt wird: so fühlt sich die Seele von der Leidenschaft bald süß und schmeichelnd erregt, bald heftig und schmerzlich ergriffen. Hiernach haben wir im Schlußverse den „Wind" nicht mit Kannegießer als Symbol äußerer Gewalten, sondern als Sinnbild seiner Gefühle und Leidenschaften, in denen sein Schicksal begründet ist, aufzufassen.

28. Meine Göttin.

1780.

Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt dieses Gedicht in's J. 1781; des Dichters Briefe an Frau von Stein geben aber Tag und Jahr genauer, und zugleich den Ort der Entstehung an. Goethe schickte es am 15. September 1780 auf einer Rundreise im Weimarischen von Kaltennordheim aus an seine Freundin mit der Nachschrift: „Dieses zum Dank für Ihren Brief und statt alles Andern, was ich von heut zu sagen hätte." Die Jahre 1779 und 1780, denen die beiden herrlichen Oden, die nächstvorhergehende und die vorliegende, angehören, bezeichnet Schöll in der trefflichen Einleitung zu den Briefen dieser Jahre (I, 195 ff.) als eine „Periode der Steigerung," worin des Dichters Geist einen edlern und höhern Schwung nahm, und als die beiden Brennpunkte in der Ellipse dieses Biennium's die Schweizerreise von 1799 und die Rundreise durch's Land im September 1780, von denen jene durch den Gesang der Geister über den Wassern, diese durch Meine Göttin bezeichnet ist.

Mußten wir uns bei der vorhergehenden Ode vielfach gegen Kannegießer's Deutung erklären, so können wir hier großentheils wörtlich seine Erläuterung adoptiren.

Zu den anziehendsten Gegenständen für den Dichter und Künstler überhaupt gehört die Hauptquelle des künstlerischen Vermögens, die Phantasie. Ihr erkennt unser Dichter unter allen Uranionen den höchsten Preis zu (wenn er gleich Keinen zu seiner Meinung herüberziehen will). Er macht sie mit kühner Erweiterung der Mythologie zum Schooßkinde Jupiters, und nennt sie, das Thema der drei

nächſtfolgenden Abſchnitte anſchlagend, die „ewig bewegliche, immer neue, ſeltſame Tochter Jovis“. Zeus, der Vater der Götter, erſcheint hier nicht als Ideal der Weisheit, ſondern als launenvoller Herrſcher. Seine Sinnesart hat die Tochter geerbt, und er läßt ſie gewähren und hat ſogar ſeine Freude daran, in ihr ſein Abbild zu ſehen, mag ſie nun heiter oder ernſt erſcheinen. Die heitere iſt hier wie eine Fee dargeſtellt mit dem Lilienſtengel des Oberon und Roſen um das Haupt, wie eine Sylphide, die über Blumenauen hinſchwebt, und ſich von Thau und dem Honig der Blüthen nährt; die ernſte oder vielmehr die düſtere iſt mit oſſianiſchen Farben gemalt, auch als ſolche ſchillernd wie die Abend- und Morgenlüfte, ewig veränderlich wie der Mond, der bald die Wolken theilt, bald von ihnen verſchleiert wird. Aber wie ſie auch ſei, wir können dem Vater der Götter und Menſchen nicht genug danken, daß er dem vergänglichen Erdenſohn ſein unvergängliches Kind als Braut zugeführt und ſo dem Verlaſſnen, Einſamen das Leben gewürzt, den Schmerz gelindert, die Freude verdoppelt hat. Dem Menſchen allein iſt dies Glück zu Theil geworden, keinem andern Geſchöpfe der Erde. Denn wenn auch den edlern Thieren Erinnerungskraft nicht abzuſprechen iſt, ſo entbehren doch alle des Vermögens ſelbſtgeſchaffne Bilder frei zu combiniren; und eben dieſes Mangels wegen haben ſie nur einen dunkeln Genuß des Daſeins, der ſich auf die Gegenwart beſchränkt. Ihr Trieb iſt nicht auf Höheres, ſondern nur auf Erhaltung des irdiſchen Daſeins und den Genuß des Augenblicks gerichtet. Aber dieſe Tochter des Zeus will auch zart behandelt ſein, wie eine Geliebte, will geehrt ſein, wie die Frau des Hauſes, und vor Allem nicht von nüchterner Weisheit ſchwiegermütterlich gemeiſtert und in ihrem Gebiet beſchränkt

werden. Schließlich preist der Dichter neben der Phantasie ihre ältere, gesetzte Schwester, seine stille Freundin, die Hoffnung, die edle Treiberin und Trösterin, die gleich der Phantasie den Geist auf ihre Fittige nimmt und in die ferne Zukunft trägt. Sie hatte ihn auch zu dieser Rundreise, auf der das Gedicht entstand, angetrieben; er gedachte, durch persönliches Anschauen der Zustände des Landes dessen Bedürfnisse und die Mittel der Befriedigung kennen zu lernen. Sie war auch eine Trösterin, wenn er manchmal Unerfreuliches fand, da die bisher erreichten Erfolge ihm guten Muth für die Zukunft einflößten. Und so schließt er mit dem heißen Wunsche, daß diese Freundin sich erst mit dem Lichte des Lebens von ihm wende.

Die Gestalt, in der das Gedicht den Briefen an Frau von Stein beiliegt, weicht von der jetzigen in folgenden Versen ab:

V. 3. Mit keinem streit' ich,
V. 7. Seltsamsten Tochter Jovis,
V. 11. Alle die Launen,
V. 19. Blüthenthäler betretend,
V. 28. Um Felsenwand,
V. 39 Den (statt: dem) sterblichen Menschen
V. 48 ff. Hingehen die Armen
Andern Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
In dunklem Genuß
Und trübem Leiden
Des augenblicklichen u. s. w.

29. Harzreise im Winter.

1777.

Durch eine Programmabhandlung von K. L. Kannegießer „Ueber Goethe's Harzreise im Winter" (Prenzlau 1820) wurde der Dichter veranlaßt, selbst nähere Aufschlüsse über Entstehung und Inhalt dieses Gedichtes zu geben. Wir dürfen den Leser darauf verweisen, da sie dem zweiten Bande der Gedichte unter der Ueberschrift „Noten" (S. 347 der 40bänd. Ausg.) als Anhang beigegeben sind. Außerdem enthält der 25te Band der Ausg. in 40 B. (S. 169 ff.) eine ausführliche Darstellung der in den Noten berührten Anlässe zur Reise und der Umstände, unter den sie angetreten wurde. Wir nehmen daraus abkürzend dasjenige auf, was die nächste Beziehung zu unserm Gedichte hat.

Nachdem Goethe das Werther'sche Sentimentalitätsfieber und die Beziehungen, in die er dadurch zu vielen an dieser Krankheit leidenden jungen Leuten verwickelt wurde, geschildert, fährt er so fort: „Zu manchem andern brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1777, von Wernigerode datirt, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen. Man erkannte daran einen jungen durch Schulen und Universitäten gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Der Styl war gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch Alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Suchte man

nun aber die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht; ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen, unternommen, der ich beizuwohnen hatte. Ich erbat mir jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umwege mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich öfter den lebhaften Wunsch äußern hören, es möge das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Zwar ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt. Aber diesen konnte ich an irgend einem Gegenstande nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Deßhalb hatte ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht; und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahrszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize; und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Correspondenten persönlich zu sehen und zu prüfen,

wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel Harzreise im Winter so lange als Räthsel unter meinen kleinern Gedichten gestanden. In düsterm und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier (V. 1) über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tages so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laternen (vgl. V. 61 ff.) erst sehr spät in Ilefeld ankam ...

Des folgenden Tages schrieb ich mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichtes. Davon mögen die ersten Strophen, die sich auf den nun zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind."

Nun folgen V. 29 ff. bis V. 50 des Gedichtes, und hierauf eine sehr ausgeführte Schilderung des Zusammentreffens mit Plessing in Wernigerode, der Persönlichkeit dieses Mannes, und eines spätern Besuches, den Goethe ihm in Duisburg im November 1792 abstattete.

Durch die Briefe Goethe's an Frau von Stein und beigefügte kurze Tagebuch-Notizen haben die vorstehenden Mittheilungen eine willkommene Ergänzung erhalten. Darnach ritt Goethe am 29. November 1777 seitab vom Jagdgefolge dem Ettersberge zu und hinüber nach Sondershausen. Unter dem 30. November sagt ein Tageblatt: „Ganzen

Tag in unendlicher gleicher Reinheit . . . ſchöne Ausſicht, die goldene Aue vom Kyffhäuſer bis Nordhauſen herauf." Vom dritten Reiſetag meldet das Tagebuch: „Den 1. Decbr. Montag früh 7 von Ilefeld ab mit einem Boten; gegen Mittag in Elbingerode. Herrlicher Eintritt in den Harz; Felſen und Bergweg. Gelindes Wetter; leiſer Regen. Dem Geier gleich u. ſ. w. (mit der obigen aus ſpäter Erinnerung niedergeſchriebenen Erzählung des Dichters nicht zuſammenſtimmend); Nachmittags in die Baumannshöhle." Unter dem 3. December heißt es: „Auf Wernigerode. Mit P. (Pleſſing) ſpazieren auf die Berge u. ſ. w." (gleichfalls nicht ganz übereinſtimmend mit Goethe's Erzählung in ihrem weiteren Verlauf). Am 4. December: „Ueber Ilſenburg auf Goslar . . . grimmig Wetter". Aus den weitern Tageblättern heben wir nur noch das vom 10. Decbr. heraus: „Früh nach dem Torfhauſe. 1 Viertel nach Zehn auf den Brocken; 1 Viertel nach Eins droben. Heitrer, herrlicher Tag; rings die ganze Welt in Wolken und Nebel, oben Alles heiter. Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkſt! Um vier Uhr wieder zurück; bei dem Förſter auf dem Torfhauſe in Herberge." Am Abend ſchrieb er einen Brief an Frau von Stein, der als eine treffliche Erläuterung gelten kann zu den Schlußverſen des Gedichtes:

Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel u. ſ. w.

„Was ſoll ich," ſchrieb er, „vom Herrn ſagen mit Federſpuhlen? was für ein Lied von ihm ſingen? im Augenblick, wo mir alle Proſa zur Poeſie, und alle Poeſie zur Proſa wird? Es iſt ſchon nicht möglich mit der Lippe zu ſagen, was mir widerfahren iſt; wie ſoll ich's mit dem ſpitzen

Ding hervorbringen? Liebe Frau, mit mir verfährt Gott, wie mit ſeinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befeſtigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken ſein und die Tenne naß (Buch der Richter 6, 36—40), ſo iſt's ſo, und umgekehrt auch; und mehr als Alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünſchen!" — Am Schluſſe des Briefes heißt es: „Ich ſagte, ich habe einen Wunſch auf den Vollmond! Nun, Liebſte, trete ich vor die Thür hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondſchein über den Fichten vor mir, und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebſten Dank geopfert." — Am 15. December traf er in Eiſenach mit dem Herzog wieder zuſammen.

Schon aus dem hier Mitgetheilten, aber noch deutlicher aus dem ganzen Verfolg ſeiner damaligen Briefe an Frau von Stein erkennt man, daß neben der Anſchauung des Bergbaus und dem Beſuch eines Gefühlskranken noch ein tieferer Anlaß ihn zu dieſer abenteuerlichen Winterreiſe antrieb. Es war, wie Schöll es bezeichnet, „ſein nicht leichtes Bemühen ſich zu beſchränken und in der Beſchränkung das Unbeſchränkte zu finden; ſein Streben, bei Anknüpfung an vornehme Geſellſchaft einfacher Natur treu zu bleiben, dem rein Menſchlichen ſich zuzubilden: und dieſe Religion ſeines Weſens, wodurch ihm, was im Naturkreiſe ihn beſchäftigte und hold anſchaute, zum Symbol und Pfand ſeiner Gemüthsſtimmung, und was im Freien und Wilden ihn ergriff und erhob, zur Vorbedeutung und Verheißung für ſeine perſönlichſten Wünſche ward. Diesmal ſtürzte er ſich in Froſt, um ganz die Erwärmung zu fühlen, tauchte ſich in Nacht, um fröhlich zum Licht aufzufahren, in Müdigkeit

und Hunger, um die Wohlthat der Labe und des Lagers zu segnen, in Winter und Gefahr, um im einfachsten Lebensgefühl sich zu erbauen. Und daß ihm das Verlangen nach der freien Luft des Gipfels, obwohl vermessen, wie von selbst gelang, erfüllte ihn, als ein liebevoller Anhauch des Naturvaters, mit der weichsten Andacht. Diese Süßigkeit belohnter Ausdauer und gekrönten Vertrauens verschmolz mit dem Bewußtsein gleicher Ausdauer seiner Liebe, gleichen Vertrauens in die Zukunft:

Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!"

Die im Vorhergehenden angedeutete Art der Entstehung unsers Gedichtes läßt schon nicht erwarten, daß wir in demselben ein schön geschlossenes und abgerundetes Ganze finden werden. Der Dichter gesteht auch selbst, von dem, was ihm während der Reise durch den Sinn gezogen, „kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen" niedergeschrieben zu haben. Gleich der Anfang läßt, wenn die Tageszeit („Auf schweren Morgenwolken") bezeichnet ist, eine gleichzeitige Andeutung der Jahreszeit, so wie überhaupt einiger Umstände, unter denen die Reise unternommen ward, vermissen. Ein Gedicht soll im Leser möglichst schnell die beabsichtigte Stimmung hervorrufen; dazu wäre aber unstreitig eine wenn gleich leise Bezeichnung der Oertlichkeit sehr förderlich gewesen. Nach den fünf Anfangsversen, die es sogar beim ersten Lesen noch zweifelhaft lassen, ob der Dichter mit leiblichem, oder nur mit geistigem Auge das Bild des auf Morgenwolken schwebenden Geiers schaut,

ob also die Morgenwolken wirklich als zeitbestimmend gelten können, beginnt sogleich eine Reflexion und wir müssen bis zu V. 18 weiter lesen, ehe wir einen neuen beschreibenden Zug finden.

Die schweren Morgenwolken und der sanfte Fittig (V. 2 f.) stehen sich bedeutungsvoll gegenüber. Wie der Geier mit ruhigem Fittig über dem drohenden Gewölk und herab nach Beute umherschaut, so schweift des Dichters Blick über die düstern Verhältnisse des Menschenlebens und sucht einen würdigen Gegenstand des Lieds. Denn (V. 6) ihm hat ein Gott diese Bahn (die Bestimmung, mit dem besonnenen Blick des Dichters die Welt zu überschauen) vorgezeichnet, wie Jedem die seine. Die Glücklichen (V. 9 ff), zu denen er vor Allen sich selbst zählen durfte, eilen leicht und freudig ihrem Ziel entgegen. Wem aber Unglück das Herz zusammenschnürt (V. 12 ff), wie jenem hypochondrischen Jünglinge, den er aufzusuchen gedachte, der sträubt sich vergebens gegen sein Geschick, aus dem ihn erst der noch immer bittere Tod herausrettet. In dem Ausdruck „die Schranken des ehernen Fadens" (V. 14 f.), faßt Kannegießer den Faden als Fessel, Netz, Käfig auf. Ich glaube nicht, daß der Dichter dies Bild im Sinne hatte. Die Parzen spinnen dem Menschen einen bestimmten unzerreißbaren (ehernen) Lebensfaden; dieser beschränkt, hindert und hemmt ihn, so daß er mit aller Anstrengung nicht sein Schicksal nach Willkür gestalten kann.

Bei V. 19 ff. sieht er rauhes Wild vor dem Winterwetter sich in schauriges Walddickicht flüchten; der Gedanke, daß unterdeß die Rohrsperlinge sich in die schützenden Sümpfe gesenkt haben, erinnert ihn an die Reichen und Vornehmen, die sich jetzt gleichfalls in ihre behaglichen

Winterwohnungen zurückgezogen, und dem Wagen der Fortuna so bequem folgen, wie der Dienertroß dem auf gebesserten Wegen einziehenden Fürsten. Einen Gegensatz zu diesen bildet der unglückliche Plessing, dem vorzugsweise seine Reise gilt. Er verliert sich „abseits" (V. 29 ff.) von der großen Heerstraße, worauf der glänzende Zug der Fortuna einherfährt, in eine schaurige Oede. Das Bild des menschenfeindlichen Unglücklichen schwebt nur der Phantasie des Dichters vor; die Darstellung ist aber so lebhaft, daß der Leser leicht in den Irrthum fallen kann, der Dichter spreche hier von wirklich Angeschauten. Die Verse 30 bis 34 bezeichnen nur die Einsamkeit des Unglücklichen. Kannegießer legt wohl zu viel hinein, wenn er interpretirt: „Er ist nicht sowohl von Andern verlassen, als er sich selbst abgesondert hat; er wendet sich abseits, man blickt ihm nach, verliert ihn aber bald aus den Augen, achtet seiner nicht, vergißt ihn."

V. 35 bis V. 50: Plessing trug, wie der Dichter ihn auffaßte, den Menschen ein Herz voll Liebe entgegen, die ihm ein Balsam hätte werden können, aber ihm zum Gifte ward, da die Welt seine nach Freundschaft dürstende Seele zurückwies. Je reicher und inniger die Liebe war, womit er den Menschen entgegentrat, um so tiefer und unerbittlicher ist nun sein Haß. So trank er Menschenhaß aus der Fülle der Liebe (V. 38). Die Kälte, mit der man ihn behandelt hat, vergilt er jetzt reichlich mit Verachtung seiner Mitmenschen (V. 39); aber indem er sich in Eigenliebe und Selbstsucht, die seinem liebebedürftigen Herzen doch nicht genügen können (V. 42), zurückzieht, zerstört er unter der stolzen Maske gleichgültiger Ruhe heimlich seine ursprünglich treffliche Natur. Bei V. 43 beginnt des Dichters

Theilnahme an dem Unglücklichen sich in ein frommes Gebet zu ergießen. Nicht ganz gut scheint sich das „In der Wüste" (V. 50) mit den „tausend Quellen" zu vereinigen. Daß er nicht wirklich in einer Wüste ist, sondern sich nur in einer solchen wähnt, hätte meines Erachtens angedeutet werden sollen.

V. 51 ff. scheinen einen schroffen Uebergang von Plessing zu den auf der Jagd befindlichen Freunden zu bilden; doch ist dieser Uebergang bereits durch den „Vater der Liebe" (V. 44), der tausend Quellen der Freude geschaffen hat, einigermaßen verbreitet. „Brüder der Jagd" (V. 53) ist nicht bloße Umschreibung für Jäger, sondern zugleich mit Beziehung auf deren vertrauliches Verhältniß zum Dichter gesagt. „Fröhlich" heißt ihre Mordsucht (V. 56), weil sie vorzugsweise aus dem Bestreben, die Kräfte zu üben, hervorgeht, weil sie dem Menschen ein Bewußtsein der Ueberlegenheit über das physisch stärkere oder schnellere Thier gibt, und weil das freie Umherschweifen durch Wald und Gebirge ein wohlthuendes Gefühl der Unabhängigkeit gewährt. „Unbild" (V. 57) heißt zunächst eine Mißgestalt, aber, wie hier, auch im Oberdeutschen und schon im Althochdeutschen (daz unpilid) und im Mittelhochdeutschen (daz unbilde) zugleich eine kränkende, verletzende, Schaden bringende Handlung (injuria), eine Unbill.

Der Gegensatz der geselligen Lustpartie seiner Freunde und seines einsamen Umherziehens lenkt die Betrachtung auf ihn selbst zurück (V. 60 ff.). Wenn er die Liebe anfleht, ihn in ihre Goldwolken einzuhüllen, so wissen wir aus dem oben Mitgetheilten, welche Liebe vorzugsweise gemeint ist. „Mit der dämmernden Fackel" (V. 66) kann

auf den Mond, aber auch auf die Laterne des Boten, der ihn nach Ilefeld geleitete, bezogen werden. Der beizende Sturm in V. 73 scheint tropisch von der Falkenjagd auf den Sturm übertragen zu sein, also den emporsteigenden, wirbelnden Sturm zu bezeichnen. Der Tropus ist kühn, lag aber dem von Gedanken an Jagd und Jäger erfüllten Dichter nicht ferne. Die Richtigkeit dieser Erklärungsweise wird doppelt wahrscheinlich, wenn wir die benachbarten Gedanken vergleichen: Der Morgen lacht, mit ihm lacht die Liebe in sein Herz; der Sturm erhebt sich, mit ihm trägt ihn die Liebe empor; Winterströme stürzen von Felsen, mit ihm brausen seine Psalmen daher, die ihm die Liebe eingab.

Das Gedicht schließt mit einer Apostrophe an den schneebehangenen Brockengipfel. Die „Geisterreihen" in V. 80 deuten auf die Sagen von den Festen der Walpurgisnacht. „Unerforscht" (V. 82) heißt der Busen des Berges, weil er nicht durch den Bergbau aufgeschlossen ist, während andere Berge des Harzes, seine „Brüder" aus ihren Metalladern den Reichen der Welt ihre Schätze entsenden.

Goethe legte das Gedicht einem Briefe an Merck vom 5. August 1778 bei mit der Ueberschrift „Auf dem Harz im December 1777." Hier finden sich folgende Abweichungen vom jetzigen Texte:

V. 2. Der, auf Morgenschlossenwolken
V. 10 f. Rasch zum freudigen Ziel läuft.
V. 12. Aber wem Unglück
V. 17. Den die bittre Scheere
V. 46. So erquicke dies Herz!

V. 54. Auf der Fährte des Schweins
V. 82. Du ſtehſt, unerforſcht die Geweide ...

---

30. An Schwager Kronos.

10. Oktober 1774.

Im vorliegenden Gedichte hören wir das ungeſtüme Brauſen jenes Geiſtesſtroms, der in der Genie-Periode faſt alle bedeutenden Talente ergriffen hatte. Was dieſem Geiſt am meiſten widerſtrebte, war ein ängſtlich-bedächtiges Zurathhalten der Kräfte; mochte man auch nur kurze Zeit leben, es mußte raſch und energiſch gelebt ſein; die zugemeſſene Spanne Zeit mußte mit der größtmöglichen Summe von Genuß und Thätigkeit gefüllt werden. In dieſem Sinne iſt unſere Ode gehalten, die nach der Angabe in der Quartausgabe am 10. Oktober 1774 in der Poſtchaiſe gedichtet wurde.

Die Zeit (Kronos) erſcheint hier als Lenker des Lebenswagens unſers Dichters, wie es auch im Egmont in etwas anderer Wendung des Bildes heißt: „Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch.“ Die Aufforderung an Kronos, ſich zu ſputen (V. 1), kann, da der raſchere und langſamere Schritt der Zeit nur eine illuſoriſche Vorſtellung iſt, vor der nüchternen Reflexion nur den Sinn haben: „Ich will möglichſt intenſiv leben;“ denn alsdann erſcheint gerade der Zeitſchritt am ſchnellſten, wenn wir recht viel Genuß und Thätigkeit in ein Zeitmaß zuſammendrängen.

Im weitern Verlauf des Gedichtes iſt nun das Leben, wie es der Dichter ſich wünſcht, durchgehends unter dem

Bilde einer raschen Fahrt dargestellt. In V. 3 ff. ist mit der bergab gehenden Fahrt wohl die Zeit gemeint, wo der Dichter nicht mit schwierigen Unternehmungen zu ringen hatte. Auch da pflegte er nicht in träger Ruhe hinzubrüten. Kleine Hemmnisse, die sich dann einem freiern Lebensgenuß entgegenstellen wollten, wurden keck übersprungen.

Frisch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Aber nicht lange währte es, so belud er sich wieder mit einer schweren Aufgabe, die alle Kräfte anzuspannen gebot:

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!

Hier galt es, allen Kleinmuth abzuwehren und in hoffnungsfrohem Streben unaufhaltsam vorzudringen (V. 12 f.). Mit jedem neuen Geisteswerk aber, das ihm gelang, arbeitete er sich auf einen höhern Gipfel der Einsicht, des Selbstbewußtseins empor, wo ihm ein freierer Umblick über das Leben sich eröffnete und die Ahnung von der Ewigkeit und Unendlichkeit seines geistigen Strebens sich verstärkte (V. 14 ff.). Was bei diesem rastlosen Streben ihm die schönste Erfrischung zu bieten pflegte, sagt uns auch „Künstlers Morgenlied“:

Und find ich mich zurück hieher,
Empfängst Du, Liebe, mich.

Und wir werden es auch in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ wieder hören, wo die Muse zu ihrem Auserkornen, auf die künftige Geliebte anspielend, sagt:

Doch daß das Leben, das Dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,

Hab' ich Deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen u. ſ. w.

Die Art und Weiſe aber, wie hier der Reiſende auf der raſchen Fahrt ſich nur flüchtig einen „ſchäumenden Trank, einen friſchen Geſundheitsblick" ſpenden läßt, um dann weiter zu fliegen, iſt charakteriſtiſch für Goethe, der ſich durch keines ſeiner Liebesverhältniſſe, wie viele er deren auf den verſchiedenen Stationen ſeiner Lebensfahrt angeknüpft, auf die Dauer hat binden laſſen.

In dem Maße, wie die Lebensfahrt ſich dem Ende nähert, wünſcht er ſie mehr und mehr beſchleunigt:

Ab denn, raſcher hinab!'

und er möchte gern bei noch vollem, kräftigem Lebensgefühl, ehe ihn im Moor des Greiſenalters der Nebelduft kalter Stumpfſinnigkeit umfängt, in das nächtliche Thor der Unterwelt hinabgeriſſen werden, ein Wunſch, den auch Schiller in ſeiner Jugend in der „Melancholie an Laura" ausſprach:

Brich die Blumen in der ſchönſten Schöne,
Löſch', o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauſchet bei der ſchönſten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch ſchweigend horcht das Haus.

Der leichte, ja luſtige Uebermuth, mit dem in unſerm Gedichte der Abſchied vom Leben dargeſtellt iſt, erinnert an Egmont: „Soll ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?" Dieſe Stelle iſt beſonders mit genialem Takt auf dem gemeinſamen Grenzrain des Komiſchen und Erhabenen gehalten. Iſt gleich der uralt-ehrwürdige Kronos in einen modernen Poſtillon verwandelt („Töne,

Schwager, in's Horn!"): so hält doch der dithyrambische Schwung der Gefühle jeden Anflug des Gemeinen und Niedrigen ferne.

Schließlich weise ich noch darauf hin, zu welch lebenvoller Figur die Zeit hier personificirt erscheint. Kronos tritt uns hier nicht bloß unsern modernen Anschauungen näher gerückt, in faßlicherer Gestalt entgegen, er betheiligt sich auch an den Schicksalen des Individuums, das er in seinem Wagen durch's Leben führt; er strebt mit ihm den Berg hoffend hinan, genießt mit ihm die erhebende Aussicht von der Höhe, wird auch von „des Ueberdachs Schatten, von dem Frischung verheißenden Blick des Mädchens" angezogen und labt sich mit „am schäumenden Trank". In solchen Zügen noch eine besondere Beziehung suchen, hieße die Deutung der Allegorie zu weit verfolgen. Mir erscheint darin nur das Bedürfniß der dichtenden Phantasie, jeder poetischen Gestalt, mag sie auch nur eine allegorische oder symbolische Bestimmung haben, eine Fülle selbstständigen, individuellen Lebens zu leihen.

V. 21 hieß in ältern Ausgaben (meines Erachtens besser):

Und der Frischung verheißende Blick ...

---

31. Wanderers Sturmlied.

Spätjahr 1771 oder Frühjahr 1772.

Ueber die Zeit, in der das Gedicht entstand, und die Stimmung, die es hervorrief, hat Goethe uns selbst in Wahrheit und Dichtung Mittheilungen gemacht. Friederike Brion hatte, nachdem er von der Universität zu Straßburg

in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, noch einmal an ihn geschrieben und auf eine Weise Abschied genommen, die ihm das Herz zerriß. „Gretchen," erzählt er, „hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum erstenmal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Antheil an Andern; ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte, wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherschweifens in der Gegend den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zweien angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen (vgl. oben die Vorbemerkungen zu Nr. 24 und Nr. 25). Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern ... Mehr als jemals war ich gegen offne Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte." — Hiernach gehört das Gedicht wohl am wahrscheinlichsten in den Herbst oder Winteranfang 1771; doch könnte es auch in das Früh-

jahr 1772 fallen, wo er vielfache Ausflüge nach den genannten Orten machte.

Nach den vorstehenden Bekenntnissen des Dichters muß es auffallen, daß sich in dem Gedichte nichts von jener quälenden Reue über sein Verhältniß zu Friederike kund gibt. Es spricht sich vielmehr sogleich ein begeisterndes Bewußtsein des inwohnenden Genius aus, der ihn gegen alle Stürme des Lebens stählt. Denn daß wir den Sturm, gegen den er hier ankämpft, auch in höherm, symbolischen Sinne zu fassen haben, unterliegt keinem Zweifel. Goethe sagt in seinen Bemerkungen zur Harzreise im Winter: „Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleinern Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit angeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, weßhalb sie sich nicht gleichen, jedoch darin übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte."

Das ihm bei V. 1—9 vorschwebende Allgemeine und Höhere liegt nahe genug: Wer den Genius in sich fühlt, verliert auch unter den Stürmen des Schicksals die Ruhe, den Lebensmuth nicht; er singt gleich der Lerche, (die eben hoch über seinem Haupte wirbelt), dem drohenden Gewölk entgegen. Dann heißt es weiter V. 10—17: der Genius hebt uns auf seinen Feuerschwingen über den Schmutz des Lebens empor; wer von ihm erfüllt und getragen wird, der wandelt mit reinem Fuß selbst durch den Schlamm gemeiner Verhältnisse und überwindet das schlammerzeugte gemeine Gezücht, das ihm hemmend in den Weg tritt, wie Apoll, als er das delphische Orakel in Besitz nehmen wollte, den Drachen Python erlegte. — Bis hieher schlossen sich

die Gedanken an das augenblicklich Erlebte, Gegenwärtige, an den Sturm, dem der Dichter entgegenkämpft, an den Schlammpfad, auf dem er rüstig daherschreitet. Jetzt führt ihm die Phantasie andere schlimme Situationen vor, worin der Genius sich hülfreich erweist (V. 18—25); er erleichtert drückende Lebensverhältnisse, leitet und schirmt in gefährlichen Lagen, flößt dem Herzen, das vor der kalten Wirklichkeit schauert, belebende Wärme ein. — „Das ist Wasser" (V. 30) geht auf den herabströmenden Regen, den man sich (wie auch das spätere „Jupiter Pluvius" andeutet) als fortdauernd zu denken hat. „Der Sohn des Wassers und der Erde" (V. 31) ist eine poetische Umschreibung für den Schlamm. Das Wasser für sich, „das Herz der Wasser" (V. 34), und die Erde für sich, „das Mark der Erde" (V. 35) sind rein; erst aus der Verbindung beider erzeugt sich das Unreine. Im Nächstfolgenden wendet sich der Dichter wieder an die Musen und Charitinnen, die Spenderinnen alles Schönen und Anmuthvollen, die er bereits in V. 28 f. angefleht hat. Wenn sie, die Reinen, ihn umschweben, so wandelt er rein, wie die Himmlischen, über den Schlammpfad. Es versteht sich, daß alles dieses sich zunächst auf das wirklich Umgebende bezieht, dann aber auch ideeller zu fassen ist; wie Goethe selbst zu einer Stelle in der Harzreise anmerkt, man habe sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Ideellen und Wirklichen zu halten.

Bei V. 39 ist ein Abschnitt, der auch in der ursprünglichen Gestalt des Gedichts durch einen Trennungsstrich angedeutet war. Der wandernde Dichter bemerkt hier einen Bauer, der dem Sturme rüstig Trotz bietet, und zürnt nun über sich selbst und den Kleinmuth, der ihn zu erfassen

drohte. „Wie!“ ruft er sich zu (V. 39—51), „der Bauer soll, durch die bloße Aussicht auf Bacchus Gabe und auf einen wärmenden Herd gekräftigt, muthvoll der Heimath zuschreiten; und ich, der Günstling der Musen und Grazien, den ihre Himmelsgaben daheim erwarten, soll muthlos heimkehren?“ Auch hier ist der allgemeine, ideelle Gehalt nicht schwer zu finden: Wir sehen gewöhnliche Menschen, wenn sie mit Bedrängniß und Mühsal zu ringen haben, durch die bloße Hoffnung auf Ruhe und Labsal nach Arbeit und Entbehrung gekräftigt, ihren Lebensmuth behaupten; und reichbegabte Männer, denen der Genius ein zweites schöneres Leben im Leben schafft, sollten verzagen, wenn sie eine Zeit lang gegen widrige Geschicke ankämpfen müssen? Die Epitheta zu „Bauer“ in V. 40 mögen immerhin aus der wirklichen Anschauung geschöpft worden sein; sie hätten aber kaum besser gewählt werden können, wenn den Dichter rein die Rücksicht auf den symbolischen Sinn der Stelle geleitet hätte. — Der Anblick des Bauern erinnert ihn daran, daß die Menschen des jetzigen Weltalters durchgehends nicht im tiefsten Herzen die Erhebung und Begeisterung schöpfen, die sie im Leben aufrecht erhält, sondern durch äußere Mittel, zumal durch Weingenuß den Lebensmuth rege halten (V. 52—58). Vater Bromius (Bacchus) ist der Genius unsers Jahrhunderts, ist ihm, was die wahre Begeisterung für Pindar war, was der Sonnengott für die Welt ist. Aber sich selbst ruft er ein Wehe! zu (V. 59—70), wenn er nicht in sich die Flamme der Begeisterung hegt, wenn er auf Erwärmung von außen her rechnet. Dann wird Phöbus Apollo, der Wärmeborn der Welt, seinen Blick verächtlich über ihn weggleiten und auf der Ceder weilen lassen, die in eigener Urkraft emporwächst und grünt.

Bei V. 71 ist abermals ein Abschnitt, der gleichfalls in der ersten Form des Gedichtes durch einen trennenden Strich angedeutet war. Der Regensturm hat unterdessen fortgetobt und mahnt jetzt den Dichter, der sich in Betrachtungen verlor, wieder an die umgebende Wirklichkeit. Aber sogleich knüpft sich eine neue Reflexion an. Jupiter Pluvius, die sturmathmende Gottheit, ist es, die in ihm Begeisterung geweckt. Nicht in holder, glücklicher Ruhe kam über ihn die Weihe der Dichtkunst, nicht wie über Anakreon und Theokrit; der Kampf der Elemente hat ihn zu Pindarischem Geistesschwung erregt. Er setzt in V. 76—83 *seinen* dichterischen Enthusiasmus einer Poesie andrer Art entgegen. *Mein* Lied, sagt er, strömt die von Dir, dem Sturmgott, erregte Begeisterung aus; aber daneben gibt es noch eine Art dichterischer Begeisterung, eine ruhige, helle, dem kastalischen Quell gleichende, freilich auch eine weniger reiche und hohe („ein Nebenbach"), die nur in dem Busen mußereicher, beglückter Sterblichen wohnen kann; nicht Du bist es, der sie erweckt („Abseits von Dir"). Diesen Gedanken exemplificiren die folgenden Verse: Du warst es nicht, sturmathmender Gott, der Anakreon zu seinen Liebesliedern begeisterte (V. 84—90); Du hast nicht dem Theokrit seine Idyllen eingegeben (V. 91—100). Indem seine Phantasie so bei den Dichtern des Alterthums verweilt, stellt sich ihm Pindar als derjenige dar, dessen dichterische Begeisterung der seinigen am nächsten verwandt sei. Aus Goethe's damaliger Correspondenz mit Herder geht gleichfalls hervor, wie hoch ihm in jener Zeit Pindar stand. Daß er aber hier bei der Charakteristik der Pindarischen Begeisterung, wie sie sich in dessen Siegesgesängen ausspricht (V. 101—109) an die seinige dachte, beweist

V. 110, wo er mit kühnem Gedankensprunge plötzlich sich selbst unterschiebt. Der kalte Regensturm hat, just während seine Beisterung sich zu Pindarischem Schwunge steigerte, den Rest seiner physischen Widerstandskraft untergraben, und in einzelnen abgebrochenen Worten fleht er die himmlische Macht an, ihm nur so viel Kraft zu lassen, um seine Hütte, die er auf dem Hügel vor sich sieht, watend zu erreichen. — Durch diese Wendung bekommt das Gedicht allerdings einen festen Abschluß; ob aber auch den wünschenswertheften?

Von rhythmischer und sprachlicher Seite verdiente das Gedicht eine ausführlichere Erörterung, als wir ihm hier widmen können.*) In der metrischen Form ist noch Klopstock's Einfluß zu erkennen, wenn gleich Goethe dieses durch Klopstock zuerst in Aufnahme gekommene Quasi-Metrum in eigenthümlicher Weise behandelt hat. Wir machen besonders darauf aufmerksam, wie sich die einzelnen Abschnitte gern in einen kurzen prägnanten Vers zuspitzen. Die Satzformirung ist ungemein frei und durchgängig auf kräftige Hervorhebung der wirksamsten Begriffe berechnet. Unter den Inversionen sind die in den Schlußversen vorkommenden sehr bezeichnend; sie imitiren in Verbindung mit dem Anakoluth „Dort meine Hütte u. s. w." die Sprechweise des Ermatteten, der nur mühsam und ordnungslos die Theile eines Gedankens zusammenfügt. Interessant müßte auch eine nähere Beleuchtung der zum Theil mehrdeutigen Composita sein: Feuerflügel, Blumenfüße, Hüterfittige,

*) Vgl. über diese freien Rhythmen mein „Archiv für den deutschen Unterricht" (1844, I, 82 ff.) und das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen" (1846, I, 127 ff.).

Phöb=Apoll, wärmumhüllen, Sterblich=Glückliche, blumenglücklich, sturmathmend, honiglallend. In allem diesem ist der Einfluß von Goethe's damaligem Studium Anakreon's, Theokrit's und Pindar's zu erkennen. Pronomina sind gleichfalls mit ähnlicher Freiheit, wie in den alten Sprachen ausgelassen: „Wen Du nicht verlässest, (den) wirst (Du) im Schneegestöber wärmumhüllen"; desgleichen Artikel: „Und (ein) kastalischer Quell rinnt ein Nebenbach!" Eine sehr starke Alliteration begegnet uns in V. 101 f. „Räder rasselten Rad an Rad rasch"; zugleich ist hier das Gewühl der Wettrennenden durch Onomatopöesie und den stürmisch fortpolternden rhythmischen Gang ausdrucksvoll nachgeahmt.

Goethe sandte das Gedicht am 31. August 1774 an Jacobi in einer in folgenden Versen abweichenden Gestalt:

V. 5. Wird der Regenwolke
V. 7 ff. Entgegensingen, wie die
Lerche, die da droben.
V. 10. Wenn Du nicht u. s. w.
V. 18 (ist wiederholt).
V. 24 f. Wirst im Schneegestöber wärmumhüllen.
V. 28. Umschwebt mich, ihr Musen,
V. 32 f. Ueber den ich wandle göttergleich.
V. 44. Soll der zurückkehren muthig?
V. 46 f. Musen und Charitinnen all,
Den all's erwartet, was ihr,
V. 58. Phöb=Apoll ist.
V. 68. Auf der Ceder Grün verweilen,
V. 74. Dich, aus dem es quoll,
V. 94 f. In dem hohen Gebirg nicht,
Dessen Stirn die
Allmächtige Sonne beglänzt,
V. 98. Den Bienen singenden

V. 102 ff. Wenn Rad an Rad
Rasch um's Ziel weg
Hoch flog siegdurchglühter Jünglinge Peitschenknall,
V. 107 f. Wie vom Gebirg herab sich
Kieselwetter in's Thal wälzt,
V. 110 Muth, Pindar — Glühte?
V. 115 f. Dort ist meine Hütte,
Zu waten bis dorthin!

32. Seefahrt.

11. September 1776.

Ueber die Zeit, welcher die Entstehung dieses Gedichtes angehört, geben Goethe's Briefe an Lavater genaue Auskunft. Er sandte es diesem als Beilage zu einem Briefe vom 16. September 1776; das Gedicht selbst trägt das Datum „den 11. Sept. 76".

Dieses allegorische Gedicht erscheint an sich schon sehr bedeutsam und werthvoll, wenn man auch mit den Lebensgeschicken Goethe's, die sein Entstehen veranlaßten, und mit den persönlichen Bezügen, die darin liegen, noch unbekannt ist. Es erscheint dann bloß als das, was es im Grunde auch sein soll, als bildliche Darstellung eines kühnen unternehmenden Geistes, der auf der hohen See des Lebens sein Glück versucht, nach günstigem Anfange der Fahrt von den Stürmen widriger Geschicke überfallen wird, die ihm Verderben statt der geträumten Erfolge drohen, aber dabei den Muth nicht verliert, sondern, während die Freunde seine Lebensbahn aus der Ferne mit ängstlicher Theilnahme verfolgen, dem waltenden Geschick vertrauend und auf Alles gefaßt rüstig seinen Lauf fortsetzt.

Bedeutend erhöht wird aber das Interesse an dem rein und klar ausgeführten Bilde, wenn man erfährt, in welchem Zusammenhange es mit des Dichters persönlichen Lebensschicksalen steht. Als er zu Straßburg seinen Universitätscursus beendigt hatte, lebte er eine Zeit lang in seiner Vaterstadt, nicht ganz entschlossen, welche Lebensbahn er einschlagen sollte. Im Grunde stand es ohne Zweifel bei ihm fest, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens eine möglichst volle Entwickelung seines Wesens und der ihm verliehenen Talente sein müsse; die äußern Verhältnisse aber, in denen dies geschehen sollte, wollte er sich nicht gewaltsam schaffen und zubereiten; er ließ hier das Schicksal gewähren und wartete auf günstigen Wind, um sich auf der hohen See des Weltlebens einzuschiffen. Reich befrachtet war sein Schiff; er hatte so Vieles in sich ausgebildet, so schöne Fertigkeiten und Kenntnisse erworben und, was das Wichtigste war, sah sich von der Natur so reich ausgestattet, daß er die Fahrt mit kühnen Hoffnungen antreten durfte. Er brachte jene Zeit, die er damals in seiner Vaterstadt wie in einem sichern Hafen zubrachte, nicht in mißmuthig gespanntem Harren zu; schaffend und genießend freute er sich des Daseins, freute sich eines lebhaften mündlichen und brieflichen Verkehrs mit nähern und fernern Freunden (V. 1—4).

Nicht lange währte es, da zeigte sich ein lockendes, vielsprechendes Verhältniß, das ihm Befriedigung seiner theuersten Wünsche zu verbürgen schien, und worüber er von seinen Freunden (V. 5—10) beglückwünscht wurde. Der Herzog von Weimar, der gleich beim ersten Zusammentreffen mit Goethe in Frankfurt ganz von ihm eingenommen war, lud ihn an seinen Hof ein. Goethe folgte dem Ruf Anfangs November 1775 (V. 11—14). Hier ging zuerst

Alles nach Wunsch, und seine Freunde jubelten über den Wechsel seiner Lebenslage (V. 15—21). Der Herzog schloß ihn fest an sich; Goethe mußte bleiben; mit ihm erblühte dem froh- und hochsinnigen Fürsten ein poetisches Leben; ihn wählte er zum Austausch der trautesten Hingebung. Aber bald drohte das neue Verhältniß unsern Dichter von der vorgesetzten Bahn abzulenken (V. 22 ff.): Goethe sollte dem Herzog mehr als Genoß heiterer Stunden werden, er sollte ihm die Arbeit und die Sorgen des fürstlichen Berufs tragen helfen; dafür daß der Fürst sich ihm brüderlich hingab, sollte der Dichter seine Ungebundenheit opfern. Schon am Ende des Jahrs 1775 war er in dem Bannkreise der Macht der neuen Lebensverhältnisse. Daß ihn diese „seitwärts von der vorgesteckten Fahrt ab" zu verschlagen drohten, mochte er selbst in manchen Augenblicken nicht ohne Beunruhigung fühlen. Doch äußerte er den Freunden Merck und Lavater gegenüber, deren Besorgniß um ihn er gewahrte, ein entschiedenes Vertrauen und Befriedigung mit seinem Lebensgange. Briefe an Merck sprechen es bestimmt aus, daß er die amtliche Laufbahn und sein Hof- und Weltleben nur als ein Durchgangsstadium betrachtet; er bleibt „treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege." „Wirst bald hoffentlich vernehmen", schrieb er an Merck den 5. Januar 1776, „daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage"; und am 8. März: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und so immer fort." Einen bekümmerten Brief Lavater's beantwortet er am 6. März 1776 mit einem Billet, das an den Schluß unsers Gedichtes erinnern würde, wenn es weniger vermessen klänge: „Lieber Bruder, sei nur ruhig

um mich . . . Verlaß dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, zu gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." Schöner schließt unser Gedicht mit dem Gedanken, daß er den Göttern vertrauend seine Fahrt verfolgen und gefaßt sein Geschick hinnehmen werde, möge es Gelingen oder Untergang sein.

In der Form, in welcher das Gedicht zuerst an Lavater gesandt wurde, zeigt es folgende Varianten:

V. 1. Taglang Nachtlang stand mein Schiff befrachtet.
V. 5. Und sie wurden mit mir ungeduldig:
V. 19 f. Hoffnungslieder nach im Freudentaumel,
Reisefreude wähnend wie des Einschiffmorgens,
V. 30. Drückt der Mensch schwellend Herze nieder.
V. 32. Streicht der Schiffer weis die Segel nieder.
V. 41. Doch er stehet mannlich an dem Steuer
V. 46 f. Und vertrauet landend oder scheiternd
Seinen Göttern.

Auch in Anlage bei einem Briefe an Merck vom 11. September 1776 befand sich das Gedicht, mit der an Lavater gesandten Abschrift bis auf folgende Abweichungen übereinstimmend:

V. 1. Tagelang, Nächtelang stand u. s. w.
V. 2. Günstiger Winde harrend u. s. w.
V. 9. Wird Rückfahrendem in unsern u. s. w.
V. 23—27 fehlen.

23. Adler und Taube.

Spätestens 1773.

Dieses Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774, gehört also spätestens dem

Jahre 1773 an. Den Sinn der Parabel können wir mit einem neuern Aesthetiker etwa so darlegen: Wer von Natur sanft und genügsam, im engen Kreise glücklich ist, kann den mächtigen Thatendrang eines reichbegabten und hochstrebenden Jünglings nicht fassen, und hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze desselben, wenn er sich durch das Unglück („des Jägers Pfeil") mit allem heißen Trieb und Verlangen in einen kleinen Wirkungskreis gebannt sieht. Die guten Lehren jener genügsamen Taubennaturen sind an sich richtig, aber auf den Adlerjüngling unanwendbar; denn es paßt nicht ein Maßstab für alle Charaktere.

Was die Darstellung betrifft, so ist Alles mit den wärmsten Farben ausgeführt. Wie anschaulich ist der gelähmte Adler dargestellt:

Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten u. s. w.

Noch gelungener erscheint mir das Bild der Tauben; jeder Zug prägnant, charakteristisch und productiv auf die Phantasie wirkend. Und nicht minder glücklich sind die Bilder gewählt und ausgemalt, wodurch der Tauber den Adler mit seinem Schicksal zu versöhnen sucht:

Kannst Du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenheben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau u. s. w.

Als ein Gedicht von ganz verwandter Natur empfehlen wir A. W. Schlegel's „Lebensmelodien" zur Vergleichung, worin auf ähnliche Weise drei verschiedene Arten von Charakteren und Weltanschauungen unter den Bildern des Schwans, des Adlers und der Tauben versinnlicht werden.

Schwan und Adler sind dort am nächsten in Verbindung gebracht, weil die durch sie repräsentirten Charaktere die meiste Aehnlichkeit mit einander haben. Beide stellen edle, bedeutende Gemüther dar, die aber wieder wesentlich durch stille Selbstbeschauung einer- und feurigen Thatendrang anderseits, durch innere Tiefe und durch nach außenwirkende Kraft, von einander abweichen. Ihnen gegenüber bezeichnen die Tauben, wie in unserm Gedichte, solche Menschen, die nicht im Erhabenen, sondern im Anmuthigen, nicht in hohem edelm Streben, sondern in harmlosem Genuß ihr Glück suchen.

Der Göttinger Musenalmanach, worin die Ueberschrift des Gedichtes „Der Adler und die Taube" lautet, bietet außerdem folgende Varianten dar:

V. 1. Ein Adlerjüngling hob die Flügel
V. 5. Er stürzt' herab in einen Myrtenhain,
V. 17. Unwürd'ger Raubbedürfniß nach,
V. 20. Und blickt zur Eich' hinauf,
V. 22. Und eine Thräne füllt sein hohes Auge.
V. 23 f. Da kömmt muthwillig durch die Myrtenäste
Hergerauscht ein Tabenpaar,
V. 30. Der Täuber schwingt u. s. w.
V. 43 f. Pflückst aus dem Ueberfluß des Waldgebüsches Dir
V. 47 f. O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit,
V. 49 f. Und die Genügsamkeit hat überall genug.
V. 51. O Weise! sprach der Adler, und trüb' ernst . . .

---

34. Prometheus.

1774.

Zu den großen Genien, die auf unsern Dichter den bedeutendsten Einfluß geübt haben, gehört Spinoza. Ihn,

Shakeſpeare und Linné nennt Goethe ein Kleeblatt bedeutender Männer, denen er unter allen am meiſten verdanke. Faſt ſo oft er ſeiner gedenkt, rühmt er den Frieden und die Beruhigung', die aus der Lectüre ſeiner Schriften über ihn gekommen ſei. Insbeſondere wurde er durch ihn über den großen Zwieſpalt, der die neuere Welt in ihren religiöſen Grundanſichten trennt, ſich klarer bewußt, und dadurch der Brüdergemeinde, deren Bekenntniß er mit leidenſchaftlicher Liebe ergriffen hatte, gänzlich und für immer entzogen. Spinoza hebt nämlich das freie ſittliche Vermögen des Menſchen ſtark hervor, und darin begegnete ihm Goethe's innerſtes Gefühl. Die hierdurch in ihm angeregte Geiſtesbewegung erſcheint nun in unſerm Gedicht auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Der Stolz auf die geiſtige Unabhängigkeit des Menſchen, das Vertrauen auf die Kraft des eigenen Willens hat ſich zu einem Grade geſteigert, daß der Dichter ſich von der Gottheit emancipirt und ſich trotzig auf ſich ſelbſt und die Anlagen, die er in ſich gewahrt, zurückzieht. Dieſes Selbſtgefühl fand einen fruchtbaren Boden an dem ganzen Geiſt der damaligen Zeit, deſſen ſämmtliche Tendenzen ja, wie Gervinus treffend ſagt, „aus jenen titaniſchen Bemühungen floſſen, die des Menſchen Selbſtkraft und Größe unter die Waffen riefen, und ihn von den Göttern ſich ſondern hießen.“ So grell aber und auf die Spitze getrieben, ſo zur Verachtung der überirdiſchen Mächte und zum Haß gegen ſie geſteigert, wie hier, erſcheint doch ſonſt faſt nirgendwo der himmelſtürmende Sinn jener Zeit, und Delbrück hat Recht, wenn er die in unſerm Gedicht ausgeſprochene Denkart „heidniſcher als heidniſch“ nennt. Goethe ſcheint in ſpätern Jahren ſelbſt über dieſes Phänomen erſtaunt geweſen zu ſein, und er erklärte es ſich

damit, daß „bei seinem Charakter Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlungen und abgestoßen habe."

Indem er sich nun für die poetische Darstellung solcher Gesinnung nach einem Symbol umsah, mußte ihm sogleich die mythologische Figur des Prometheus auffallen, der sich, ebenfalls seiner Geisteskraft uud seinem edlen sittlichen Willen vertrauend, in unbeugsamem Trotz von den Göttern absonderte. So hatte ihn schon die antike Poesie, namentlich Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus, aufgefaßt. Aber Goethe fand diese mythische Gestalt noch von einer besondern Seite trefflich geeignet, um die eigenthümliche Art, wie er seine Selbständigkeit zu befestigen suchte, symbolisch darzustellen: er faßte den Prometheus in seiner selbständig-schöpferischen, künstlerischen Thätigkeit auf, wie er, sich streng isolirend, von seiner Werkstatt aus eine Welt bevölkert. Auch Goethe fand die sicherste Basis seiner Selbständigkeit in seinem productiven Talent, das ihn seit einigen Jahren keinen Augenblick verließ; auch er sah sich, wie Prometheus, genöthigt, die Einsamkeit zu suchen, wenn er etwas Bedeutendes produciren wollte. So schnitt er sich denn das alte Titanengewand nach seinem Wuchse zu und begann ein dramatisches Stück, worin das Mißverständniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigene Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Es ist zu bedauern, daß diese geniale Production ein Fragment geblieben ist. Was Goethe davon ausgeführt hat, zeigt eine Kraft und eine Kühnheit, die ihn dem Aeschylus an die Seite setzen. Eine kurze Inhaltsangabe desselben wird dazu beitragen, unser Gedicht in sein rechtes Licht zu rücken.

Den ersten Act eröffnet ein Zwiegespräch zwischen Prometheus und Mercur. Die Anfangs- und Schlußworte dieser Scene, die Prometheus an Mercur richtet, mögen den Inhalt andeuten: „Ich will nicht, sag' es den Göttern! Und kurz und gut, ich will nicht! Geh, ich diene nicht Vasallen!“ Dann wendet sich Prometheus zu seiner Arbeit und bedauert, ihr auch nur einen Augenblick entzogen worden zu sein. Hierauf Epimetheus, der ihn vergebens zur Nachgiebigkeit zu stimmen sucht. Nach seiner Entfernung kurzer Monolog des Prometheus („Hier meine Welt, mein All!“); alsdann erscheint Minerva. Gegen sie spricht sich Prometheus vertrauter, dankvoller, weniger trotzig aus. Beim Scheiden fordert sie ihn auf, zum Lebensquell zu folgen, um dort Leben für seine Statuen zu schöpfen. — Zweiter Act: Jupiter und Mercur. Letzterer berichtet, wie Prometheus durch Minerva's Hülfe seine Welt von Thon belebt. Jupiter: „Das Wurmgeschlecht vermehrt die Zahl meiner Knechte,“ und später: „Sie werden Dich nicht hören, bis sie Dein bedürfen; überlaß sie ihrem Leben!“ Dann wechselt die Scene vom Olymp zu einem Thal am Fuß des Olympus; das Menschengeschlecht ist durch das 'ganze Thal verbreitet in mannigfachster spielender Geschäftigkeit. Prometheus lehrt einen Mann eine Hütte bauen. Streit zweier Männer. Pandora kommt und berichtet erschüttert den Tod ihrer Freundin Mira; Gespräch über Tod und Lebenswonne.

An den Anfang des dritten unausgeführt gebliebenen Actes finden wir nun unser Gedicht gestellt, und Goethe bemerkt in einem Briefe an Zelter (vom 11. Mai 1820) ausdrücklich, der Monolog habe den dritten Act des Dramas eröffnen sollen. Ich möchte aber, trotz dieser authentischen Erklärung bezweifeln, daß unser Gedicht ursprünglich

dieſe Beſtimmung gehabt. Schon das ſpricht als ein bedeutendes Moment dagegen, daß wir dann die Geſinnung des Prometheus im dritten Act um nichts verändert, um nichts vorgerückt fänden; des Epimetheus, der Minerva Vermittlung hätte nichts gewirkt. Jetzt, wo er eine belebte Welt um ſich erblickt, an deren Geſchick er liebend Theil nimmt, jetzt durfte ſein Trotz, wie mir däucht, nicht mehr in der anfänglichen Herbheit erſcheinen. Dazu kommt, daß der Monolog im Weſentlichen nur frühere Gedanken, und einige ſogar faſt wörtlich wiederholt. Man vergleiche z. B. mit V. 28—45 unſers Gedichtes die Stelle aus Act I, 1 des Fragments:

Haben ſie (die Götter) das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidſchten?
Dieſen Buſen geſtählt,
Zu trotzen den Titanen?
Hat mich nicht zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und eurer?

oder mit dem Schluß des Gedichtes die Stelle aus II, 2 des Fragments:

Sieh nieder, Zeus,
Auch meine Welt, ſie lebt!
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei
Zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen ſich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ich denke mir, daß Goethe damals, als er den Prometheus fallen ließ, die Hauptgedanken, die bezeichnendſten Züge aus den beiden fertigen Acten des Dramas zu einem Mo-

nologe gesammelt, der nun füglich als ein selbständiges Gedicht gelten konnte. So hatte er sich doch den Gegenstand auf irgend eine Weise, wie er zu sagen pflegte, „vom halse geschafft". Später mochte ihm das nicht mehr erinnerlich sein, wie er denn auch in dem oben erwähnten Briefe an Zelter den Prometheus „ein von ihm selbst vergessenes Gedicht" nennt. Die beiden ersten Acte waren vollständig, der Monolog schien dem gleichen Stücke angehörig; wohin sollte er anders zu setzen sein, als an den Anfang des dritten Actes?

Gutzkow meint, das Drama Prometheus hätte, wenn es fertig geworden wäre, ein Titanendrama von gräßlicherer Wirkung als Werther's Leiden werden können. Ich halte es umgekehrt für wahrscheinlich, daß die vollendete Dichtung die religiösen Gemüther weit weniger verletzt haben würde, als der Monolog, der die schroffsten Gedanken concentrirt und ohne alle Vermittelung und Lösung ausspricht. Im weitern Verlauf des Dramas würde ohne Zweifel Minerva eine Vermittelung herbeigeführt haben, sie, die den Prometheus liebt und zugleich den Vater ehrt, mit welchem Prometheus anfänglich entzweit ist. Diese Vermittlung konnte nicht ohne eine Sinnesänderung des Prometheus geschehen, und zwar mußte er in den Sinn der Minerva eingehen, die hier als Personification des zugleich religiösen und selbständigen Geistes erscheint, desjenigen Geistes, in dem Goethe später, in den besten Stunden seines Daseins, gelebt, gehandelt und gedichtet hat. Der Monolog aber, der für sich allein jenen übermüthigen Freiheitstrotz auf seinem Gipfelpunkte fixirt, mußte zahllose Gemüther heftig abstoßen, wie Goethe denn auch selbst in jenem Briefe an Zelter daran erinnert, daß „der gute Mendelssohn an den

Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben sei." Daß die Stimmung, welcher Goethe's Prometheus entfloß, keine andauernde, sondern nur Reaction gegen Herrenhuterische Religionsschwärmerei war, und daher, nachdem einmal beide Extreme sich in ihm geltend gemacht, einer gemäßigtern mittlern den Platz räumte, geht aus den nachfolgenden Dichtungen, z. B. aus den zunächst zu besprechenden „Ganymed" und „Gränzen der Menschheit" hervor, die beide vom Hauche inniger Religiösität durchweht sind. In einem gewissen Sinne ist Goethe indeß ein ächter Prometheus, ein Vorwärtssinnender, geblieben. Wenn ein schwerer Verlust ihn traf, so unternahm er, um sich über den Schmerz emporzuringen, ein bedeutendes Werk; oder hatte der Schlag des Schicksals seine Thatkraft augenblicklich zu stark gelähmt, so suchte er sich wenigstens von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag weiter zu arbeiten, und blickte im Schmerz vielleicht am wenigsten nach oben empor, wo anders geartete Gemüther dann Trost zu suchen und zu finden pflegen.

In der ältesten Gestalt zeigt das Gedicht folgende Abweichungen:

V. 12. Ich kenne nichts ärmers
V. 21 ff. Als ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus, wo ein,
Kehrt mein verirrtes Aug'
Zur Sonne u. s. w.
V. 27. Sich Bedrängter zu erbarmen.
V. 28 f. Wer half mir wider
Der Titanen Uebermuth?
V. 32. Hast Du's nicht alles u. s. w.
V. 37. Ich Dich ehren? Wofür's?
V. 46 ff. Wähntest etwa,

Ich ſollt' das Leben haſſen,
In Wüſten fliehn,
V. 54 f. Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen ſich ...

---

35. Ganymed.

Vermuthlich Frühjahr 1780.

Goethe ſchickte mit einem Billet vom 1. Mai 1780 eine „Hymne" an Frau von Stein, welche? darüber fehlt freilich jede Andeutung. Schöll denkt an den Geſang aus der Iphigenie: „Es fürchte die Götter u. ſ. w." Ich möchte auf Ganymed rathen. V. 3 zeigt, daß dieſes Gedicht durch einen Frühlingstag hervorgerufen worden, und der ganze Ton deſſelben erinnert an die Gruppe von Hymnen, die nachweislich um das Jahr 1780 entſtanden ſind (Geſang der Geiſter, Gränzen der Menſchheit, Meine Göttin, Das Göttliche).

Fanden wir das vorhergehende Gedicht von einem irreligiöſen Geiſte durchweht, ſo zeigt ſich hier, daß jene Sinnesart nicht von Dauer war; denn im vorliegenden Gedichte ſpricht ſich die wärmſte Religiöſität aus als Zug des Herzens zu einem alliebenden, in der Schönheit der Natur ſich kund gebenden Weſen. Goethe hatte ſich jetzt wieder der Sinnesweiſe ſeiner frühſten Jugend genähert. Schon als Knabe empfand er einen ſtarken Hang zu einſamer gefühlvoller Betrachtung der Natur und ward hierbei gewöhnlich von ahnungsreichen religiöſen Stimmungen ergriffen. „Der Gott; der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſteht, (ſo erzählt er am Ende des erſten Buchs von Wahrheit und Dichtung), der die Natur als

sein Werk anerkennt und liebt, dieser schien dem Knaben der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen, wie mit allem Uebrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne. Eine Gestalt konnte er diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf, und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen; über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüth des Menschen bedeuten." Und so deutet auch eine andere Stelle in Wahrheit und Dichtung (im sechsten Buche) auf den religiösen Charakter seiner Naturbetrachtung hin. Er erzählt dort, wie er einen Freund an einen ernsten Lieblingsplatz tief im Waldesdunkel geführt, der von herrlichen uralten Eichen und Buchen und in weiterm Kreis von dichtem Gebüsch mit hervorblickenden bemoosten Felsen umschlossen war. „O, warum liegt," rief er seinem Freunde zu, „dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß! Warum dürfen wir nicht einen Zaun umherführen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es gibt keine schönere Gottesverehrung, als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur entspringt."

In unserm Gedicht ist es aber nicht die feierliche Waldesnacht, sondern die Herrlichkeit eines Frühlingsmorgens, was die religiöse Stimmung weckt (V. 1—3). Nicht in schauerlicher Erhabenheit, die zur Anbetung nöthigt, sondern in wonnevoller Schönheit stellt sich hier dem Dichter die Natur dar (V. 4—8). Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß die Betrachtung des Schönen die Liebe weckt, d. h. die Sehnsucht nach Vereinigung mit demselben. Darum möchte er all das unnennbar Herrliche, was ihn

umgibt, zu einem ihm ähnlichen Wesen personificirt, an sein Herz drücken können:

Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Diese Liebessehnsucht spricht sich dann noch weiter in dem Nächstfolgenden (V. 11—14) aus. Lindernd weht die frische Morgenluft seiner sehnsuchtglühenden Brust entgegen (V. 15 bis 17). Da erschallen plötzlich Töne, die, wie die Sprache der zärtlichsten Liebe klingend, auch in seiner Brust das tiefste Sehnen erregen:

Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.

Einen Augenblick vergißt er, daß dort sein liebebedürftiges Herz doch keine Befriedigung finden kann, und er antwortet:

Ich komm', ich komme!

Doch sogleich sich besinnend, fügt er schmerzvoll hinzu:

Wohin? ach, wohin?

Da fühlt er auf einmal, daß der Trieb nach Vereinigung mit dem Schönen der Natur ein Zug des Herzens zu einem höhern Wesen, zum allliebenden Vater ist. Die Wolken dünken ihm sich zu senken und in ihren weichen Schooß ihn aufzunehmen, und er glaubt, von liebenden Armen umfangen, an das Herz der ewigen Liebe emporzuschweben (V. 22—31).

In vieler Hinsicht kann die vorliegende Hymne als ein Muster lyrischer Dichtung gelten. Die Darstellung ist gedrängt und prägnant; die Sprache, wie die metrische Form ist mit genialer Leichtigkeit und Kühnheit gehandhabt; der wechselnde Rhythmus folgt ausdrucksvoll der Modulation der Empfindung. Wie klein auch der Umfang des Gedichtes ist, so stellt es doch eine Empfindung in einer ganzen Reihe

von Entwicklungsphasen dar. Es lassen sich drei Hauptabschnitte unterscheiden; der erste umfaßt die acht Anfangsverse, der zweite reicht bis V. 21, der dritte von da bis zum Schlusse. Aber auch noch innerhalb dieser Abschnitte ließe sich eine stetige Metamorphose der Empfindung nachweisen, so daß also hier das Gefühl nicht, wie in manchen lyrischen Gedichten, in ruhiger Schwebung über demselben Punkt kreist, nicht wie eine vollaufgeschlossene Blume erscheint, die ruhig ihren Farbenglanz spielen läßt, sondern wie eine Knospe, die sich allmälig entfaltet und erst am Schlusse (beim letzten Verse, der das lösende Wort ausspricht) als fertiges Gebilde uns entgegenlacht. Damit ist zugleich das Lob eines festen Abschlusses, einer scharfen Begränzung ausgesprochen, woran es so vielen lyrischen Gedichten fehlt, in denen kein Grund liegt, warum man sie nicht (Goetheisch zu sprechen) mit Grazie in infinitum fortführen könnte. Endlich erhält das Gedicht auch dadurch etwas mehr Plastisches, daß eine mythologische Figur als Trägerin der Empfindung dargestellt ist. Ganymed war nach Homer (Il. 20, 232) ein Sohn des troischen Königs Tros,

. . . Der schönste der sterblichen Erdbewohner.
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Und gesellten ihn zu den Unsterblichen wegen der Schönheit.

Nach der spätern Sage beging Zeus den Raub durch seinen Adler, nach Andern verwandelte er sich selbst in den Adler. Goethe hat, wie wir sehen, dem Mythus einen eigenthümlichen, höhern Sinn untergelegt. Zugleich hat er nur leise und im Allgemeinen die Sage angedeutet; der Name Ganymed kommt im Gedichte selbst nicht vor, so wie auch des Adlers keine Erwähnung geschieht. Vielmehr läßt das Herabschweben der Wolken und der Ausdruck „umfangend

umfangen" etwa an einen Genius denken, der den neuen Ganymed zum alliebenden Vater in seinen Armen emporträgt.

---

36. Gränzen der Menschheit.

Wahrscheinlich 1780.

Aeußerte sich im nächstvorhergehenden Gedichte die Religiosität als Zug des Herzens zu einem alliebenden Vater, der sich in der Schönheit der Natur kund gibt: so spricht sie sich hier in der Anerkennung der Allmacht und ewigen Dauer der Götter aus. Die Allmacht tritt uns anschaulich in gewaltigen Naturerscheinungen, zumal im Gewitter entgegen (V. 1—10). In unserm Gedicht erscheint die Natur nicht als eine selbständige oder blindwirkende „unfühlende" Macht, wie im nächstfolgenden Gedichte, wo es heißt:

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg u. s. w.,

sondern als Werkzeug in der Hand eines mächtigen selbstbewußten und wohlwollenden („Segnende Blitze") Wesens, das der Dichter mit „kindlichem" Ehrfurchtsschauer verehrt. Wie weit ist er jetzt von jener übermüthigen prometheischen Herausforderung entfernt:

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst u. s. w.

Er fühlt, daß der Mensch sich nicht mit den Göttern messen kann. Will er sich zum Uebersinnlichen und Himmlischen emporschwingen, sei es in kühnem Fluge des Geistes und der Phantasie, sei es in schwärmerischem Schwunge der

Empfindung: ſo verliert er jeden ſichern Anhaltspunkt und wird ein Spiel des Betrugs und der Selbſttäuſchung (V. 11—20). Verzichtet er auf das Höhere und hält ſich an das irdiſche Greif- und Faßbare, denkt er nur an Befriedigung ſeiner niedern Bedürfniſſe: ſo iſt ſein Geiſtesleben beſchränkt und gemein, und er darf ſich nicht der Eiche vergleichen, die, wenn ſie die ſtarken Wurzeln feſt in die Erde ſchlägt, doch zugleich mit der ſtolzen Krone in den reinen Aether hinaufſtrebt, noch ſelbſt mit der Rebe, die, unfähig aus eigener Kraft ſich zu heben und zu halten, liebend am ſtarken Baum ſich emporrankt und ſo ihrer Sehnſucht nach den Regionen des Lichts genügt (V. 21—28).

Nicht minder anſchaulich verſinnlicht der Dichter die zweite unterſcheidende Eigenſchaft der Götter (V. 29 ff.), die Ewigkeit. Vor ihnen wandelt der Strom der Zeit, Welle nach Welle, daher und läßt ſie unberührt: uns dagegen,

Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Unſer Daſein iſt ein engbegränzter Kreis, das ihrige eine unendliche Kette, an das ſich zahlloſe Geſchlechter dauernd reihen. — Es fehlt dem Gedichte an dem feſten Abſchluß, den wir beim vorhergehenden zu rühmen hatten.

---

37. Das Göttliche.

Späteſtens 1782.

Dieſes Gedicht erſchien zuerſt 1782 im Tiefurter Journal, und die Chronologie Goethe'ſcher Werke führt es unter

dem J. 1782 auf. Es deutet auch der Inhalt darauf hin, daß es mit den beiden zuletzt besprochenen nicht genau derselben Zeit angehört. Während im ersten derselben die Religiosität sich als ein Zug des Herzens zu einem die Natur belebenden alliebenden Wesen, im zweiten als Anerkennung der Allmacht und Ewigkeit der Götter warm und innig aussprach, wird hier in mehr nüchterner Reflexion das durch Spinoza in unserm Dichter genährte Bewußtsein des dem Menschen innewohnenden freien Willens und sittlichen Adels als Grundlage der Religiosität dargestellt. Der Grundgedanke ist: der Mensch soll den Vorzug, der ihm vor allen Wesen verliehen ist, sittlich edel und gut, liebreich wohlthuend und helfend sein zu können, eifrigst pflegen und benutzen; das Edle und Gute in der Menschenwelt ist die festeste Stütze des Glaubens an jene höhern unbekannten Wesen, die wir ahnen. Mit diesem Gedanken eröffnet sich das Gedicht (V. 1—11) und mit der Wiederholung desselben (V. 54—59) rundet es sich auch ab. Alles dazwischen Liegende dient zur Beweisführung. Weder in dem Spiel der Naturkräfte (V. 12—24), noch in den Fügungen des Schicksals (V. 25—30) gibt sich ein edler freier Wille oder liebevolle Zuneigung kund; beide erfolgen nach den starren Gesetzen der Nothwendigkeit (V. 31—35), denen auch der Mensch von seiner physischen Seite unterworfen ist. Aber in der ihm verliehenen Willenskraft besitzt er ein Vermögen, selbstthätig zu wirken, zu unterscheiden, zu beurtheilen und zu wählen, und was von der Welt seiner Wirksamkeit übergeben ist, nach seiner Einsicht zu gestalten und für die Zukunft aufzubauen (V. 36—41); ihm allein ward es gegeben, den Guten zu belohnen, den Bösen zu bestrafen, überall heilend, tröstend, rettend einzugreifen, Anderer Kräfte, die

sich zu verirren oder zu zersplittern drohen, zu gemeinsamer nützlicher Wirksamkeit zu vereinigen (V. 42—47). Nach dem Vorbild eines edel und gut wirkenden Menschen haben wir uns das Bild der Unsterblichen geformt, und glauben, daß sie im Großen thun, was jener im Kleinen thut oder anstrebt (V. 48—53).

In der ältesten Form des Gedichtes folgte nach V. 9 („Die wir ahnen") noch ein Vers, der wieder aufgenommen zu werden verdiente:

Ihnen gleiche der Mensch;

es würde dadurch die Beziehung von „Sein (Beispiel)" in V. 10 klarer hervortreten. Außerdem finden sich dort folgende Abweichungen:

V. 7. Heil den unbekannten (nicht: Unbekannten)
V. 12. Denn unfühlbar
V. 15. Ueber Böse und Gute,
V. 29. Und bald den kahlen
V. 30. Unsers Daseins
V. 43. Dem (nicht: den) Guten lohnen, . . .

38. Königlich Gebet.

Erschienen 1815.

Ein mächtiger König, geliebt von edlen Dienern, und sie hinwieder liebend, fleht den König der Könige an, daß er ihn vor Selbstüberhebung bewahre, wozu ihn das Bewußtsein seiner Höhe und der Liebe, die er genießt, verleiten könne.

39. Menschengefühl.

Erschienen 1815.

Der Dichter würde die großen Götter nicht um ihren weiten Himmel beneiden, wenn sie ihm auf Erden nur stets beharrlichen Sinn und frohen Muth schenkten. — Man kann bezweifeln, ob zu diesem Inhalte die Ueberschrift ganz glücklich gewählt worden.

---

40. Lili's Park.

1775.

Das Gedicht versetzt uns noch einmal in die Zeit von Goethe's Liebe zu Lili, deren wir wiederholt im ersten Bande zu gedenken hatten. Als er am 25. Juli 1775 von seiner Schweizerreise wieder in Frankfurt eingetroffen war, verbrachte er während des Augusts noch schöne Tage in ihrer Nähe zu Offenbach. Ende August kehrte Lili nach Frankfurt zurück, und nun füllte sich bald in der Meßzeit das Schömann'sche Haus mit Besuchenden. „Alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses", erzählt Goethe selbst, kamen nach und nach heran, „und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben konnte noch wollte. Die Jüngern, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höhern Ansprüchen hervorteten möchten. Es waren schöne Männer darunter mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstands. Nun aber, die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum

hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem allen anständig zu genügen . . . Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien."

Goethe glaubt selbst, daß Lili's Park ungefähr dieser Epoche angehöre, wenn gleich das Gedicht nicht jenen zart empfindlichen Zustand ausdrücke, in den ihn die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Trennung von Lili versetzt hatte, sondern mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen und durch komisch-ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachte. Es trägt unter den Lili-Liedern am meisten das Gepräge der Sturm- und Drangperiode. Während in den übrigen das kraftgeniale Gebaren durch die Zartheit und Anmuth der Empfindung zurückgedrängt ist, tritt es hier mit seinen kecken Bildern, seiner freien Behandlung der Sprache wieder kräftig hervor. Das ganze Gemälde ist mit genialer Meisterschaft angelegt und ausgeführt. Jener Schwarm von alten, mittlern und jungen Herren ist hier als eine Menagerie,*) oder als ein Gehege verzauberter Thiere dargestellt:

O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöschter Liebesqual!

*) „Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schaar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin." (Briefliche Mittheilung von Varnhagen von Ense.

Die Artigkeit, die Lili nach allen Seiten ſpendet, erſcheint unter dem Bilde eines Futterkörbchens, woraus ſie Jedem etwas zuwirft:

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche*)
Scheinen lebendig zu werden;
So ſtürzen ſich ganze Heerden
Zu ihren Füßen; ſelbſt im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig u. ſ. w.

Ganz vortrefflich iſt der Bär geſchildert, der kein anderer als Goethe ſelbſt iſt. Wie er dazu kam, ſich als „einen Bären, ungeleckt und ungezogen" darzuſtellen, iſt aus ſeinen Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung erſichtlich; er war ſchon gleich Anfangs dem Geſellſchaftskreiſe in Lili's Hauſe als Bär „wegen oftmaligen unfreundlichen Abweiſens", als Hurone Voltaire's, als Cumberland's Weſtindier angekündigt worden. Höchſt komiſch ſchildert der Bär ſein Leiden:

Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm' u. ſ. w.

Dieſe Stelle erinnert an die gleich maleriſche Schilderung der Thiere in Schiller's Handſchuh. Zum großen Theile beruht, hier wie dort, die Wirkung auf den ausdrucksvollen Reimklängen. Je leichter es Goethe damals

*) Hier muß die Zeile ohne Zweifel abgebrochen und nicht mit der folgenden zu Einem Verſe verbunden werden.

mit Rhythmus und Verslänge nahm, desto mehr entwickelte er, wenn auch ohne bewußte Absicht, die poetische Kraft des Reimes. Nicht mit Unrecht behauptet Poggel in seinem Büchlein über den Reim, daß Goethe in wirksamer Handhabung der Gleichklänge unsere Dichter sämmtlich überbiete; denn die ihn darin zu erreichen oder zu übertreffen suchten, verdarben es durch Uebertreibung. Hier fühlt man sogleich, wie die Reimklänge den Lärm der Menagerie, und dazwischen das dumpfe Brummen des zürnenden Unthiers nachahmen. Dazu kommt noch eine ausdrucksvolle Alliteration (Geflitter, Geflatter, renne rückwärts) und die Kürze der auf um gereimten Verse, die eben durch ihre Kürze den charakteristischen Reimlaut dem Ohre tiefer einprägen.

Beim Folgenden, worin der Unmuth des Thiers über seine Knechtschaft zur Wuth sich steigert:

Dann fängt's auf einmal an zu rasen u. s. w.

machen wir auf einiges Sprachliche aufmerksam. Boulingreen" (engl. bowlinggreen, franz. boulingrin) erklärt der Dichter selbst im nächsten Verse:

Vom niedlich glatt gemähten Grase.

Eine neue, sehr bezeichnende Wortbildung ist „niederbleien":

Ein Zauber bleit mich nieder.

In dem Verse:

Und kau' und wein' und wälze halb mich todt

wirkt die Alliteration mit der polysyndetischen Verbindung zur malerischen Wirkung zusammen.

Einen schönen Gegensatz zum Bisherigen bildet der nächste Abschnitt, wo Lili's Gesang auf einmal ertönt:

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt u. s. w.

Wenn die Art, wie dann weiterhin Lili „das Ungeheuer" behandelt, wirklich als ein Bild ihres Verhaltens gegen Goethe angesehen werden dürfte: so wäre es als ein Glück für ihn zu betrachten, daß das Verhältniß abgebrochen wurde. Sie hätte sich dann offenbar seiner Talente bedient, um ein belebendes und erheiterndes Ingrediens mehr in die glänzende Sphäre zu bringen, worin sie sich bewegte:

Allons tout doux! eh la menotte (Händchen, Pfötchen)!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur!
So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen.

Das Fläschchen Balsamfeuer, aus dem sie bisweilen ein Tröpfchen um die „verlechzten Lippen ihres Ungeheuers" streicht, wird man als einen flüchtigen Kuß erkennen, womit sie den eifersüchtig grollenden Liebhaber von Zeit zu Zeit auf's Neue zu kirren weiß. Aber dann überläßt sie, der Zauberkraft dieses Mittels bewußt, ihn wieder sich selbst,

Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halboffen stehn,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Zuletzt entschließt sich der Bär, wenn die Götter nicht bald den Zauber lösen, der ihn gebunden hält, sich selbst die Freiheit zu verschaffen:

Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
Ich fühl's! ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Beim ersten Erscheinen zeigte das Gedicht folgende wenige Abweichungen:

V. 26. Und das um ein Stückchen Brod,
V. 69. Ein jedes aufgestutztes Bäumchen höhnt
V. 99. Wie ihn alle sieben Sinnen jücken!

41. Liebebedürfniß.

1776.

Unter Goethe's Briefen an Frau von Stein iſt auch ein Gedicht mitgetheilt, welches als die älteſte, freilich bedeutend abweichende Form des vorliegenden zu betrachten iſt. Es trägt die Ueberſchrift: „An den Geiſt des Johannes Secundus“ (Jan Everhard, geb. 1511 im Haag, der lateiniſche, meiſt erotiſche Gedichte, darunter die Basia oder Küſſe ſchrieb) und lautet:

Lieber, heil'ger, großer Küſſer,
Der Du mir's in lechzend athmender
Glückſeligkeit faſt vorgethan haſt!
Wem ſoll ich's klagen? Klagt' ich dir's nicht,
Dir, deſſen Lieder wie ein warmes Küſſen
Heilender Kräuter mir unter's Herz ſich legten,
Daß es wieder aus dem krampfigen Starren
Erdetreibens klopfend ſich erholte.
Ach, wie klag' ich Dir's, daß meine Lippe blutet,
Mir geſpalten iſt und erbärmlich ſchmerzet,
Meine Lippe, die ſo viel gewohnt iſt
Von der Liebe ſüßem Glück zu ſchwellen,
Und wie eine goldne Himmelspforte
Lallende Seligkeit aus- und einzuſtammeln.
Geſprungen iſt ſie! Nicht vom Biß der Holden,
Die, in voller ringsumfangender Liebe,
Mehr möcht' haben von mir, und möchte mich Ganzen
Ganz erküſſen, und freſſen und was ſie könnte!
Nicht geſprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheil'ge Lüfte entweihten.
Ach geſprungen, weil mich Oeden, Kalten,
Ueber beizenden Reif der Herbſtwind anpackt.
Und da iſt Traubenſaft und der Saft der Bienen

An meines Herdes treuem Feuer vereinigt.
Der soll mir helfen! Wahrlich er hilft nicht;
Denn von der Liebe alles heilendem
Giftbalsam ist kein Tröpfchen drunter.

Dieses Gedicht ist vom 2. November 1776. In der wesentlich anmuthigern und mildern Form, wie es uns jetzt vorliegt, erschien es bereits 1789. Was die von mir vermuthete Beziehung desselben zu den Lida-Liedern betrifft, so weist Schöll darauf hin, daß es in eine Zeit fällt, wo Frau von Stein gegen den Dichter eine große Zurückhaltung beobachtete. Er glaubt, es sei erst viel später in die Hände der Freundin gekommen, wie es denn auch nicht an sie gerichtet war; und aus den Worten des Goethe'schen Billets vom 8. November 1776: „Ach, die 8 Wochen (wo sie auf dem Lande war) haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleibe immer der ganz sinnliche Mensch" möchte Schöll schließen, daß er in dieser Zeit der Versagung seinen gehemmten Gefühlen nach andern Seiten schwärmend die Zügel ließ. In einem Zuge wenigstens schließt sich das Gedicht sicher an die Wirklichkeit an; denn ein Billet an Frau von Stein vom nächsten Tage nach Entstehung desselben (dem 3. November) beginnt: „Ich bitte Sie um das Mittel gegen die wunde Lippe, nur etwa daß ich's finde heut Abend, wenn ich zurückkomme. Muß ich Sie schon wieder um etwas bitten, um etwas Heilendes!"

Man hat an „nun" in V. 11 unnöthiger Weise Anstoß genommen und conjicirt:

Weil mir über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und lieblos jüngst begegnet.

Die Verse 11 und 12 wollen sagen: Weil jetzt, in dieser

Jahreszeit, die Winde ſo ſcharf wehen, (iſt mir die Lippe geſprungen).

---

42. An ſeine Spröde.

Erſchienen 1789.

Schöll ſetzt vermuthungsweiſe das Gedicht in's J. 1777. Am 20. April dieſes Jahrs ſandte Goethe an Frau von Stein „ein paar neuere" Lieder, worunter, wie er meint, das vorliegende geweſen ſein dürfte. Es fehlt indeß für ſolche Vermuthung zu ſehr an einem feſten Anhaltspunkt. Der Dichter mahnt ſeine Spröde, die Zeit der vollen Reife nicht zu verpaſſen, während neue Blüthen ſchon neue lockende Früchte verſprechen. Vielleicht ergibt weitere Forſchung, daß auch dieſem Gedichte, wie ſo manchen Goethe'ſchen, ein ausländiſches Vorbild (wahrſcheinlich ein italieniſches) zu Grunde liegt.

---

43. Anliegen.

Erſchienen 1789.

Vermuthlich, wie das nächſt vorhergehende, Nachbildung eines italieniſchen Gedichtes.

---

44. Die Muſageten.

1798.

Dieſes Gedicht, das zuerſt in Schiller's Muſenalmanach auf das J. 1799 pſeudonym (mit der Unterſchrift Juſtus Ammann) erſchien, iſt nach Goethe's Tagebuch am

16. Juni 1798 in Jena entstanden, oder vielleicht nur umgeformt. Wie es scheint, war V. 18 („Der den Jüngling mächtig fesselt") schon auf die beabsichtigte pseudonyme Veröffentlichung berechnet. Der Dichter hat im Winter vergebens die Musen angefleht, ihn früh zu wecken, damit er die Morgenstunden, die ihm (abweichend von Schiller) für poetische Production besonders günstig waren, benutzen könne (V. 1—12). Im Frühling wandte er sich mit gleicher Bitte an die Nachtigallen; aber diese hielten ihn mit ihren süßen Liedern die Nacht hindurch wach und ließen ihn die Morgenstunden verschlafen (V. 13—27). Im Sommer erst weckt ihn „die geschäftig frühe Fliege" mit ihren „unverschämten Schwestern" bei Zeiten, weßhalb er sie, so unbequem sie auch werden, als die wahren Musageten preisen muß (V. 28—46). Der Dichter schlägt hier wieder die eigenthümliche lyrische Tonart an, die er zuerst 1781, durch Anakreon angeregt, in den Gedichten „An die Cicade" und „Der Becher" (Nr. 48) versucht hatte. Unser Gedicht ist eine sehr gefällige, schön abgerundete Production. Das Metrum ist dem Gegenstande ganz angemessen und fließt mit Anakreontischer Leichtigkeit und Anmuth daher.

---

45. Morgenklagen. 46. Der Besuch.

1788.

Goethe schickte das erstere Gedicht als Anlage zu einem Briefe vom 31. October 1788 an Jacobi, mit Hinzufügung der Worte: „daß dieser Brief nicht ganz leer gehe, hierbei ein Erotikon." Bald nach seiner Rückkehr aus Italien knüpfte er mit Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, ein Liebesverhältniß an, dessen schon im ersten Bande unter

andern bei den Römiſchen Elegien gedacht worden. Aus dieſem gingen ohne Zweifel beide vorliegende Gedichte hervor, wenn gleich das zweite erſt 1795 in Schiller's Muſenalmanach auf das folgende Jahr veröffentlicht wurde. Beide ſind wieder in der Tonart gehalten, die er ſchon vor ſieben Jahren in den Gedichten „Der Becher" und „Nachtgedanken" angeſchlagen hatte, und Goethe bewährt auch hier, wie in allen Gedichten von verwandter Form, ſein Talent, „die dichteriſchen Figuren plaſtiſch in feſten Formen darzuſtellen und die Geſtalten gleichſam mit körperlichen Linien zu umziehen, daß wir uns unter ihnen wie in einem Bilderſaale bewegen." Wie klar tritt uns z. B. im zweiten Gedichte das Bild der ſchlafenden Geliebten entgegen!

An Varianten im zweiten Gedichte ſind zu bemerken:

V. 40. Müßt' ich's itzt entdecken u. ſ. w.

V. 48. Sachte, ſachte ſchleich ich meiner Wege.

47. Magiſches Netz.

Zum 1. Mai 1803.

Der metriſchen Form, und bis auf einen gewiſſen Grad auch dem Geiſte nach, ſchließt ſich auch dieſes Gedicht an die Anakreontiſchen an, deren Reihe Goethe vor mehr als zwanzig Jahren mit den beiden nächſt folgenden Gedichten eröffnet hatte. Das „magiſche Netz" iſt die jüngſte und letzte Blume aus dieſem anmuthigen Liederkranze.

Es liegt ohne Zweifel eine irrthümliche Erinnerung zu Grunde, wenn Varnhagen von Enſe berichtet: „Goethe fand die ſchöne Fräulein von Wolfskeel (der das Gedicht zum Geburtstag gewidmet wurde) an einer Weſte ſtricken; er mußte glauben, ſie ſei für ihn beſtimmt; zu ſeiner

Ueberraschung sah er nach einiger Zeit einen andern damit bekleidet, ihren Bräutigam, den Herrn von Fritsch, den spätern Minister." Das Gedicht sagt ja ausdrücklich in V. 28 ff., daß der Dichter mit dem Geschenk beglückt worden, und während er damit geschmückt stolzirend daherwandelte, von der feinen Hand der Strickerin geheim ein unsichtbares magisches Netz geknüpft worden sei, worin ein Glücklicher gefangen ward, den der Dichter „segnend und beneidend" grüßt. V. 3—23 schildern poetisch, wenn auch nicht ganz correct und klar, die Operation des Strickens, wobei die fünf spießbewehrten Finger der einen Hand als streitend dargestellt werden gegen die maschenschlingenden Finger der andern Hand.

Das Gedicht erschien in Wieland's und Goethe's Taschenbuch auf das J. 1804 unpassend unter die „geselligen Lieder, gereiht. V. 24—27 sind dort von den Folgenden durch einen Absatz getrennt und lauten:

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtestes? Begünstigt
Von der vielgeliebten Herrin
Als ein anerkannter Diener?

48. Der Becher.

1781.

Goethe übersetzte im J. 1781 das Anakreontische Lied „An die Cicade", das den Schluß des zweiten Bandes seiner Werke bildet. Diese Uebertragung war der Anfangspunkt einer Reihe von Originalgedichten, die alle in demselben Geiste gehalten und in gleichem oder verwandtem Metrum verfaßt sind. Er hatte zwar auch früher reimlose

Trochäen in einigen Gedichten angewandt; doch war die Form oft unregelmäßig in Beziehung auf Verslänge, und Geist und Ton von dem des Anakreontischen Liedes abweichend. In der hier gemeinten Reihe aber, aus der wir oben schon einige betrachtet haben, und die sich mit dem nächstvorigen Gedicht abschließt, hören wir überall Klänge, die denen der Teischen Lyra mehr oder minder ähnlich sind; und alle diese Gedichte tragen auch durch ihre ächt antike Naivetät und die feste Plastik der Darstellung ein griechisches Gepräge.

Eines der früheſten aus dieſer Reihe iſt das vorliegende Gedicht. Am 1. October 1781 ſchrieb Goethe an Frau von Stein: „Auch hab' ich Dir ein Gedicht gemacht, das Du durch den Weg des Tiefurter Journals ſollſt zu leſen kriegen"; wozu Schöll bemerkt: „Der Becher, mit der Ueberſchrift Aus dem Griechiſchen, folgt im Tief. Journ. auf: An die Heuſchrecke (an die Cicade) aus dem Griechiſchen." Unſer Gedicht muß aber ſchon früher entſtanden ſein; denn unter den Briefen an Frau von Stein ſteht „Den 22. Sept. 81. G." auf der Rückſeite eines halben Oktavblättchens, an deren unterm Rande in hiergegen verkehrter Schrift noch die Zeilen 10 u. 11 unſers Gedichts etwas variirt zu leſen ſind:

. . . wenn ich Dir es gönnte,
Dir mit anderm Nektar es erfüllte?

Die Anregung zu dieſem Liede ſcheint ein dem Anakreon zugeſchriebenes gegeben zu haben. Es fordert darin der Dichter den Vulcan auf, ihm einen Becher von Silber zu machen, worauf Weinberge und Lyäus und als Kelterer ſein Liebling Bathyllus und Eros in Gold abgebildet ſeien. Einen weit köſtlichern Becher mit weit edlerm Inhalt hat

Amor unserm Dichter verheißen und in Lida (Frau von Stein) gewährt.

49. Nachtgedanken.

1781.

Vielleicht noch etwas frühern Ursprungs, als das vorhergehende Gedicht. Goethe legte es einem Billet an Frau von Stein vom 20. September 1781 bei, worin es heißt: „Was beiliegt ist Dein. Wenn Du willst, geb' ich's in's Tief. Journal und sage, es sei nach dem Griechischen. Adieu, Beste, was wäre Morgen und Abend ohne Dich!"

50. An Lida.

1781.

Dieses Gedicht findet sich gleichfalls unter den brieflichen Sendungen an Frau von Stein unter dem J. 1781 und gehört nach der Stelle, die es dort einnimmt, dem Anfange Octobers an. Goethe dichtete es in der Entfernung von der Freundin (V. 4 „Denn, seit ich von Dir bin"); er war am Abend des 2. Octobers nach Gotha gereist.

Mit Ausnahme der Anrede in V. 1 bietet es in der ursprünglichen Form keine Varianten dar; jedoch war die Versabtheilung in V. 3—6 abweichend:

Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig Dein. Denn, seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor u. s. w.

51. Für ewig.

Wahrscheinlich 1784.

Goethe befand sich im J. 1784 den größten Theil des Augusts hindurch bis zum 1. Septembers mit dem Herzog am Hofe zu Braunschweig, während welcher Zeit er in Augenblicken spärlicher Muße die epische Dichtung „Die Geheimnisse" fortzuführen suchte (vgl. unten die Bemerkungen zu Nr. 84 und im ersten Bande zu Nr. 1). Am 24. August schickte er an Frau von Stein eine für diese Dichtung bestimmte Strophe, die aber nicht in das Fragment aufgenommen worden, und am 30. August schrieb er ihr: »J'ai écrit de nouveau quelques versets du poëme qui m'est une grande ressource quand je suis loin de toi.« Schöll bemerkt dazu: „Damals möchte für die Geheimnisse die Octave entstanden sein, die viel später erst (1820 in Kunst und Alterthum) erschien mit der Aufschrift: Für ewig. Frau von Stein besaß diesen Vers auf Einem Blatte mit der Strophe, die jetzt im Fragment als die zweite steht."

---

52. Zwischen beiden Welten.

Erschien 1820.

Schöll erwähnt gelegentlich in einer Anmerkung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein, daß diese dem Dichter bisweilen kleine Geschenke zugeschickt, die in Siegeln (Pettschaften oder Gemmen) bestanden zu haben scheinen. An drei Briefen von (1778 und 1779) ist noch das Siegel von einem Profilkopfe Shakespeare's erhalten. „Daß dieser auch Gabe der Freundin gewesen", fügt er hinzu, „könnte man sich als den äußern Anlaß für jene Verse Goethe's

denken, worin er sie mit Shakespeare (William) zusammenstellt, wegen gleich mächtigen Einflusses auf sein Leben." V. 7 des Gedichtes deutet aber ganz bestimmt auf eine spätere Entstehung, wie es denn auch erst 1820 in Kunst und Alterthum (II, 3) veröffentlicht wurde.

53. Aus einem Stammbuch von 1604.

Erschienen 1820.

Diese Verse, Uebersetzung eines englischen Liebesgedichtes, geben sich schon durch den gesuchten und unklaren Ausdruck, der schwerlich allein auf Rechnung des Originals zu setzen ist, als ein Product des spätern Alters zu erkennen. Sie erschienen 1820 in Kunst und Alterthum mit der Unterschrift Shakespeare. Im nächsten Hefte der Zeitschrift theilte Goethe mit, das Gedicht sei ihm aus einem alten Stammbuche in Abschrift zugegangen mit dem Namen des englischen Dichters darunter, und der Jahreszahl nach könne es seine Handschrift sein. Sein beigefügter Wunsch, daß der ihm unbekannte Besitzer des Stammbuchs sich mit einem Worte äußern möge, scheint nicht erfüllt worden zu sein.

54. Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, den 25. August 1828.

Nach dem unerwartet schnellen Hinscheiden des Herzogs Carl August (Mitte Juni 1828) begab sich Goethe am 7. Juli 1828, „um jenen düstern Functionen (den Exequien des Fürsten) zu entgehen" (Brief an Zelter vom 10. Juli),

nach Dornburg, einem im Saalthal unter Jena auf einer Anhöhe gelegenen Städtchen. Vor demſelben breitet ſich eine Reihe von Schlöſſern und Schlößchen gerade am Abſturz des Kalkflötzgebirges aus; anmuthige Gärten ziehen ſich an Luſthäuſern hin. Goethe bezog das neu aufgeputzte Schlößchen am ſüdlichſten Ende, mit der ſchönen Inſchrift über dem Hauptthor:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens;
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus. 1608,

nach ſeiner Ueberſetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne Dich wieder!
Ziehſt Du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade Dir Gott!

Die Ausſicht ſchildert Goethe ſeinem Freunde Zelter als erfreulich und herrlich. „Die Blumen“, ſchreibt er, „blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer ſind reichlich behangen, und unter meinen Fenſtern ſehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödeſten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an deſſen Ergrünung er ſich noch die letzten Pfingſttage zu erfreuen die Luſt hatte. Von den andern Seiten ſind die Roſenlauben bis zum Feenhaften geſchmückt, und die Malven und was nicht alles blühend und bunt, und mir erſcheint dies alles in erhöhteren Farben, wie der Regenbogen auf ſchwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren habe ich an dieſer Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo ſeine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt . . . Und wie es iſt, wird es beſtehen, da die jüngere Herrſchaft das Gefühl des Guten und Schicklichen gleichfalls in ſich trägt und es mehrere Jahre bei längerm und kürzern Aufenthalt bewährt hat. Dies iſt

denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand gibt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Vergleicht man mit dieser Briefstelle den in Goethe's Werken (Bnd. 27, S. 515 ff. der Ausg. in 40 B.) unter der Ueberschrift „Aufenthalt in Dornburg" mitgetheilten Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, so hat man ein recht anschauliches Beispiel, wie edeln Trost sich unser Dichter nach schweren Unglücksschlägen zu bereiten wußte.

Er richtete den bekümmerten Blick vom verlorenen Einzelnen zum bleibenden Allgemeinen empor, und fand in den vor seinen Augen ausgebreiteten schönen Geländen, die überall auf eine consequent emsige Cultur hindeuteten, die Lehre versinnlicht, „die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen." In diesem Sinne setzte er denn auch in diesen Tagen, durch die Umgebung fortwährend angeregt, seine alten Naturstudien fort; er trieb mit Eifer Botanik und widmete den atmosphärischen Erscheinungen große Aufmerksamkeit. Dazwischen entlockte ihm die Einsamkeit und die reizbare Gefühlsstimmung wieder einige lyrische Gedichte, in denen eine ganz eigenthümliche, durch Thränen mild lächelnde Hoheit der Gesinnung sich mystisch ausspricht. Wie ein Halbverklärter wandelt der Hochbejahrte, der sich nahe dem Lebensziele weiß, unter Blumen und Bäumen daher und wirft sinnende Blicke auf die durchlaufene Bahn zurück. Was er auch gelitten und verloren, was er auch unvollendet, unausgeführt lassen mußte, er fand:

Wie es auch sei, das Leben es ist gut.

Zugleich aber scheinen damals Ahnungen von jenseitigem Wiedersehen der verlorenen Geliebten tröstend durch sein Gemüth gezogen zu sein. Während er in frühern Jahren bei schmerzlichen Verlusten sich ausschließlich durch verdoppelte Thätigkeit über die Gegenwart hinwegzuarbeiten suchte, bis die Zeit ihre heilende Kraft bewährte: gab er in spätern Jahren bei solchen Anlässen auch der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit den Freunden in einem andern Leben Raum, ohne sich jedoch in beängstigendes Brüten über die Art und Weise der Wiedervereinigung zu vertiefen.

Der Inhalt des vorliegenden Gedichtes befremdet auf den ersten Blick. Was führt den Dichter in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung darauf, in dem aufgehenden, aber bald von Wolken verfinsterten Vollmond das Bild eines „Liebchens" zu sehn, das von ihm entfernt ist, aber noch liebend seiner gedenkt? Wir kommen beim nächsten Gedicht auf diese Frage zurück, da sich uns dort eine ähnliche aufdrängt.

Goethe legt das Gedicht einem Briefe an Zelter vom 26. August 1828 bei, wo sich folgende Varianten finden:

Str. 2, V. 2. Blickt Dein Rand herauf, ein Stern!
Str. 3, V. 1. So heran denn! u. s. w.

---

55. Der Bräutigam.

1828.

Dieses Gedicht gehört höchst wahrscheinlich mit dem vorhergehenden und dem nächstfolgenden der nämlichen Zeit an, wie es denn auch zwischen beide eingereiht und in der

Chronologie der Goethe'ſchen Schriften mit ihnen zuſammen unter dem J. 1828 aufgeführt wird. Der Anfang der erſten und der letzten Strophe ſoll, wie es ſcheint, einen leiſen Anklang an ein älteres Lieblingslied Goethe's, „Um Mitternacht" geben (Nr. 57), das unmittelbar nach dem nächſtfolgenden zur Sprache kommen wird.

Gleich dem vorhergehenden, frappirt auch das vorliegende Gedicht durch ſeinen Gegenſtand. Wie kam Goethe in dieſen Tagen dazu, ſich in die Situation eines Bräutigams, und gerade in dieſe beſondere Situation zu verſetzen? In den drei erſten Strophen erinnert er ſich einer frühern Zeit; er ſpricht dort überall im Präteritum. Das liebevolle Herz des Bräutigams blieb damals ſelbſt im Schlafe der Mitternacht noch wach, als ob es Tag wäre; erſchien der Tag, ſo war ihm dagegen, als ob es nachte; denn er mußte der Geliebten fern bleiben. Das emſige Thun und Streben in den heißen Tagesſtunden ertrug er nur, weil Alles für ſie geſchah. Kam aber der Abend, ſo ward er für ſeine Mühen und Sorgen lieblich erquickt; Hand in Hand ſahen die Liebenden die Sonne unterſinken, und mahnte auch ihr Niedergang an die Trennung, ſo tröſteten ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie am folgenden Tage wiederkehren werde. Jetzt ſchwebt um Mitternacht ſein Geiſt in holden Träumen zur Schwelle, wo die Geliebte ruht. Iſt ihre Grabesruhe gemeint? Und wünſcht er eine Ruheſtätte an ihrer Seite? Dann iſt uns das Gedicht doppelt merkwürdig, weil wir dann hier ausnahmsweiſe die Gedanken des Dichters über das Dieſſeits hinausſchweifen ſehen; wir müßten dann den Schlußvers auf das Jenſeits deuten: „Wie dieſes räthſelhafte Sein ſich auch geſtalten möge, es wird gewiß ein gutes Leben ſein."

haben wir auch wohl gerade in diese Tage die Entstehung der Gedichte zu setzen. Das erste Gedicht sagt: Wenn Du am Anblick der aus Morgennebeln sich enthüllenden Sonne, und sodann der auf blauer Aetherbahn daherziehenden Dich weidest und mit reiner Brust der Großen und Holden dankst, so wird sie Dir auch den Abendhorizont vergolden; und so durfte auch unser Dichter voll dankbaren Gefühls nach einem herrlichen Lebenstage einen schönen Lebensabend schauen. In dem zweiten Gedichtchen spricht sich die gehobene Stimmung, die den Dichtergreis in jenen Tagen beseelte, noch bestimmter aus. Sowohl an den schönen sonnigen Tagen, wie in den herrlichen Sternennächten fühlt er sich gedrungen, das Leben des Menschen zu preisen, das wenn sein Sinn auf das Edele und Gute gerichtet ist, ihm einen dauernden und hohen Werth sichert. Vgl. die an den Grafen Brühl gerichteten Verse „Schwebender Genius“ unter der Rubrik „Gedichte zu Bildern“ (Bd. 6, S. 174 der Ausg. in 40 B.)

---

57. Um Mitternacht.

1818.

Goethe bekennt, daß dieses Gedicht „eine seiner liebsten Productionen“ gewesen, und daraus erklärt sich auch die vielfache Erwähnung desselben in seinen sämmtlichen Werken, im Briefwechsel mit Zelter und in den Gesprächen mit Eckermann. Es muß dem Anfange des Jahrs 1818 angehören; denn am 1. März schickte Zelter es schon componirt an Goethe und schrieb dazu: „Hier erhältst Du das mitternächtliche Wesen sauber abgeschrieben; in jeder Note steckt

ein Gedanke an Dich, wie Du bist, wie Du warst und wie der Mensch sein soll."

Ueber die Entstehung des Gedichtes sagt Goethe in einem kleinen Aufsatze („Neue Liedersammlung von Zelter"): „Ich lade meine in Deutschland ausgesäten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, es sich recht innig anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht bei hellstem Vollmond aus guter, mäßig aufgeregter, geistreich anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreif niederschrieb, ohne früher auch nur eine Ahnung davon gehabt zu haben." Auf diese unvorbereitete, unwillkürliche Entstehung legt Goethe einen besondern Nachdruck, und wie er in Wahrheit und Dichtung sagt, daß er überhaupt für solche Poesie stets eine besondere Ehrfurcht gehabt, gegen welche er sich ungefähr wie die Henne gegen die Küchlein verhielt, die sie ausgebrütet um sich piepsen hört: so heißt es von unserm Gedicht in den Annalen: „Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenscheine brachte mir das Lied Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam, und wohin es wollte." Die Vorliebe Goethe's für das Lied dauerte auch bis in sein spätestes Alter fort. Noch im J. 1827 gestand er in den Gesprächen mit Eckermann, es habe sein Verhältniß zu ihm noch keineswegs verloren, es sei noch ein lebendiger Theil von ihm und lebe mit ihm fort, während die Lieder des Divans wie eine abgestreifte Schlangenhaut hinter ihm am Wege liegen geblieben seien.

Goethe nennt selbst das Gedicht ein Lebensbild. Es charakterisirt drei verschiedene Zeiten seines Lebens durch

den verschiedenen Eindruck, den die Mitternacht auf ihn machte. Der Knabe erfreute sich, wenn gleich von geheimem Schauer erfüllt, an dem blinkenden Schmuck des nächtlichen Himmels; er lebte im Anschauen. Der Jüngling dagegen lebte in Gefühlen; während Gestirne und Nordschein über ihm stritten, schwelgte er in der Seligkeit des Liebesglücks. In dem Greise endlich ruft die Mitternacht weite Gedanken hervor, die sich um Vergangenheit und Zukunft schlingen. Und wie, nach Jean Paul, in dem poetischen Landschaftsgemälde die äußere Natur ein Symbol des Innern sein soll, so finden wir es auch hier. Ueber dem Haupte des Knaben wölbt sich das Sternenzelt, wenn gleich tief und unergründlich, doch freundlich, rein und ruhig. Wie in des Jünglings Brust gewaltige Kräfte ringen, wie Himmlisches und Irdisches in ihm kämpfen, so sprühen über ihm die erderzeugten wechselnden Nordlichtgluthen und trüben und verdecken den stillen Glanz der ewigen Gestirne. Ueber dem Greise leuchtet der klare Vollmond als Sinnbild des gereiften Gedankens, der seine erhellenden Strahlen in die Finsternisse des Erdenlebens sendet. Alles dieses liegt aber im Gedichte mehr angedeutet, als ausgesprochen; es hat, wie die Mitternacht selbst, einen mystischen Charakter.

In der Ausführung dürften ein paar Einzelnheiten zu tadeln sein. In Str. 1, V. 2 und 4 entbehrt man ungern den Gleichklang, den die übrigen Strophen an der entsprechenden Stelle haben. In Str. 2, V. 4 wird man beim ersten Lesen durch die Construction leicht verleitet, den Vers noch zum Vordersatz zu ziehen, während er doch den Nachsatz bilden soll. Eine schöne Wirkung macht dagegen die Wiederholung des „Um Mitternacht", wodurch der Grundton immer auf's Neue angeschlagen, das große

allumfassende Bild immer wieder vergegenwärtigt, und das Bleibende dem Wechselnden so kräftig gegenübergestellt wird.

---

58. Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

1826.

Im J. 1826 beschäftigte sich Goethe bei der Ausarbeitung seiner Annalen eben mit der Epoche des Zusammenlebens mit Schiller, wodurch denn seine Gedanken mit erhöhter Lebhaftigkeit dem längst dahingeschiedenen Freunde sich wieder zuwandten. Nun war aber im März dieses Jahrs auf dem Jakobskirchhofe zu Weimar im sogenannten Kassengewölbe unter den dort aufbewahrten Gebeinen Schiller's Schädel aufgefunden und auch von Goethe an der schönen Stellung der Zähne wiedererkannt worden. Auf Befehl des Großherzogs ward der Schädel am 17. September auf der Bibliothek in das Piedestal der Dannecker'schen Büste Schiller's niedergelegt, und auf Goethe's Betreiben wurden auch noch die übrigen Theile von Schiller's Skelet im September zusammengesucht. Unser Gedicht trug ursprünglich die später durchstrichene Ueberschrift: „Zum 17. September 1826" und unten das Datum des 25. Sept. Als Goethe im J. 1829 die zweite Redaction seiner Wanderjahre besorgte, fand sich, daß von dem auf drei Bände berechneten Roman besonders die beiden letzten etwas zu klein ausfielen. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, ließ er durch Eckermann aus ein paar Paketen einige Bogen redigiren und als Lückenbüßer einschalten und am Schluß des dritten Theils unser Gedicht ohne Ueberschrift und ohne

Andeutung des Bezugs auf Schiller beifügen und zum ersten Mal erscheinen.

Das Gedicht erregt unser Interesse schon durch seine metrische Gestalt, als Goethe's erster und (vom Monologe Faust's in Thl. II, Act I, 1 abgesehen) einziger Versuch in der Terzinenform. Ich vermuthe, daß er durch die in's J. 1826 fallende Vergleichung des Dante mit der Uebersetzung von Streckfuß auf diese Form geführt wurde. Aus der Beilage zu einem Briefe an Zelter vom 12. August sehen wir, daß er bei dieser Vergleichung den Versuch gemacht, einige Stellen nach seiner Weise deutlicher und gelenker zu übertragen, wobei er jedoch die Ueberzeugung gewann, daß Streckfuß schon genug gethan, und Niemand mit Nutzen an seiner Arbeit mäkeln würde. — Goethe bewährte auch in den Fesseln des ungewohnten Metrums seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache.

Was den Inhalt betrifft, so erinnern wir einmal an seine Hinneigung zur Gall'schen Schädellehre, und dann an seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen überhaupt, wobei ihn der Grundgedanke leitete, daß sich eine Stufenleiter immer höherer Gestalten durch die Natur hinziehe („Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte, das fluthend strömt gesteigerte Gestalten"). Der schöngeformte Schädel seines verewigten Freundes, dessen hoher Geist sich eine so würdige Hülle geschaffen, läßt plötzlich seine naturwissenschaftlichen Ideen lebendig werden, und er preist es als den höchsten Gewinn seines Lebens, den innigen Zusammenhang und die Wechselwirkung von „Geist" und „Festem" erkannt zu haben.

V. 2 hieß zuerst in der Handschrift: „Wie Köpfe Köpfen angeordnet paßten."

59. Aus den Leiden des jungen Werther.

1775.

Die erste Ausgabe von Werther's Leiden war 1774 anonym erschienen. Schon im folgenden Jahre ward eine neue Auflage nöthig, die auf dem Titelblatt eines jeden der beiden Theile ein Medaillon mit einer Scene aus dem Buche trug, wozu Goethe eine Strophe gedichtet hatte. Die erste Strophe unsers Gedichtes stand vor dem ersten Theile des Romans, die zweite vor dem andern.

60—62. Trilogie der Leidenschaft.

1823 und 1824.

Goethe verweilte im Juli und August 1823, wie oft in seinen spätern Jahren, in Böhmen. Er war, wie er am 24. Juli aus Marienbad an Zelter schrieb, nach einem harten Winter, einer schweren Krankheit und einigen einsam thätigen Monaten beinahe lebensunfähig von Hause weggegangen. „Reise, neue Gegenstände," fügte er hinzu, „Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder in's Leben. Hier finde ich Berg- und Waldgenossen leidenschaftlich entzündet wieder; der Funke, den sie von mir aufgefangen, lodert jetzt in ihnen auf den Grad, daß er mich selbst erleuchtet. So thun auch manche frühere Menschenverhältnisse gar wohl, indem sie Zeuge sind, daß man nach einer Jahresnacht Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat."

In Marienbad sah er auch eine liebenswürdige Dame wieder, deren Bekanntschaft er bereits hier im vorigen

Jahre gemacht (s. die Bemerkungen zu Nr. 63), Fräulein Ulrike von Levezow. Sie scheint die leidenschaftliche Zuneigung, die der Dichtergreis für sie empfand, in nicht geringerm Grade erwiedert zu haben, und nahm auch an seinen meteorologischen Beobachtungen lebhaften Antheil. Auf sie bezieht sich ein halbes Dutzend der „Zuschriften und Erinnerungsblätter" (Bd. 6, S. 98 ff. der Ausg. in 40 B.), unter der Ueberschrift „Marienbad 1823" zusammengestellt, die der Dichter in einer Anmerkung selbst als „Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung" bezeichnet. Goethe's Liebe zu ihr begann bald ihn so zu beherrschen, daß er darüber jede Vorsicht vergaß. Wenn er, — so erzählte man sich zu Weimar —, in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer nach seinem Hut gegriffen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, mit ihr zusammen zu sein, und an ihrer Seite die glücklichsten Tage verlebt. Die Kunde davon flog bald in alle Gegenden Deutschlands aus, und Zelter fand auf einer Reise, die er im Spätjahre nach den Rheingegenden machte, das Gerücht von einer bevorstehenden abermaligen Vermählung Goethe's verbreitet. Das stärkste Zeugniß aber von der Gewalt seiner Leidenschaft gibt das Mittelstück der uns vorliegenden Trilogie, vor dessen Betrachtung wir aber noch eine Besprechung des einleitenden Stückes vorangehen lassen.

An Werther.

1824.

Fünfzig Jahre waren seit dem ersten Erscheinen von Werther's Leiden verflossen, als Weygand in Leipzig, der

erste Verleger des Romans, für eine Jubelausgabe desselben den Dichter um ein einleitendes Gedicht bat, dessen Umfang und Honorar zu bestimmen ihm ganz anheimgegeben ward. Noch ganz von der elegischen Stimmung durchdrungen, in welche jene leidenschaftliche Liebe des vorigen Jahres ausgeklungen war, schrieb er das vorliegende Gedicht und stellte es später mit den beiden nachfolgenden „Elegie" und „Aussöhnung" unter der Ueberschrift „Trilogie der Leidenschaft" zusammen. Goethe hat sich darüber selbst im December 1831 gegen Eckermann (III, 361) ausgesprochen: „Meine sogenannte Trilogie der Leidenschaft ist ursprünglich nicht als Trilogie concipirt, vielmehr erst nach und nach, und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die Elegie als selbständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szymanowska, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war, und erweckte durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich seligen Tage in mir. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang an. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werther veranstalten und bat mich um eine Vorrede, was mir dann ein höchst willkommener Anlaß war, mein Gedicht An Werther zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zu jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt zusammenstehenden Gedichte von demselben liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen wurden, und jene Trilogie der Leidenschaft sich bildete, ich wußte nicht wie."

Das Gedicht An Werther iſt, mit Ausnahme etwa der ſechs Schlußverſe, durchaus klar und ungezwungen im Ausdruck gehalten, was bei den ſpätern Gedichten Goethe's eben nicht häufig der Fall iſt. Nachdem er ſich in den zehn einleitenden Verſen in die Werther-Epoche zurückverſetzt hat, überblickt er weiterhin ſein zeitheriges Leben, und beklagt, daß dem Menſchen ſo ſelten ein wahres Glück beſchieden ſei. Wenn ſich gleich manchmal alle Bedingungen deſſelben zu vereinigen ſcheinen, ſo vereitelt er es ſelbſt bald durch Herzenskämpfe, bald durch Streit mit der Umgebung. Nie ſind Inneres und Aeußeres in völliger Harmonie, und bietet ſich ihm das Glück dar, ſo verkennt er es. Ein ander Mal, wo es ihm als Liebe erſcheint, glaubt er es zu kennen und gibt ſich ihm mit allen Kräften ſeiner Seele hin. Aber zuletzt fühlt er ſich durch die Leidenſchaft in ſeinen höchſten Beſtrebungen gehemmt und muß ſich zum Scheiden entſchließen, zum Scheiden, dem Tod des Glückes. Wohl ihm dann, wenn er aus dem ſterbenden Liebesglück neues Leben hervorzubilden weiß, wenn ihm, wo ſonſt der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, ein Gott vergönnt, zu ſagen was er leidet! So endet das Gedicht mit einem Anklange an den Schluß des Taſſo, der auch als Motto der folgenden Elegie vorangeſetzt iſt.

Elegie.

1823.

Eckermann berichtet über unſer Gedicht unter dem 27. October 1823 Folgendes: „Stadelmann (Goethe's Kammerdiener) brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethe's

Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen; er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine Elegie von Marienbad ... Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt; und es zeigte sich also schon im Aeußern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth hielt. Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage (von Goethe's leidenschaftlicher Liebe). Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesmal gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend. Als ich ausgelesen, trat Goethe wieder zu mir heran. Gelt! sagte er, da habe ich Euch was Gutes gezeigt. In einigen Tagen sollen Sie mir darüber weissagen. — Es war mir sehr lieb, daß Goethe ein augenblickliches Urtheil meinerseits ablehnte; denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu schnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte sagen können."

Unter dem 16. November erzählt Eckermann dann weiter, wie Goethe ihm das Gedicht abermals vorgelegt und ihn eine Zeit lang ungestörter Betrachtung überlassen habe. Die jugendlichste Gluth der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, erschien dem Lesenden als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Uebrigens kam es ihm vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als man sie sonst in Goethe's Gedichten anzutreffen gewohnt

sei, und er schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, was Goethe auch nicht ablehnte. „Sie sehen", fügte dieser hinzu, „das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes. Als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen. Ich schrieb das Gedicht unmittelbar, als ich von Marienbad abreiste und mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station *) schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es Abends fertig auf dem Papier stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus Einem Gusse, was dem Ganzen zu Gute kommen mag." — Da Eckermann bemerkte, das Gedicht habe in seiner Art viel Eigenthümliches, so daß es an kein anderes seiner Gedichte erinnere, antwortete Goethe: „Das mag daher kommen: ich setzte auf die Gegenwart, sowie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Uebertreibung so hoch zu steigern als möglich."

Aus den mitgetheilten eigenen Aeußerungen des Dichters erklärt sich der besondere Charakter unsers Gedichtes zur Genüge, ohne daß man irgendwie nöthig hätte, mit Eckermann auf eine Einwirkung Byrons zu schließen. Eben weil hier Goethe, ganz gegen seine Gewohnheit, mitten in der gährenden Leidenschaft dichtete, fehlt es dieser Production an jener klaren Objectivität, die sonst seinen Dichtungen eigen ist, und an jedem versöhnenden Abschluß.

*) Damit stimmt freilich nicht, daß er seinem Tagebuch zufolge Nachmittags gegen drei Uhr in Begleitung des Polizeiraths Grüner von Marienbad abgereist sei.

Ich hielt früher nach den obigen Mittheilungen eine Erklärung des Einzelnen für überflüssig, muß mich darin aber wohl geirrt haben, da sogar ein Interpret von Profession Manches unrichtig gedeutet und schon gleich den Anfang mißverstanden hat. Die vier ersten Verse sprechen die bangen Zweifel aus, womit Goethe in diesem Jahre nach Marienbad zurückkehrte. Was darf er vom Wiedersehen der Geliebten hoffen? Wird sie ihm die frühere Liebe, oder Gleichgültigkeit, das Paradies, oder die Hölle entgegenbringen? In den Schlußversen der ersten Strophe ist sein Zweifel beseitigt, das Paradies ihm geöffnet. Die beiden folgenden Strophen schildern dann das Glück seines täglichen Verkehrs mit der Geliebten. Str. 4 malt die schmerzliche Trennung von ihr, den letzten, grausam süßen Abschiedskuß, sein Fortstürmen von der Schwelle ihrer Wohnung,*) sein Zurückblicken nach der bereits verschlossenen Thüre; Str. 5 die düstere Stimmung, der er nun zum Raube ward. In Str. 6 läßt er seine Blicke nach irgend einem tröstenden und beschwichtigenden Gegenstande durch die waldgekrönten Felsen, die reifenden Erntefelder, durch Busch und Wiesen längs dem Fluß hin und zum allumwölbenden Himmelszelt hinauf schweifen. Da erblickt er in Str. 7 zwischen ernsten Wolken ein zierliches, aus lichtem Duft gewobenes Gebilde, das ihn lebhaft an seine Geliebte erinnert. Doch klarer noch ist seinem Innern ihr Bild eingeprägt; dort regt es sich vor seiner Phantasie in wechselnden, aber stets lieblichen Gestalten, vom Augenblick ihres diesjährigen Empfangs in Marienbad an, die glückliche Zeit

*) Str. 4, V. 3 wäre klarer, wenn er hieße:
Nun eilt, nun stürmt der Fuß u. s. w.

seines dortigen Aufenthalts hindurch, bis zum letzten Abschiedskuß (Str. 8 und 9). Dieses Bild treu in sich hegend, will er fortan nur ihr und ihrem Andenken leben (Str. 10). Str. 11 bis Str. 15 führen dann aus, was sie ihm in dem „fast lebensunfähigen" Zustande (vgl. oben die Einleitung zur Trilogie), worin er nach Marienbad kam, geworden sei. Liebefähigkeit und Liebesbedürfniß waren ihm verschwunden, sie gab ihm Hoffnung und Lust zur Thätigkeit zurück (Str. 11). Sie befreite ihn von dem bangen Druck, der auf Geist und Körper lastete (Str. 12). Sie ließ ihn einen Frieden empfinden, den er nur dem Frieden Gottes, wie ihn die Welt nicht gibt, vergleichen kann (Str. 13). Sie flößte ihm ein der Frömmigkeit ganz verwandtes Gefühl ein (Str. 14). Vor ihrem Blick, vor ihrem Athem zerschmolz jede kalte Selbstsucht in ihm (Str. 15). Schon durch ihre bloße Nähe, ohne Worte, gab sie ihm Weisheitslehren und ermahnte ihn, sich mit kindlichem Herzen des Augenblicks zu erfreuen und ihn zum Handeln, zum Wohlthun, zum Frohsein und zum Lieben zu nutzen (Str. 16 und 17). Aber was fruchten ihm diese Lehren jetzt? Sie waren nur in ihrer Nähe wirksam (Str. 18). Jetzt, wo er ihr fern ist, wird ihm alles Schöne und Gute, was ihm der Augenblick bietet, zur Last, und er fühlt sich von unbezwinglicher Sehnsucht fortgerissen (Str. 19). So gibt er sich denn ganz seinem Schmerz hin (Str. 20); er kann den Gedanken nicht fassen, daß er sie entbehren soll und schöpft auch aus der Vergegenwärtigung ihres Bildes keinen Trost, da dieses, kaum hervorgerufen, wieder entschwindet (Str. 21). Er ruft seinen Genossen zu, ihn seinem Schmerz allein zu überlassen (Str. 22), da er, noch jüngst ein Liebling der Götter,

durch die Trennung von ihr die Welt und ſich ſelbſt verloren habe (Str. 23).

Das Metrum iſt glücklich gewählt; die herrſchenden trochäiſchen Versausgänge*) entſprechen der vorwaltenden Empfindung, der jedoch die achtzeilige Stanze vielleicht noch angemeſſener wäre, als die ſechszeilige. In der Sprache iſt eine Bewegung, ein Fluß und ein Feuer, wie ſie nur wenigen Gedichten aus Goethe's ſpätern Jahren eigen ſind; man fühlt, daß eine jugendliche Gluth die ſtockenden Kräfte wieder in regen Umtrieb geſetzt hat. Von dem wohlthuendſten Eindruck iſt die Vergleichung ſeiner Liebe mit dem religiöſen Gefühl in Str. 14. Um ſo unangenehmer wird man berührt, wenn in Str. 20, gleichſam zum fünfzigjährigen Jubiläum der Leiden Werther's, mit der alten Leidenſchaft auch der Gedanke an das alte Mittel, ihrer Pein zu entfliehen, anzuklingen ſcheint:

Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen.

Schließlich mache ich darauf aufmerkſam, wie der Dichter, treu der Gewohnheit, in ſeinen Dichtungen die jedesmal in ihm vorherrſchenden Intereſſen ſich abſpiegeln zu laſſen, auch hier auf die Naturſtudien hindeutet, denen er und ſeine Freunde, ſeine „Berg- und Waldgenoſſen" (vgl. oben die Einleitung zur Trilogie) in Böhmen ſo eifrig obzuliegen pflegten:

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein, am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! Euch iſt die Welt erſchloſſen,

*) Str. 1, V. 5 und 6, Str. 7, V. 2 und 4, Str. 22, V. 2 und 4 und Str. 23, V. 2 und 4 machen eine nicht zu billigende Ausnahme.

Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forscht, die Einzelnheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt.

Aussöhnung.

1823.

Vorliegendes Gedicht enthalten, außer unsrer Trilogie, auch noch die „Zuschriften und Erinnerungsblätter" mit der Ueberschrift „An Madame Marie Szymanowska", wo der Dichter die Anmerkung beigefügt hat: „Dieses Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, durfte hier nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Mad. Szymanowska, der trefflichsten Pianospielerin, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr übergeben wurde."

Der Dichter hatte, wie bereits (zum Gedicht „An Werther") erwähnt, die Bekanntschaft dieser Künstlerin im Sommer zu Marienbad gemacht. Ihr ergreifendes Spiel hatte dort ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen, das Feuer der Leidenschaft in ihm zu schüren, so wie umgekehrt diese Leidenschaft seine Empfänglichkeit für die Tonkunst erhöhte. Goethe war selbst über seine damalige fast krankhafte Reizbarkeit für Musik erstaunt. „Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste!" schrieb er am 24. August an Zelter. „Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Er-

klärung sag' ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummel zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her durch Vermittlung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Empfindungen." Warum gab er sich nicht die Erklärung, die doch so nahe lag, daß die Liebe es war, was sein Herz für die Macht der Töne wieder geöffnet hatte?

Nach der schmerzlichen Trennung von der Geliebten sollten aber eben die Klänge, die in Marienbad seiner Leidenschaft Nahrung gegeben, ihm nun auch Linderung und Beruhigung gewähren. Frau Szymanowska kam gegen Ende Octobers 1823 nach Weimar, spielte am Abend des 27. bei Goethe in glänzender Gesellschaft und entzückte ihn von Neuem durch ihre Meisterschaft. Es war ein unglücklicher Zustand, worin sie ihn antraf; ihm war, (wie die Elegie schließt) das All, er war sich selbst verloren:

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

---

63. Aeolsharfen. Gespräch.

1822.

Es ist bereits zur vorhergehenden Trilogie bemerkt worden, daß Goethe die Bekanntschaft der Fräulein Ulrike

Levezow schon im Sommer 1822 zu Marienbad gemacht, wo er den 19. Juni eintraf und mehrere Wochen verweilte. Daß ihm auch damals schon der Abschied von ihr schwer geworden, zeigt das vorliegende nach seiner Heimkehr entstandene Gedicht oder vielmehr Doppelgedicht. Goethe fügte es ohne Ueberschrift als Beilage einem Briefe an Zelter vom 14. December 1822 hinzu. Die beiden ersten Abschnitte sind dort (wie noch jetzt) durch einen Trennungsstrich vom Folgenden gesondert, und als Schlußtheil folgte noch, gleichfalls durch einen Strich getrennt, eine Strophe, die wir jetzt in den sämmtlichen Werken als Anhang zu einem Gedichte „An Demoiselle Sonntag" wiederfinden:

Die Gegenwart weiß nichts von sich,
Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
Entfernen zieht Dich hinter Dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen.

„Man möchte es," bemerkt Goethe selbst über das Gedicht, „eine Duett-Cantate vom unmittelbaren Scheiden bis in immer weitere Entfernung nennen, da denn der Regenbogen abschließt, der Nahes und Fernes verbindet." Der erste Theil (V. 1—14) ist sogleich nach der Trennung der Liebenden gesprochen zu denken. Er schildert den Gemüthszustand, worin er Abschied genommen: ein banges dumpfes Gefühl, das sich endlich in einem Thränenerguß Luft machte. Ihr Lebewohl dagegen bezeichnet er als heiter ruhig; doch meint er, daß sie jetzt auch wohl weine (V. 1—8). Sie fordert nach der Abschiedsscene die anwesenden Lieben auf, sie ihrem gegenwärtigen Schmerz allein zu überlassen, der nicht ewig dauern werde, wenn sie gleich jetzt um den ihr Unentbehrlichen weinen müsse. — Man sieht, daß der Zusatz „Gespräch" bei der Ueberschrift für diesen ersten

Theil nicht im Sinne von Dialog zu nehmen ist. Eher paßt er in dieser Bedeutung auf das zweite in eine spätere Zeit fallende Gespräch, worin die Liebenden zwar als einander fern, aber durch eine poetische Fiction als einander vernehmend dargestellt sind. Er klagt ihr seine gleichgültige, überdrüssige Stimmung gegen die ihn umgebende Welt, worin sein einziger Genuß bleibe, sich ihr Bild stets zu erneuern, und wünscht, daß sie dabei mit ihren Gedanken auf halbem Wege ihm entgegenkomme (V. 15—24). Sie antwortet, er dürfe, wenn ihm ihr Geist nicht gleich im Bilde erscheine, daraus nicht schließen, daß sie in der Entfernung minder treu gesinnt sei; er brauche nur zu weinen, so werde sie ihm nahe sein, gleichwie Iris sich nur über trübem Regenhimmel aufbaue (V. 25—30). In seiner Antwort (V. 31—34) faßt er die Vergleichung der Iris mit seiner immer neuen und doch immer anmuthigen Geliebten lebhaft auf, von der es auch in Str. 8 der Marienbader Elegie heißt, daß ihr Bild sich in seinem Herzen in stets wechselnden Gestalten rege:

Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer, immer lieber.

Der Titel „Aeolsharfen", der die zartbesaiteten Gemüther der Liebenden als vom Hauch ihrer Gefühle erklingend darstellt, ist etwas gesucht.

Wie viel Goethe auch noch später auf das Gedicht hielt, bekennt er in einem Briefe an Zelter vom 9. Jan. 1824. Zelter hatte mit der Composition desselben längere Zeit auf sich warten lassen; da erinnerte ihn Goethe daran mit den Worten: „Kennst Du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir an's Herz gewachsen; Du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

Ja! Du bist wohl an Iris zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen:
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer gleich und immer neu wie sie." *)

64. Immer und überall.

Spätestens 1820 und 1827.

Das Gedichtchen scheint aus zwei zu verschiedener Zeit entstandenen Strophen zusammengesetzt zu sein, wie denn auch das Versmaß beider verschieden ist. Die trochäische Strophe, die zuerst 1820 in Kunst und Alterthum auf der Rückseite des Titelblattes erschien, spricht des Dichters fortwährende treue Anhänglichkeit an die Muse bei aller Liebe für Geologie und Meteorologie aus. Die vielleicht eigens für die Ausgabe letzter Hand 1827 hinzugedichtete jambische Strophe sagt, daß jede neue schöne Jahrszeit neue Lieder wecke.

65. April.

Spätestens 1820.

Dieses Gedicht erschien, mit den drei folgenden zusammengestellt, erst 1820 in Kunst und Alterthum, dürfte aber, wie die letztere und manche andere Liebeslieder, schon 1815 oder im Frühling 1816 entstanden sein. Im Jahr 1815, dem der größte Theil der liebeglühenden Lieder des Divans, die das Buch Suleika bilden, angehört, soll ein wirkliches Liebesverhältniß dem Dichter die Wärme jugend-

*) So lautet hier etwas abweichend der Schlußvers.

licher Gefühle zurückgegeben haben; und in der That scheinen seine eigenen Worte in den Erläuterungen zum genannten Buche darauf hinzudeuten: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder (wir wissen bereits aus Nr. 60—63, daß er doch wiederkehrte); wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

Der Dichter liest in den klaren Augen eines Mädchens ein Herz voll Liebe und Wahrheit, das, bisher unverstanden, sich nach einem für seinen Werth empfänglichen Herzen zu sehnen scheint, und er spricht den Wunsch aus, daß sie auch hinwieder seine Blicke entziffern und in seinem Herzen lesen möge.

---

66. Mai.

2. Januar 1816.

Die Ueberschriften der hier zusammengeordneten 1820 erschienenen vier Lieder (Nr. 65—68) deuten nicht die Entstehungszeit an, sondern bringen dieselben dadurch in eine gewisse Verknüpfung, daß sie in ihrer Eigenschaft als Liebeslieder sämmtlich als Blüthen der schönsten Jahrszeit dargestellt werden. Im vorliegenden Gedichte ist der bei Goethe mehrmals wiederkehrende Gedanke, daß ihm der neue Frühling neues Liebesglück bringe, in einem anmuthigen Bilde so ausgedrückt: Während er am thauigen Lenzmorgen sich an dem Anblick eines bachdurchströmten Wiesenthals erfreut (Str. 1), regt sich plötzlich das Gezweig der Bäume und Sträucher, und eine Schaar von Amoretten schwebt herab (Str. 2), die eine Hütte zu bauen beginnen; bald haben

ſie das Dach vollendet und bereiten auch kunſtgerecht, wie Zimmrer (ſo iſt in Str. 3, V. 3 zu leſen) Bank und Tiſchchen in der Mitte. Verwundert ihrem Treiben zuſchauend, merkt er nicht den Fortſchritt des Tages bis beim Sinken der Sonne ſie ihm das Liebchen in die fertige Hütte führen (Str. 3). — Wie ſelten in Goethe's ſpätern Gedichten der Ausdruck überall zu völliger Klarheit und Schärfe ausgebildet iſt, ſo fehlt es daran auch hier in Str. 2, V. 3 u. 4, und in Str. 3, V. 3 u. 4.

---

67. Juni.

24. December 1815.

In Betreff der Ueberſchrift und der Zeit des Erſcheinens vergleiche man die Bemerkungen zu Nr. 65 und 66. — Die Situation in unſerm Gedichte iſt ziemlich gekünſtelt und obendrein nicht klar genug dargelegt. Der Dichter blickt in die Landſchaft hinaus nach einem Berge, hinter dem ſeine Geliebte wohnt. Seine Phantaſie malt ihr Bild ſo lebhaft, daß ihm der Berg durchſichtig wie Glas erſcheint, und er ſie herankommen ſieht traurig über ſeine Abweſenheit, — doch nein, lächelnd, weil ſie ſeine geiſtige Nähe fühlt (V. 1—8). Da ſchweift ſein Blick über das zwiſchen dem Berge und ſeinem Hausgarten liegende Thal mit ſeinen Büſchen, Wieſen, Bächen, Mühlen und anſchließenden Feldern (V. 9—16). Aber der Anblick freut ihn nicht; er hat ihm das Bild ſeiner Geliebten entzogen, das ſo lebhaft vor ſeiner Seele ſtand (V. 17—24). Doch mit Vers 25:

Ich bin weg, bin bei ihr,

ruft er ihr Bild wieder zurück, denkt ſie auf Hügeln oder das Thal entlang daher wandelnd (V. 26—29), vergegenwärtigt ſich ihre jugendliche Schönheit, womit ſie ihn beglückt (V. 30—33), die unvergleichliche Anmuth, die ſie in ihrer Liebe entfaltet (V. 34—41), und die noch höhere, wenn ſie mit bräutlichem Vertrauen ihm ihr ganzes Herz erſchließt (V. 42—49).

Die Verſe 28 f.:

Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang

kehren in dem Wanderlied (Nr. 78) wieder, nur daß dort „von Flügeln" (ſtatt: mit Flügeln) ſteht.

68. Frühling über's Jahr.

15. Mai 1816.

Im Gegenſatz zum vorhergehenden Liede iſt das vorliegende ſehr klar und einfach gebaut und tadellos ausgeführt. Es zerfällt in zwei gleiche, metriſch und ſyntaktiſch durchaus ebenmäßig conſtruirte Hälften. In der erſten wird die Lieblichkeit des neuerwachten Frühlings geſchildert (V. 1—16), in der zweiten die Anmuth des Liebchens darüber erhoben, mit deren Schönheit ſelbſt der Roſen und Lilien bringende Sommer vergebens wetteifern werde (V. 17 bis 32). — Mit dieſem Liede ſchließt ſich die aus Kunſt und Alterthum (1820) herübergenommene Gruppe ab (vgl. die Bemerk. zu Str. 65—67).

69. St. Nepomuck's Vorabend.

Carlsbad, den 15. Mai 1820.

„Ein Kinderlied, zum Nepomucksfeste in Carlsbad gedichtet, gab mir Freund Zelter in angemessener Weise und hohem Sinne zurück." Mit dieser Notiz gedenkt Goethe des vorliegenden Gedichtes in den Annalen unter dem J. 1820. Er legte es einem Briefe an Zelter vom 24. Mai bei, in einer mit der jetzigen ganz gleichlautenden Form. Zelter schickte die Composition schon am 2. Juni und schrieb am 14: „Da ich immerfort Dich in Gedanken habe und mir Dein Weben und Leben wie ein Faden, wie eine schwingende klingende Saite vor der Seele schwebt, so sprang mir das Nepomuckchen sogleich entgegen; ich fand mich in Prag auf der Schützeninsel, die schöne Brücke vor mir, dazwischen den sanften Strom, der tausend Schiffchen mit hellen Kerzen trägt, das Frohlocken der Kinder, das Gebimmel und Getön der Glocken, und der ruhige Gedanke: daß mitten in dem poetischen Wirr- und Irrwesen die Wahrheit ruht wie ein schlafendes Kind — und das Stückchen stand vor mir."

Der Legende nach ward die Leiche des heiligen Nepomuck, der des treu bewahrten Beichtgeheimnisses wegen in der Moldau ertränkt wurde, den Strom hinab von hellen Lichtern begleitet. Wie die zum Andenken dessen hinabschwimmenden Kerzen verkünden, was „den Stern zu Sternen bringt", so soll der Kinderchor es nicht minder andeuten, daß fromme Pflichttreue den Menschen verkläre.

70. Im Vorübergehen.

Vermuthlich um 1818.

Das Gedicht stellt sich auf den ersten Blick als ein Gegenbild zu dem im ersten Bande betrachteten Liede „Gefunden“ (Nr. 13) dar. Es beginnt mit derselben Strophe (nur daß dort in V. 1 „Walde“ statt „Felde“ steht), ähnelt ihm auch noch in der zweiten und dritten Strophe, stellt aber weiterhin das Verhalten des Dichters zum Blümchen als ein entgegengesetztes dar. Er läßt das Blümchen unverpflanzt und wandelt weiter in den Wald hinein.

Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß das vorliegende, in seiner metrischen Form minder regelrecht durchgeführte Gedicht zuerst entstand, und das andere mit seinem schönern und befriedigendern Abschlusse ihm später eigens als Pendant hinzugefügt wurde. Die angehängte fünfzeilige Strophe des unsrigen:

Ich ging im Walde
So vor mich hin u. s. w.

könnte dann als zu jenem überleitend aufgefaßt werden.

Es kann sich aber mit unserm Gedichte auch ganz anders verhalten, und zwar so: Es ist nichts, als der erste Versuch, das Gedicht „Gefunden“ zu gestalten; Str. 1 und 2 stimmen ja mit den entsprechenden des letztgenannten fast überein; Str. 3—5, die Weigerung des Blümchens enthaltend, sind dort in eine zusammengedrängt. Mit Str. 5 brach der Dichter den ersten Versuch ab, vielleicht weil er unzufrieden war, daß er in den drei letzten Strophen das Metrum nicht consequent fortgeführt und in Str. 3 falsche Reime gebraucht hatte; und er begann in dem Anhängsel einen neuen Gestaltungsversuch, der aber nicht über die

erste Strophe hinauskam. Sein Redactionsgehülfe fand dieses später unter seinen Papieren, sah darin ein Bild einer abgelehnten Liebeswerbung, fügte einen Titel hinzu und proponirte dem Dichter die Aufnahme unter die vermischten Gedichte; und allzugeneigt, wie Goethe leider in spätern Jahren war, auch Unbedeutenderes und selbst Mangelhaftes zu conserviren und irgendwie zu verwerthen, gab er seine Zustimmung.

71. Pfingsten.

1814.

Goethe erfreute sich um Pfingsten 1814 einer Villegiatur auf dem von der Ilm umrauschten Edelhof in Berka. „Hier ist es so still und friedlich," schrieb er den 18. Mai an seinen Freund Meyer, „als wenn seit hundert Jahren und hundert Meilen weit kein Kriegsgetümmel existirte." Aus dem Gedichtchen geht hervor, daß dort am Festtage unter den aufgestellten halb verwelkten Maien ein Freund, der ein Liebesverhältniß hatte, eingeschlafen war. Der Gegensatz des frischblühenden Schläfers zu den wurzellosen verdorrenden Maien ruft im Dichter den Gedanken hervor, daß Liebe ihre Pflanzen so vortrefflich nähre, wie Herr Dreißig, ein damaliger angesehener Kaufmann und Handelsgärtner zu Tonndorf bei Weimar, die seinigen.

72. Gegenseitig.

1816.

In Goethe's Briefwechsel mit Zelter erwähnt dieser unsers Gedichtes am 15. December 1816. „Hübsche Liedchen",

schreibt er, „sind auch fertig geworden. Darunter werden Dir gefallen: Flieh, Täubchen, flieh (s. Nr. 75) und Wie sitzt mir das Liebchen?“

Die Ueberschrift „Gegenseitig“ hebt den Kerngedanken hervor, den die Schlußverse andeuten: Hast Du das Herz eines Mädchens gewonnen, so hast Du an dasselbe das Deinige verloren. Alles Vorhergehende veranschaulicht diesen Gedanken in einem anmuthigen Bilde. Das Mädchen hält und wiegt auf ihrem Schooß ein Vöglein in zierlichem Käfig, das sich sonst gern in der Ferne herumtreibt (Str. 1, V. 2 „Den Fernen“). Sie läßt es, wenn's ihr beliebt, heraus; und wenn es ihr Lippen und Finger gepickt hat, fliegt und flattert es eine Weile umher, kehrt aber immer wieder in sein Gefängniß, das ihm zur Heimath geworden, zurück.

73. Freibeuter.

Erschienen 1827.

Wahrscheinlich einem Volksliede nachgebildet. Den in den übrigen Strophen gebrauchten mundartlichen Formen würde Str. 1 besser entsprechen, wenn sie begänne:

Mei Haus hat ke' Thür,
Mei Thür hat ke' Haus.

74. Der neue Copernikus.

1814.

Das Gedicht entstand am 26. Juli 1814 im Reisewagen auf der Fahrt nach dem Rheine zwischen Eisenach

und Fulda. Der Dichter freut ſich des artigen ſchattigen Häuschens, worin er ſitzt, der Schalterchen, Federchen und Lädchen. Wälder regen ſich um ihn, wie ihm zur Luſt; entfernte Felder kommen herangeflogen; Berge tanzen vorbei, doch nicht vom Luſtgeſchrei der Kobolde belebt, ſondern ſtill und ſtumm; und ſo dämmert ihm zuletzt als einem zweiten Copernicus der Gedanke auf, daß die Bewegung um ihn nur ſcheinbar und er ſelbſt in Bewegung ſei.

---

75. So iſt der Held, der mir gefällt.

1816.

Zelter gedenkt unſers Gedichtes in dem zu Nr. 72 bereits erwähnten Briefe vom 15. December 1816 und fügt hinzu: „Die Wortſtellung Deiner Verſe iſt manchmal ſo wunderbar, daß ich beim erſten Anblick denke: Daraus wird nimmer etwas; und wenn ich ſie von allen Seiten begucke, finde ich in mir ſelber, was ich nicht geſucht hätte. Ueber das Flieh, Täubchen muß ich mich ſelber wundern. Nur der eine Vers: Und ſoll mein deutſches Herz weich flöten — das iſt ein harter Hund und will ſich nicht fügen; ich habe mir ſelber ſchon die Zunge daran wund gerieben.“ — Wie wir ſehen, hat der Dichter nachträglich „den harten Hund“ beſeitigt. Vermuthlich fand ſich der weggebliebene Vers in der ſpäter geſtrichenen Schlußſtrophe, woraus wohl auch die Ueberſchrift des Gedichtes entnommen ward, und die etwa gelautet haben mag:

So iſt der Held, der mir gefällt!
Aus den Blicken leuchten Morgenröthen;
Und ſo ſoll mein deutſches Herz weich flöten:

So ist der Held, der mir gefällt,
Der den Busen mir von Sehnsucht schwellt.

Zelter hätte wohl an dem weggefallenen Verse weniger Anstoß genommen, wenn er in dem Gedichte nicht den Anflug von Ironie übersehen hätte, den doch schon die beiden einleitenden Strophen hinreichend erkennen lassen.*) Das deutschthümlich gesinnte Mädchen schwärmt für einen Krieger, und zwar einen Officier:

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Füße schreiten mit ...
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth,
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.

Der Dichter sieht in Str. 1 das Täubchen nach ihrem Geliebten vergebens umherspähen und warnt sie vor bösen Laurern. Dann kündigt er in Str. 2 ein Lied an, das in ihrem zarten Herzen ein offenes Thor finden werde; und nun läßt er von Str. 3 an in ihrem Geist und Sinn ein Loblied auf ihren geliebten Helden erklingen, das einigermaßen in Schenkendorf's Ton einschlägt.

---

76. Ungeduld.

Erschienen 1827.

Die Verse geben sich schon durch einen gewissen Mangel an Schärfe und Präcision des Ausdrucks als ein Product des spätern Alters zu erkennen. Die Ueberschrift „Ungeduld" möchte für den immer in's Weite hinausstrebenden

*) In Str. 2, V. 5 tilge man „zu", wodurch das Versmaß gestört wird.

Drang der Jugend und für ihr Bedürfniß schmerzlicher, in süße Thränen sich auflösender Anregung nicht gerade die glücklichste Bezeichnung sein.

---

77. Mit den Wanderjahren.

Erschienen 1821.

Als Goethe im J. 1821 die Wanderjahre in ihrer ersten Redaction herausgab, setzte er dem Roman verschiedene Sprüche und Gedichte vor, von denen nur einige einen nähern Bezug auf das Werk haben. Goeschel hat zwar (in seinen Unterhaltungen über Goethe I, 110 ff.) den Versuch gemacht, eine innere Verbindung jener Sprüche und Gedichte nachzuweisen, aber für jeden unbefangenen Leser ohne befriedigenden Erfolg. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Goethe den Roman, wie manchmal auch die Hefte über Kunst und Alterthum, benutzt hat, um die jüngst entstandenen kleinen Poesien schneller zur Oeffentlichkeit zu bringen. Drei jener Sprüche, in denen eine nähere Beziehung zum Roman liegt, sind hier nun unter der Ueberschrift „Mit den Wanderjahren“ zusammengestellt. Der erste charakterisirt den Helden des Romans, den Wanderer, der zweite spricht sich über den Gehalt des Werkes, der dritte über das Verhältniß des darin herrschenden Geistes zu seiner jetzigen Sinnesweise aus. Der Wandrer pflegt nicht fromm zu singen und zu beten, ist aber ein ernstgesinnter Mann, der in bedenklichen Lebenslagen stets seine eigene Herzensstimme und die seiner zuverlässigen Freunde zu Rath zieht. Dem Werke hat er manchen Gewinn früherer Tage einverleibt; ist auch Manches darin nicht Gold, so ist

es doch nicht werthlos, und ist es auch nicht immer frei von Schlacken, der Leser wird das Metall herausschmelzen und mit seinem Bilde beprägen können. Den das Werk durchziehenden Sinn erkennt er im Ganzen auch jetzt noch als den seinigen an; der Leser wird bald hier etwas finden, woran er Anstoß nimmt, bald dort etwas, woran er sich erfreut, aber der Gesammteindruck des großen Ganzen wird diese Gegensätze ausgleichen.

Unklare Ausdrücke, wie „zum Golde setze" und die Auslassung von „es" bei „Wird gediegen" gehören zu den Untugenden, die Goethe's poetischem Styl im späten Alter anhafteten.

78. Wanderlied.

Erschienen 1821.

Für das genauere Verständniß dieses Liedes empfehlen wir dem Leser das Nachlesen des ersten Capitels vom dritten Buch der Wanderjahre. Wilhelm Meister hat die erste Strophe auf einer Fußwanderung aufgeschrieben und übergibt sie zwei jungen zum Auswandern entschlossenen Männern, die sie als Duett vortragen. Später fallen noch vier andere ein, „so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahin zu schreiten scheint", und zuletzt gesellt sich noch einer hinzu, der die Schlußverse so variirt.

Du im Leben nichts verschiebe;
Sei Dein Leben That um That!*)

*) V. 5 lautet bei diesem ersten Vortrag der Strophe:
Auch dem unbedingten Triebe.

Am folgenden Tage wird gegen Ende der Mittagstafel die Strophe wiederholt, worauf plötzlich zwei andere Sänger sich erheben und „mit ernster Heftigkeit das Lied mehr umkehrend als fortsetzend“ die zweite Strophe anstimmen, in der sich der Schmerz des Abschieds kurz vor dem Aufbruche kund gibt. Da es den Vorstehern der Auswanderungsgesellschaft bedenklich scheint, sich dieser Stimmung lange hinzugeben, fordert der miterschienene Lenardo zum Vortrage von etwas Erfreulicherm auf, worauf denn von vier Sängern die schöne dritte Strophe vorgetragen wird.

79. Lied der Auswanderer.

Erschienen 1829.

Das Lied bildet in der zweiten Bearbeitung der Wanderjahre (1829) den Schluß des zwölften Capitels des dritten Buchs. Nach einem längern Vortrage an die zum Auswandern Verbundenen reicht dort Odoardo ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie „nach einer bekannten Melodie mäßig munter das zutrauliche Lied singen“. Es fehlt dem Gedichte sehr an Wärme und leichtem Fluß der Darstellung.

80. Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung.

1776.

Aus Goethe's Briefen an Frau von Stein (I, 41) ergibt sich, daß das vorliegende Gedicht im März 1776 auf einer Reise nach Leipzig angefangen ward; nach Riemer

kam es den 27. April zum Abschluß, worauf es im Mai in dem Aprilheft des Wieland'schen Merkurs erschien.

Zunächst nimmt die metrische Form desselben die Aufmerksamkeit in Anspruch. Goethe hat sich darüber selbst in Wahrheit und Dichtung (Buch 18) erklärt. „Die Deutschen", sagt er „waren von den ältern Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes; bei kürzern Zeilen waren sogleich die kleinern Einschnitte merklich, und ein natürliches, wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Sylbenwerth noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und aufgefordert durch jene Naturtendenz griff man nach einer poetischen Prosa. Geßner's höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Ramler verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit Anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache nur noch mehr verwirrte. Am besten gelang es denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten, und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beob-

achteten, wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine Zeit lang mäßigern Talenten zum Muster diente. Unsicher aber blieb die Ausführung auf jeden Fall, und es war Keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie Weniges hervorbrachte, was man in seiner Art correct nennen könnte; denn auch hier war die Zeit strömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugthuend. Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fußen, und um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache; wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten, ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages und deren bedurften wir jede Stunde."

Was Goethe hier gesagt, ist indeß nicht so zu verstehen, als ob er sich damals Hans Sachs in Beziehung auf die metrische Form ganz zum Muster genommen. Bei Hans Sachs herrscht durchweg das Prinzip der Sylbenzählung, wenn gleich in manchen Versen schon eine Hinneigung zur Sylbenmessung oder vielmehr zum Ordnen der Sylben nach

der Accentirung durchblickt. Erst Opitz erhob ein solches Ordnen der Sylben nach der Betonung zum festen Gesetz. Goethe band sich in vielen seiner damaligen Gedichte nicht an das Gesetz, aber auch nicht an Hans Sachsens bestimmte Sylbenzahl; er beobachtete in der Regel nur eine gewisse Zahl von Hebungen, zwischen denen nicht immer eine gleiche Zahl von Sylben in der Senkung lag. Im vorliegenden Gedicht z. B. sind durchgehends vier Hebungssylben im Verse, aber nicht auch in jedem vier Senkungssylben:

In seiner Werkstatt Sonntags früh ...

Einen saubern Feierwams er trug ...

Daß die fängt an, zu wirken und zu leben ...

Im letztangeführten Verse liegen zwischen der dritten und vierten Hebung sogar drei Sylben. Vielmehr gleichen die Gedichte, worauf Goethe in der obigen Stelle zielt, der Hans Sachsischen Poesie vorherrschend durch die leichte, kecke Behandlung des Reims, durch einen gewissen kräftig treuherzigen Ton der Darstellung und frische, populäre Sprachwendungen, in welchen Eigenschaften er auch als dramatischer Dichter im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, in Hanswursts Hochzeit und ähnlichen Producten dem alten Meistersänger sehr nahe tritt.

Mehr aber noch, als durch Form und Ton der Hans Sachsischen Poesie, fühlte sich Goethe durch die Persönlichkeit des Dichters und sein ganzes poetisches Leben und Treiben angesprochen. Es ist natürlich, daß diejenigen Seiten seines Wesens unsern Dichter am meisten interessirten, von denen sich dieser ihm am nächsten verwandt fühlte, und daß er sie gerade, indem er ein Bild des Mannes entwarf, besonders hervortreten ließ. Sie sind aber auch

die bedeutsamsten in Hans Sachsens Charakter, so daß sein von Goethe gemaltes Bild, wie sehr darin die Subjectivität des Malers durchschimmert, doch als ein objectiv treu gehaltenes und ziemlich vollständiges Portrait gelten kann.

Das Gedicht eröffnet sich, der Unterstellung entsprechend, daß hier ein alter Holzschnitt gedeutet werde, mit einer Hinweisung auf die äußere Erscheinungsart des Dichters inmitten seiner Werkstatt. Er steht vor uns an einem Frühlings-Sonntagsmorgen im Feierkleid, von dem ruhenden Arbeitsgeräth umgeben (V. 1—8). Aber in seinem Innern regt es sich lebendig; die Frühlingssonne hat seinen dichterischen Trieb geweckt (V. 9—14). Die Natur hat ihm eine scharfe Beobachtungsgabe für Welt und Menschen und liebevolle Empfänglichkeit genug, um Alles rein aufzufassen und in sich abzuspiegeln, und zugleich das Talent einer frischen und leichten Darstellung verliehen (V. 15—20). Deßhalb wollen ihm die Musen heute die Dichterweihe ertheilen. (V. 21 f.)

Hier gilt es nun zuerst ihm die rechten Quellen, woraus er den Stoff schöpfen soll, zu bezeichnen. Die beiden Hauptquellen sind aber die ihn lebendig umringende Gegenwart in Menschenwelt und Natur (V. 23—72) und die von der Welt- und Sagengeschichte aufbewahrte Vergangenheit (V. 73—104). Um ihn für die klare Auffassung der erstern zu weihen, tritt eine jugendliche Muse herein, „mit voller Brust und rundem Leib", mit kräftiger Haltung, edlem Gange und würdigem Blick, das Idealbild einer frischblühenden deutschen Jungfrau (V. 23 bis 28). Züchtig mit goldenem Bande gegürtet, trägt sie einen Maßstab, als Symbol von Sitte, Maß und Ordnung, in der Hand, und über ihren taghellen Augen umschlingt

ein Kornährenkranz die Stirne, als Sinnbild des dem redlichen Fleiße winkenden Lohnes. Wenn sie „thätig Ehrbarkeit,*) sonst auch Großmuth (hoher, frischer Muth im Gegensatz zu Kleinmuth), Rechtfertigkeit" genannt wird, so sind diese Benennungen speciell mit Beziehung auf den Charakter von Hans Sachsens Poesie gewählt (V. 29—34).

Dem einzuweihenden jungen Dichter ergeht es beim Eintritt der Göttin ähnlich, wie Goethe'n in der „Zuneigung" Str. 6 (Bd. I, Nr. 1); er glaubt sie längst gekannt zu haben (V. 35—38). Sie eröffnet ihm nun, er sei ausersehen, mit ruhigem, klarem Blick in die umgebende wirre Welt zu schauen, dabei selbst eine schickliche Haltung zu bewahren, und wenn Andere sich toll und jämmerlich geberden, den heitern Sinn festzuhalten (V. 39—46); er solle über Ehre und Recht wachen, Jegliches, Böses wie Gutes, mit dem rechten Namen nennen (V. 47—52) und, wie Albrecht Dürer, stets den Kern und das Wesen in's Auge fassen (V. 53—56). Indem er, von seinem klaren Blick für die Wirklichkeit (seinem „Natur-Genius") geleitet, ringsum im Leben das wirre Weltwesen beschaue, soll es ihm so zu Muthe sein, als blicke er in einen Zauberkasten (V. 57—66), und was er schaue, solle er niederschreiben für das Menschenvolk, damit es vielleicht, sein Spiegelbild sehend, gewitzigt werde (V. 66—68). Und damit öffnet die Göttin ein Fenster und zeigt ihm das tolle, bunte Welttreiben draußen (V. 69—72).

Unterdeß gleitet aber ein „altes Weiblein" in's Zimmer, um ihn auf die zweite Stoffquelle, die Ver-

*) Die Variante „Thätig Ehrbarkeit" in Wieland's Merkur deutet vielleicht darauf hin, daß man „Thätig-, Ehrbarkeit" zu lesen habe.

gangenheit, aufmerksam zu machen. Sie heißt Historia, Mythologia, Fabula, und breitet vor ihm aus die reichen Schätze der heiligen und weltlichen Geschichte, die sie mit mühevollem Fleiß gesammelt, auch eine Fülle von Parabeln und Fabeln voll Weisheits- und Klugheitslehren, worüber sich der Jünger der Dichtkunst nicht wenig freut (V. 73 bis 102). Damit er aber auch zum Ernst den Scherz gesellen lerne, erscheint noch plötzlich ein Narr mit Klappern und Schellen und bereitet ihm ein lustig Zwischenspiel, indem er ihm zeigt, wie man's mit den Thoren in der Welt halten müsse (V. 103—120).

So kann es ihm also an Stoff nicht fehlen; ja, es zeigt sich dessen so viel, daß ihm vor der verwirrenden und geistdrückenden Ueberfülle zu bangen beginnt (V. 121—126). Daher schwebt nun eine hohe, heilig anzuschauende Muse aus Himmelshöhen in's Zimmer, um ihn zu weihen und zu segnen, auf daß er in jenem Schwall von zudringenden Gesangesstoffen die Geistesklarheit, den frischen Muth, Wärme des Gefühls und lebendige Darstellungskraft bewahre (V. 121—136). Sie eröffnet ihm, daß sie zu diesem Zweck ein Stärkungsmittel und Labsal für sein Herz auserlesen, und zeigt ihm ein holdes Mädchen, das, hinter dem Hause im Garten unter einem Apfelbaum sitzend, von Liebesahnung erfüllt einen Kranz aus Rosenknospen und Blättern windet (V. 137—160). Die Muse wendet sich an das Mädchen und schildert ihr das wonnige Loos, das ihrer an der Seite des Dichters warte (V. 161—178). Dann schließt das Gedicht mit einer Hindeutung auf den dem Dichter beschiedenen Nachruhm.

Verfolgen wir nun noch die Anspielungen auf bestimmte Hans Sachsische Schriften, die dem Gedichte eingewebt sind,

ſo finden wir die meiſten in dem Abſchnitt, worin das „alte Weiblein“ eingeführt wird (V. 73—95). Die Ver

Darauf ſetzt ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten

ſpielen an auf die Komödie „Die ungleichen Kinder Evä, wie Gott ſie anredet“. Gott Vater läßt im Hauſe unſrer Stammeltern durch einen Engel ſeinen Beſuch auf den nächſten Tag ankündigen, um zu hören, was die Kinder gelernt haben. Da wird nun das Haus in Eile ſtattlich ausgeputzt, die Kinder werden gewaſchen und gekämmt. Die Hälfte des Kinderdutzends, worunter Abel, freut ſich auf den bevorſtehenden Beſuch, die andere Hälfte mit Kain murrt und ſchmäht. Gott der Herr kommt und examinirt aus dem Katechismus Lutheri über das Vaterunſer, die zehn Gebote u. ſ. w. Abel und ſeine Anhänger beſtehen gut, Kain mit den ſeinen ſchlecht, woraus denn Neid und zuletzt Todtſchlag entſteht.

Sodom und Gomorra's Untergang

iſt der Gegenſtand einer Erzählung von Hans Sachs, die mit den Worten ſchließt:

So ſtraft denn Gott in ſeinem Zoren;
Doch werden die ſein nit verloren.
Er kann ſie retten aus Geſer
Durch Gnad: ſpricht Hans Sachs Schuhmacher.

In den nächſtfolgenden Verſen iſt auf Hans Sachſens „Ehrenſpiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen“ hingedeutet, worin Eva, Sara, Rebekka, Rahel, Lea, Jael, Ruth, Michal, Abigail, Judith, Eſther und Suſanna als Muſter einer Reihe von weiblichen Tugenden dargeſtellt ſind: Kinderſegen, Glaubensſegen, Gehorſam, Holdſeligkeit, Geduld, Redlichkeit, Gütigkeit, Treue u. ſ. w. — In Hans Sachſens

„Schandenport der zwölf Tyrannen“ (V. 87 f.) macht Pharao den Anfang und König Antiochus den Schluß. — Bekannt ist die Legende von „St. Peter mit der Gaiß“ (V. 90). Goethe hat in spätern Jahren einen Pendant dazu in der Legende von St. Peter und dem Hufeisen geliefert.

Bei dem Abschnitt V. 107—120 schwebten unserm Dichter besonders die Fastnachtsspiele von Hans Sachs vor, und bei dem Verse:

Treibt sie in's Bad, schneid't ihnen die Würm

ohne Zweifel die beiden Schwänke „Das Narrenbad“ und „Das Narrenschneiden“. Das Narrenbad ist eine übelriechende Lache zu Mailand, worin die Narren vom Arzt so lange gebadet und behandelt werden, bis sie geheilt sind. In dem andern Stücke schneidet der Arzt einem Patienten einen Narren nach dem andern aus dem überdicken Leibe, und reißt ihm zuletzt ein ganzes festverwachsenes Narrennest heraus.

In der Form des Gedichtes, worin es in Wieland's Merkur erschien, zeigen sich folgende Varianten:

V. 4. Ein sauber Feierwamms er trägt,
V. 6 f. Die Ahl steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am siebenten Tag
V. 13. Daß die fängt an zu würken und zu leben,
V. 15. (Der Absatz fehlt).
V. 22. Wollt'n ihn zum Meistersänger weih'n.
V. 28. Noch mit'n Augen rum zu scharlenzen.
V. 30 ff. Ihr Gürtel ist ein güldin Band,
Hätt' auf dem Haupt ein Kornährkranz,
Ihr Aug' war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie Thätig Ehrbarkeit,
V. 34. (Kein Absatz).

V. 38 f. Meint er, er hätt' sie schon so lang gesehn. (Kein Absatz)
Die spricht: ich hab Dich auserlesen,
V. 49 f. Frommkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös mit seinem Namen heißen,
V. 51 und V. 52 in umgekehrter Folge.
V. 55 ff. Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maaß und Ständigkeit.
Der Natur-Genius u. s. w.
V. 59. Soll Dir zeigen all das Leben
V. 66. Als thätst's in ein'm Zauberkasten seh'n.
V. 68. Ob's ihnen möcht u. s. w. (Darauf ein Absatz).
V. 72. Wie ihr's mögt in sein'n Schriften lesen.
V. 74. An der Natur freut inniglich,
V. 78. Nach diesem Verse folgt:
Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
V. 83. Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
V. 86. Da in ein'm Ehrenspiegel schauen;
V. 90. Könnt sehen St. Peter mit der Gaiß,
V. 96. Unser Meister dies All ersieht,
V. 98. Denn es dient wohl in seinen Kram.
V. 101. Erzählt das Alles fix und treu,
V. 103 f. Sein Geist was ganz dahin gebannt,
Er hett kein Aug davon verwandt,
V. 107 f. Da thut er einen Narren spüren,
Mit Bocks- und Affensprüngen hofieren,
V. 112. Alle Narren, Großen und Kleinen,
V. 116. Regiert er sie wie e'n Affentanz;
V. 120. Daß ihr doch nie wöll'n minder werden.
V. 126. Das All zu singen und zu schreiben?
V. 129 f. Die Muse, heilig anzuschau'n,
Wie 'n Bild unsrer lieben Frau'n.
V. 135. Das heilig Feuer, das in Dir ruht,
V. 149. Sitzt's unter einem Apfelbaum,

V. 151 f. Hat Rosen in ihr'n Schooß gepflückt,
Und bindet ein Kränzlein gar geschickt,
V. 156. In Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt,
V. 161. (Kein Absatz).
V. 164. Die einem in Dir ist bereit,
V. 167. Der durch manch wunniglichen Kuß
V. 170 ff. Von aller Müh er findet Rast;
Wie er in's runde Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.
Und Dir kehrt süßes Jugendglück,
V. 175 f. Mit Necken und manchen Schelmerei'n
Wirst ihn bald nagen, bald erfreu'n.
V. 179. Weil er so heimlich u. s. w.

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, mit diesem jugendkräftigen Produkt unsers Dichters einen dazu gedichteten Prolog zu vergleichen, der Goethe's spätestem Alter angehört, aber verhältnißmäßig frisch und lebendig gehalten ist. Im Januar 1828 wandte sich der Berliner Theater-Intendant Graf Brühl an Goethe mit der Anfrage, ob er gestatte, daß bei der Aufführung des Deinhard'schen Stückes „Hans Sachs" statt des von Deinhard vorangeschickten Prologs unser vorliegendes Gedicht gesprochen würde. Goethe erklärte sich damit einverstanden. Weil aber das Gedicht als Beschreibung eines alten Holzschnittes gedacht ist, so meinte er, man müsse an einige Einleitung denken, damit man nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich werde; auch sei es nicht selten, daß die ersten Worte durch Geräusch unterbrochen und dem Ohr entwendet würden. Er erbot sich daher, eine kurze Einleitung in gleichem Sinn und Styl niederzuschreiben, wodurch Vorhaben und Absicht erklärt und zugleich der übrige Vortrag anschaulicher gemacht wurde. Der Graf Brühl ergriff dieses Anerbieten mit

Freude, und so schickte Goethe am 26. Januar folgenden Prolog, der von Devrient in der Tracht eines alten Nürnberger Bürger gesprochen werden sollte. „Ich darf nicht bemerken," fügte Goethe in dem Begleitschreiben hinzu, „daß der Anfang etwas moderner ist, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremden getroffen werde; sodann geht der Ton in's Aeltere hinüber und wird sich ganz wohl an die Beschreibung des Bildes anschließen."

Ein Meistersänger.

Da steh' ich in der Fremde ganz allein;
Wer irgend weist mich an? Wer führt mich ein?
Wer sagt mir, welch ein Geist hier waltet? —
Seh' ich mich an, mein Kleid scheint mir veraltet,
Und nirgends hör' ich den gewohnten Klang,
Den alten, frommen, treuen Meistersang.
Doch seh' ich hier die weiten edlen Kreise
Versammelt aufmerksamer stiller Weise,
Ich höre kaum ein leises Athemholen,
Und daß ihr da seid, zeigt, ich bin empfohlen.
Auch, als ich kam, ward mir auf Straß' und Plätzen
Der alte Nam' zu tröstlichem Ergötzen.
So sei es nun, so werde denn vertraut
Vor neuem Ohr die alte Stimme laut!

Den Deutschen geschah gar viel zu Lieb:
Als man Eintausendfünfhundert schrieb,
Ergab sich Manches zu Nutz und Ehren,
Daß wir daran noch immer zehren;
Und wer es einzeln sagen wollte,
Gar wenig Dank verdienen sollte,
Da sich's dem Vaterland zu Lieb
Schon tief in Geist und Herzen schrieb.
Doch weil auf unsern deutschen Bühnen

Man preist ein löbliches Erkühnen,
Und man bis auf den neusten Tag
Gern auch was Altes schauen mag,
So führen wir vor Aug' und Ohr
Euch heut einen alten Dichter vor.
Derselbe war nach seiner Art
Mit so viel Tugenden gepaart,
Daß er bis auf den heut'gen Tag
Noch für'n Poeten gelten mag,
Wo deren doch unzählig viel
Verderben einer des andern Spiel.

Und wie, auch noch so lange getrennt,
Ein Freund den andern wieder erkennt,
Hat auch ein Frommer neuerer Zeit
Sich an des Vorfahren Tugend erfreut,
Und hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Nun wünsch' ich, daß ihr freundlich wolltet
Das hören, was ihr sehen solltet,
Bis das Gehörte vor euch steht
Daß ihr klar es in Gedanken seht;
Drob kam ich her zu eurem Dienst.
Doch folgt darnach ein neuer Gewinnst:
Ihr nehmet besser dann in Acht,
Was uns ein Allerneuster bracht,
Der dann mit Hülfe von uns allen
Heut Abend hofft euch zu gefallen.

Pause.

(Hierauf Recitation des Gedichts:
In seiner Werkstatt Sonntags früh u. s. w.)

81. Auf Mieding's Tod.

1782.

Joh. Martin Mieding, Hofebenist und Theatermeister zu Weimar, füllte in dem Kreise von Künstlern höherer und niederer Art, die für den Ruhm des Weimarischen Theaters thätig waren, seine Stelle würdig aus. Goethe war ihm nicht bloß dankbar für diensteifrige Willfährigkeit, womit Mieding ihm oft zur Hand gegangen, sondern mußte auch die leidenschaftliche Liebe und den künstlerischen Erfindungsgeist bewundern, die dieser stets in seinem Beruf bewährte. So fühlte er sich denn gedrungen, als Mieding am 27. Januar 1782, mitten unter den Vorbereitungen zu einem Goethe'schen Zauberballet für den 30. Januar, einer lang herumgetragenen Krankheit erlag, ihm ein poetisches Todtenopfer zu bringen und seinen Namen vor baldiger Vergessenheit zu schützen. Schon am 8. Februar meldete der Herzog an Knebel, Goethe habe begonnen, zu Mieding's Andenken einen Kranz à sa façon zu flechten, es seien treffliche Sachen in dem angefangenen Werke; am 16. März berichtete Goethe, den damals die Rekrutenaushebung im Lande herumführte, aus Dornburg an Frau von Stein: „Mein Mieding ist fertig ... Mir scheint das Ende des Anfangs nicht unwerth und das Ganze zusammenpassend."

Ist nun auch unser Gedicht im vollsten Sinne ein Gelegenheitsgedicht, so ist es doch zugleich, wie das bei der Goethe'schen Gelegenheitspoesie durchgehends der Fall ist, in einem allgemeinern, höhern Sinne geschrieben. Es preist den Mann, der sich einer, wenn auch untergeordneten künstlerischen Thätigkeit mit Geist und uneigennützigem

Eifer hingibt, und zwar rühmt es ihn in einem nicht undeutlichen Gegensatze zu den auf der großen Bühne des wirklichen Lebens beschäftigten Männern, die sich unendlich erhaben über jenen dünken, und doch nicht freithätige Künstler, sondern Sklaven und Werkzeuge des Schicksals sind:

Nenn' ihn (o Muse) der Welt, die kriegrisch oder fein
Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein,
Dem Rad der Zeit vergebens widerstrebt,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht ...
Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie Du, ein schwer Geschäft begann u. s. w.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Goethe damit zugleich indirect für sich selbst, der, obwohl Staatsmann, so viel Zeit der Bretterwelt widmete, eine Apologie geschrieben habe. Wenigstens bezeichnen die angedeuteten Verse treffend dasjenige, was ihn zu dem größern Welt- und Staatsgetriebe, so wie auch zur Beschäftigung mit der Weltgeschichte, kein Herz fassen ließ; er sah, wie dort Alles von einer höhern Macht, sträubend oder willig, fortgezogen ward, wie Alles „verwirrt, beschäftigt und betäubt, sich drehte", und der künstlerisch gestaltenden Thätigkeit nirgendwo ein behaglicher Spielraum gegönnt war. Er hat es auch später ausdrücklich in einem Briefe aus Rom vom 22. Februar 1786 ausgesprochen, daß das vorhergehende Gedicht (Hans Sachsens Sendung) und das vorliegende in Beziehung auf ihn selbst „statt Personalien und Parentation gelten können."

Hätte aber auch Goethe nicht bei diesem Gedichte an sich und seine Verhältnisse gedacht, so dürfte es uns dennoch nicht wundern, daß er einem Theater-Maschinenmeister eine so ausführliche poetische Todtenklage widmete. Zeigt doch

sein Wilhelm Meister, wie lebhaften Antheil er an dem ganzen Leben und Treiben der Priester- und Dienerschaft in Thaliens Tempel genommen haben muß. In unserm Gedichte wird gelegentlich nicht bloß dem Theatermaler Joh. Ehrenfried Schumann (V. 9), sondern auch den für's Theater thätigen Hofschneidern Joh. Franz Thiel (V. 11) und Joh. H. Conr. Hauenschild (V. 7), so wie dem Hofjuden Jac. Elkan ein Andenken gestiftet. Gegen den Schluß wird uns noch die reizende Corona Schröter, Amalia's Kammersängerin, eine treffliche Künstlerin, die zu Leipzig neben der Mara hatte bestehen können, in einem schönen Bilde vor Augen gestellt. Daß er dies gethan, freute den Dichter noch in späten Jahren, wie wir aus seinen Annalen unter dem J. 1802 sehen, wo wir denn auch gelegentlich erfahren, daß unser Trauergedicht auf schwarzgerändertem Papier in schöner Abschrift für das Tiefurter Journal eingeschickt wurde.

Der Gang des Gedichtes ist folgender: Der Anfang versetzt uns an einem Sonntage (V. 4, der Todestag Mieding's war ein Sonntag) vor die Bühne, wo eben, trotz des Feiertages, Zimmerleute, der Theaterschneider, Decorationsmaler u. A. für das nächsten Mittwoch aufzuführende Festspiel beschäftigt sind. Aber einer fehlt, der Maschinenmeister, der, obwohl körperlich leidend, sonst stets bei der Hand ist. Es verbreitet sich die Nachricht, er liege schwer erkrankt darnieder. Aber der Dichter ahnt sogleich, daß er todt ist; denn Krankheit hielt ihn nie zurück. Die Bestätigung dieser Ahnung versetzt Alles in Bestürzung; die Vorbereitung zum Feste stockt bis zum 30. Januar. So weit die Einleitung (V. 1—32).

Der Dichter fordert die Weimaraner auf, den Hinge-

schiedenen nicht mit undankbarer Gleichgültigkeit zu bestatten (V. 33—38). In der Apostrophe, die er (V. 39—46) an Weimar, dies „Bethlehem in Juda" richtet, klingen die Gerüchte an, die über das dortige Genieweſen in der Welt umliefen. Als eine Probe, was für Albernheiten man der Weimariſchen Muſenzunft nachſagte, mag die damals vielerzählte und vielgeglaubte Anekdote dienen, daß Herder nach der Predigt dreimal um die Kirche zu reiten pflege. Freilich fehlte es, namentlich in Goethe's erſten Weimariſchen Jahren, nicht an übermüthigen Ausbrüchen der Lebensluſt. „Ich treibt's hier freilich toll genug. — Wir machen des Teufels Zeug," ſchrieb er an Merck am 5. Januar und 8. März 1776.

Dann wendet ſich der Dichter an die Muſe (V. 47 bis 62) mit der Bitte, Mieding's Namen der Welt im Gedächtniß zu erhalten, die, wenn ſie auch im Leben ſich kalt abſchließt und auf ſich beſchränkt, doch vor der Bühne einmal ſich gern in fremde Zonen verſetzt und Glück und Unglück eines Andern mitempfindet. Mieding's reine Berufsliebe wird geprieſen. Wenn er gleich bisweilen, trotz aller Bitten der Schauſpieler wie des Dichters, Tage lang zauderte und ſäumte, ſo war er doch, wenn es galt, mit beſonnener Behendigkeit auf dem Platze (V. 63—78). Seine Geſchicklichkeit wird gerühmt (V. 79—98), womit er Alles nachahmend vorführte:

Des Raſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauten Knall u. ſ. w.

Dieſer Geſchicklichkeit wegen möchte ihm der Dichter den Namen „Director der Natur" geben, womit auf folgende Stelle im zweiten Act des „Triumphs der Empfindſamkeit" angeſpielt iſt: „Merkulo. Weil der Prinz ſo ſehr daran

gewöhnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat, so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zügen überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem sehr geschickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben."

Wer soll nun einen Mann, wie Mieding, ersetzen? An Aspiranten auf seine Stelle wird's nicht fehlen, aber wohl, fürchtet der Dichter, an Erben seines Geistes (V. 99 bis 108).

Dann wird der Einfachheit seines Leichenbegängnisses gedacht. Er, der Uneigennützige, hat zu wenig hinterlassen, um prunkvoll bestattet zu werden (V. 109—122). Daher lädt der Dichter die Musen ein, bei seinem Begräbniß zu erscheinen, redet sie aber dabei in einer Weise an, die mich früher bestimmte, die Anrede auf die Schauspielerinnen zu beziehen:

Ihr Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karr'n,
Geschleppt von Eseln und umschrie'n von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt,
Bald wieder, durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg!

Er fordert sie auf (V. 136—148), jetzt durch die Theilnahme an Mieding's Todesfeier eine alte Schuld abzutragen; denn als beim Schloßbrande zu Weimar 1774 auch das Theater in Asche gelegt wurde, sei man dennoch ihrem Dienste treu geblieben, und habe ihnen, in der Stadt und auf dem Lande, die mannigfachsten Tempel errichtet.

Es diente nämlich, bis der Redoutensaal (1779) dazu eingerichtet wurde, ein Local im herzoglichen Schlosse zum Theater, und außerhalb Weimar waren ein Flügel des Etterburger Schlosses, oder auch die benachbarten Waldhöhen, und im Tiefurter Parke die Mooshütte zur Bühne umgeschaffen. Im Ettersburger Walde sieht man noch jetzt einen Aushau als Erinnerung an die hier unter freiem Himmel errichtete Waldbühne; Belvedere zeigt ähnliche Ueberbleibsel eines im Freien angelegten Gartentheaters. Aber auch weiterhin, nach Dornburg und Ilmenau, wanderte bisweilen das 1776 entstandene herzogliche Liebhaber-Theater.

Mit dem Gefolge, das sich um die dramatischen Musen ergießt (V. 149—152), „dem leichten, tollen, scheckigen Geschlecht", bezeichnet der Dichter die Repräsentanten der untergeordneten dramatischen Productionen, der Posse, des Schattenspiels, der Fastnachtsstücke u. s. w. und gedenkt dann im Folgenden (V. 153—164) einiger Productionen dieser Art. Die Verse

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mythologischem Grab

scheinen besonders auf ein komisches Pantomimenstück „Minerven's Geburt, Leben und Thaten" hinzudeuten, womit zur Feier von Goethe's Geburtstag 1781 das zu Tiefurt errichtete Gartentheater eröffnet wurde. Es ward nach Art der ombres chinoises, aber von lebenden Personen, hinter durchsichtigem Vorhang aufgeführt und von erklärendem Prolog und Musik begleitet. Nicht lange nachher gab man ein von Goethe angeordnetes und mit erklärender Rede versehenes pantomimisches Zauberspiel „Das Urtheil des Midas".

Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.

So wurde 1778, mit allgemeinem Aufgebot dazu geeigneter Personen von Hof und Stadt, Goethe's Jahrmarkt von Plundersweilern zu Ettersburg als „neueröffnetes Puppenspiel" mit Musik aufgeführt; und an demselben Tage der médecin malgré lui, von Einsiedel übersetzt gegeben.

Was Gallier und Brite sich erdacht,
Ward, wohlverdeutscht, hier Deutschen vorgebracht.

Ferner wird der Singspiele, Operetten, Ballette und Maskenzüge gedacht, so wie der dramatischen Vorführung der h. drei Könige (s. Bd. I das Gedicht „Epiphanias" S. 168). Endlich wird in den Versen 165 und 166 auf die edelste Production jenes Liebhabertheaters, auf die erste Aufführung der damals noch in rhythmischer Prosa geschriebenen „Iphigenie auf Tauris" im J. 1779 hingedeutet. Corona Schröter spielte die Iphigenie, Goethe den Orest, Prinz Constantin den Pylades, Knebel den Thoas. „Nie", sagt Hufeland, der Zeuge dieser Darstellung war, „werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüm machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in Einem Manne, als damals in Goethe."

Zu seinem Gegenstande zurücklenkend, wiederholt der Dichter in V. 167 f. seine Aufforderung an die Musen, nun auch diese Trauerfeier mitzubegehen. Da tritt aus der Menge hervor, von den Musen gesandt, die Günstlingin derselben, Corona Schröter, einen schönen vom Trauerband umknüpften Kranz in ihrer Hand. Sie nähert sich dem Grabe, wirft den Kranz hinein und richtet herzliche Worte des Dankes und der Anerkennung seines Werthes an den Hingeschiedenen (V. 169—214).

Schon aus diesem Ueberblick des Gedichtes wird der

Leser erkannt haben, daß es nicht in dem gewöhnlichen Tone der Leichen-Carmina gehalten, sondern von dem Hauche einer Laune durchweht ist, die durch Thränen lächelt. In dieser Beziehung ist eine Vergleichung unsers Gedichtes, der Elegie „Euphrosyne" und des Epilogs zu Schiller's Glocke sehr interessant, dreier Gedichte, die als eben so viele Stufen poetischer Todtenklage gelten können. Wie verschieden aber auch in ihnen Stimmung und Ausdruck sein mögen, in allen dreien gibt sich der ächte Dichter zu erkennen, der „die Nothwendigkeit mit Grazie zu umziehen" versteht.

Was die Composition, den ganzen Gedankenbau des Gedichtes betrifft, so möchte es vielleicht nicht jeder strengen Kunstforderung genügen. Namentlich scheint es nicht überall sich nahe genug an sein Thema zu halten. Schon das Abschnittchen:

O Weimar, Dir fiel ein besonder Loos!

schweift etwas ab, weit mehr aber noch die spätere Aufzählung der vielfachen theatralischen Festlichkeiten. Wollte der Dichter diese in den Bereich des Stückes ziehen, so hätte er sie, wie mir scheint, in engere Beziehung zu Miebing setzen, nicht aber durch ein so schwaches Band, wie der Vers

Zahlt, was ihr ihm, was ihr uns schuldig seid!

anknüpfen müssen.

Das Gedicht erschien in der Göschen'schen Ausg. von Goethe's Werken (1790) mit folgenden Varianten:

V. 13. Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
V. 39 bis V. 46 fehlen.

82. Poetische Gedanken

über die

Höllenfahrt Jesu Christi.

Auf Verlangen entworfen

von

J. W. G.

1765 (?).

Eckermann berichtet über diese Ode unter dem 16. Februar 1826: „Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte; so tief lag es in der Zeit zurück.*) Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Jesu Christi zum Gegenstande, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen. Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herrühren, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freier und leichter, und hatte eine größere Energie, einen bessern Zug. Außerordentliche Gluth erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich um sich selbst herum und war länger geworden, als billig. Ich legte Goethe'n das ganze vergilbte, kaum noch

*) Und doch gedenkt Goethe dieser Ode in dem 1811 geschriebenen ersten Bande seiner Selbstbiographie.

zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichtes wieder. Es ist möglich, sagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Ueberschrift auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, was ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage."

Die Jahreszahl 1765, die wir dem Gedichte beigefügt sehen, hat man entweder aus der Zeit der Veröffentlichung erschlossen, oder vielleicht in dem Zeitungsblatt beigesetzt gefunden. Doch gehört die Entstehung der Ode höchst wahrscheinlich einer frühern Zeit an. Goethe erwähnt derselben im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung vor den Begebenheiten des Jahres 1763, und zwar wo er von den geistlichen Oden spricht, die einen Theil des ersten seinem Vater verehrten Quartbandes bildeten. Demnach würde die Ode etwa dem J. 1762 angehören. Um so bewundernswürdiger erscheint dann freilich die außerordentliche Sprachgewandtheit und überhaupt die Fertigkeit und Sicherheit, womit Goethe schon damals über die poetischen Mittel verfügte. Die Versification ist leicht, der Ausdruck reich und verhältnißmäßig auch geschmackvoll; besonders aber sind die Reime von großer Reinheit und füllen das Ohr mit kräftigen Klängen. Es ist aber wohl möglich, daß Goethe das Stück im J. 1765 behufs der demnächstigen Aufnahme in die Zeitschrift einer Nachfeile unterworfen

hat, wie er denn auch ausdrücklich von ihm bemerkt, daß es noch mehrere Jahre nachher ihm zu gefallen das Glück hatte.

38. Der ewige Jude.

Fragmentarisch.

1774.

Als Goethe sich von der Brüdergemeinde schied (vgl. die Bemerkungen oben zu Nr. 34), dauerte in ihm die Neigung zu den heiligen Schriften und zum Stifter der christlichen Religion ungeschmälert fort; und so bildete er sich in seiner nunmehrigen Isolirtheit „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch“ und suchte dieses durch fleißiges Geschichtsstudium und durch Beobachtung derer, die sich zu seinem Sinne hinneigten, zu begründen und aufzubauen. Indem er aber, dem Bedürfniß seiner Natur gemäß, sich für seine Ideen nach einer dichterischen Form umsah, führte ihn derselbe geniale Instinct, der ihn die Faustsage und die Mythe vom Prometheus ergreifen ließ, auf die Geschichte vom ewigen Juden; und er beschloß, an dem Leitfaden dieser Sage, die sich ihm schon als Knaben durch die Volksbücher fest eingedrückt hatte, die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte darzustellen. Er hatte während seiner Leipziger Universitätszeit in Dresden an einem Schuster eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt, die er, mit einigen veredelnden Zuthaten, seinem Helden füglich leihen konnte. „Sein Eigenthum“, erzählt Goethe selbst, „war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heitern Gemüthe ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unabläſſig arbeitete,

war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen; und man mußte ihn vor vielen Andern in die Classe derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weisen genannt werden."

Ueber den Gang der Fabel und den ihr untergelegten Sinn berichtet Goethe in Wahrheit und Dichtung bis zu dem Punkte, wo der ewige Jude seine Wanderung durch die Welt antritt. Ahasver, ein Schuster zu Jerusalem, mit des Dresdener Schusters Charakterzügen und Hans Sachsen's Geist und Humor ausgestattet, unterhielt sich bei offener Werkstatt gern mit den Vorübergehenden, ward auf diese Weise auch mit dem Heiland und seinen Jüngern bekannt und faßte eine besondere Neigung zu Christo, die sich indessen hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den Hohen, dessen Sinn er nicht faßte, aus seiner Beschaulichkeit, seinem Herumziehen mit Müßiggängern, seinem Einwirken auf die Menge herauszuziehen und zu seiner eigenen Denk- und Handlungsweise zu bekehren bemüht war. Christus dagegen suchte ihn von seinen höhern Zwecken sinnbildlich zu belehren, was aber bei dem derb praktischen, aller öffentlichen Agitation abgeneigten Manne nichts fruchtete. In dem Maße nun, wie Christus immer bedeutender hervortrat und mehr und mehr eine öffentliche Person ward, regte sich in Ahasver ein immer stärkerer Unwille über sein Treiben; und als der Heiland endlich vor seiner Werkstatt vorbei zum Tode geführt wurde, ereignete sich hier die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erlag. Ahasver trat heraus, wiederholte alle früheren Warnungen und verwandelte sie in heftige Vorwürfe. Der Heiland antwortete nicht, aber in dem Augenblicke bedeckte

die liebende Veronika sein Gesicht mit dem Tuche, und als sie es wegnahm und in die Höhe hielt, erblickte Ahasver darauf das verklärte Antlitz des Herrn und vernahm die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst.“ Der Bestürzte kommt erst einige Zeit nachher zu sich, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems verödet, und beginnt, von Unruhe und qualvoller Sehnsucht getrieben, seine Wanderung.

Aus einer andern Stelle in Wahrheit und Dichtung erfahren wir noch, daß Ahasver auch bei Spinoza einsprechen sollte, wobei recht an's Licht getreten sein würde, was sich Goethe aus dessen Schriften zugeeignet hatte. Er gefiel sich in dem Gedanken so wohl und beschäftigte sich im Stillen so ernstlich damit, daß er nicht dazu kam, diese Partie zu Papier zu bringen, bis sich endlich der Einfall so sehr erweiterte, daß er ihn als lästig ganz aus dem Sinne schlug.

Dann kommt Goethe noch einmal in einem Briefe aus Italien vom 27. October 1786 auf den ewigen Juden zurück. „Dem Mittelpunkt des Katholicismus mich nähernd“, heißt es dort, „von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachtete, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist. Ja, wenn ich es mir in seiner Reinheit vergegenwärtigte, wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge all dieser

wunderſamen Ent- und Aufwickelungen geweſen, und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, ſich nach den Früchten ſeiner Lehren umzuſehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende venio iterum crucifigi ſollte mir bei dieſer Kataſtrophe zum Stoff dienen". Sogar noch im J. 1808 hatte er die Idee nicht völlig aufgegeben; denn er äußerte damals gegen Riemer, er wolle ein Gedicht ſchreiben: Maran Atha oder der Herr kommt.

Aus den uns vorliegenden Fragmenten, die den Anfang, einzelne Stellen aus der Mitte und Bruchtheile des Schluſſes darſtellen, ſieht man, daß die Dichtung in ihrem ganzen Tone von dem gewöhnlichen der ernſten Epopöe durchaus abweichen ſollte. Hans Sachſens Ton ſollte mit dem der kraftgenialiſchen Zeit ineinander ſpielen; in einer ſcheinbar nachläſſigen, oft burlesken Sprache ſollten die ernſteſten Wahrheiten, die ſtrafendſten Satiren vorgetragen werden. Auf die kurze Introduction folgt zunächſt eine Charakteriſtik des Haupthelden, der als „halb Eſſener, halb Methodiſt, Herrnhuter, mehr Separatiſt" dargeſtellt wird. Dann werden die Prieſter der jüdiſchen Hauptkirche geſchildert,

Die Prieſter, die vor ſo viel Jahren
Waren, als wie ſie immer waren,
Und wie ein Jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt geſetzt u. ſ. w.

Hiervon lenkt der Dichter wieder auf den Schuſter und „ſeines Gleichen" zurück; und in dem Bilde, das er von ihnen entwirft, erkennt man die Brüdergemeinde und ihre Beſtrebungen wieder, deren Schattenſeiten ihm

nicht entgangen waren. Hierauf kommen ſechs kurze Fragmente, die über den Gang des Gedichtes nur ſehr ſchwache Andeutungen geben. Sodann nähern wir uns ſchon der Kataſtrophe bei den Verſen:

Der Vater ſaß auf ſeinem Thron,
Da rief er ſeinen lieben Sohn ...

Es verletzt, ſelbſt bei dem burlesken Geſammtton, noch als ein greller Mißlaut, wenn es nun weiter heißt:

Mußt' zwei- bis dreimal ſchreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Geſtolpert über Sterne her
Und fragt: Was zu befehlen? u. ſ. w.

Ob ſich in ſolchen Stellen nicht eine muthwillige Oppoſition ausſpricht gegen die Art und Weiſe, wie Klopſtock und die ſeraphiſchen Dichter überhaupt ſolche Stoffe zu behandeln pflegten? Daß es unſerm Dichter keineswegs darum zu thun war, ſeinem ganzen Gegenſtande einen komiſchen Anſtrich zu geben, ſehen wir bald nachher an der Stelle, wo der Heiland ſich entſchloſſen hat, nochmals in Menſchengeſtalt auf Erden zu erſcheinen. Wie edel und innig iſt da Alles gehalten!

Er fühlt in vollem Himmelsflug
Der irdiſchen Atmoſphäre Zug,
Fühlt, wie das reinſte Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenshügel herabgethan,
Fing vor ſich hin zu reden an:
Sei, Erde, tauſendmal gegrüßt!
Geſegnet all', ihr meine Brüder!

Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder u. s. w.

Ungemein kräftig ist die Verderbniß geschildert, worin der Heiland die christliche Welt wiederfindet:

Wohin ach! ist der Geist, den ich entsandt!
Sein Weh'n, ich fühl's, ist all verklungen ...

Auch innerhalb des Schlusses sind noch bedeutende Lücken gelassen. So ging den Versen

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,

ohne Zweifel die Wanderung des Heilandes durch die katholische Christenheit voran. Würde es hier nicht an starken Ausfällen gefehlt haben, so kommt in dem Ausgeführten der Protestantismus und besonders die protestantische Geistlichkeit nicht besser weg; und von der Reformation heißt es in einer spätern Stelle:

Sie nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, weniger Grimassen machen.

Ueberhaupt würde die Geißel, die hier geschwungen werden sollte, manchmal scharf getroffen haben, und vielleicht nur, um die Bezüglichkeit seiner Satire etwas abzuschwächen, verlegte der Dichter die Wiederkehr des Herrn in's J. 3000.

Bekanntlich ist die Sage vom ewigen Juden von spätern Dichtern noch mehrfach dargestellt worden. Aber einen Bearbeiter in dem Sinne, wie ihn Gervinus ihr wünscht, einen Dichter, der sie in ähnlich großartigem Geiste behandle, wie Goethe die Faustsage, und sie zu einem Gefäße für die Entwicklungsgeschichte der christlichen Mensch-

heit, zu einem cultur- und kirchengeschichtlichen Weltepos gestalte, einen solchen Genius erwartet sie noch.

---

84. Die Geheimnisse.

Ein Fragment.

1784 und 1785.

Wie aus Goethe's Briefen an Frau von Stein hervorgeht, hat er das vorliegende Gedicht im Sommer 1784 auszuführen begonnen, und sich dann weiter im Frühjahr 1785 damit beschäftigt. Möglicher Weise reicht aber die Conception des Gedankens in noch frühere Zeit zurück. Ein Billet an Frau von Stein vom 24. Juni 1782 beginnt: „Heute Abends, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich Dir meinen Schlüssel selbst", und am 17. September dessen Jahrs schrieb er ihr: „Ich versuchte nur den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise zu denken; es ginge wohl, wenn ich Zeit hätte und häusliche Ruhe", — eine Stelle, wobei Schöll gleichfalls an unsere Dichtung denkt. Vielleicht hing die erste Conception der Idee mit Lavater's Pontius Pilatus zusammen, wovon Goethe im Frühjahr 1782 die ersten Bogen vom Verfasser zugesandt bekam. Es ist wohl denkbar, daß er, um den „widrigen" Eindruck eines Theils dieser Schrift los zu werden, den Entschluß faßte, producirend dagegen zu reagiren und sich aus einer unerquicklichen Polemik in die heitere Region der Poesie zu erheben. Hierbei kam ihm sein damals noch herzliches Verhältniß zu Herder, dem Priester der Humanität, zu Statten. Hätte er die Dichtung vollendet, so

beſäßen wir wohl in ihr auch ein Denkmal ſeiner Freundſchaft mit Herder.

Es ſcheint für das Werk noch Einiges beſtimmt geweſen zu ſein, was Goethe in das Fragment nicht mit aufgenommen und theilweiſe anderswo verwendet hat. So ſchickte er am 24. Auguſt 1784 aus Braunſchweig, wo er damals mit dem Herzog verweilte, am Schluß eines franzöſiſch geſchriebenen Briefes folgende, für die Dichtung beſtimmte Strophe an Frau von Stein:

Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geſchick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Weſen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Und am 30. Auguſt ſchrieb er ihr: »J'ai écrit de nouveau quelques versets du poème qui m'est une grande ressouree etc.«, wozu Schöll bemerkt: „Damals möchte für Die Geheimniſſe die Octave entſtanden ſein, die viel ſpäter erſt einzeln unter den vermiſchten Gedichten gedruckt wurde mit der Ueberſchrift Für ewig (ſ. oben Nr. 51).“ Frau von Stein beſaß dieſe Strophe auf Einem Blatte mit derjenigen, die jetzt die zweite des Fragments bildet, und mit der erſt 1827 unter die „Zuſchriften und Erinnerungsblätter“ gemiſchten, den Bilder-Scenen vom 15. März 1816 angehängten („Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet“). Außerdem erfahren wir noch durch Goethe's Briefe an Frau von Stein, daß die „Zuneigung“ (Bnd. I, Nr. 1) urſprünglich zum Eingange unſerer Dichtung

„statt der hergebrachten Anrufung und was dazu gehört", bestimmt war. Aus dem Mitgetheilten erklärt sich auch die Differenz, wenn Riemer von 48 Stanzen spricht, die Goethe im März 1785 fertig gehabt habe, während unser Fragment deren nur 44 enthält.

Die vorliegende Dichtung ist vor vielen andern Goethe'schen einer Interpretation würdig und bedürftig; würdig, der Bedeutsamkeit ihres Inhalts wegen, indem sie einen Klärungs- und Ruhepunkt bezeichnet, zu dem Goethe in seinen Ansichten über Religion und Christenthum nach den durch die Lectüre Spinoza's angeregten Gährungen und Umwandlungen gelangt war; bedürftig, weil der Dichter absichtlich das Ganze in einen mystischen Schleier gehüllt hat, und hier schon sein tiefer Hang zum Symbolisiren und Allegorisiren stark hervortritt, der sich in seinen spätern Dichtungen oft so ungebührlich geltend machte. Viele Leser hatten auch schon vergebens ihre Auslegungskunst an diesen „Geheimnissen" versucht, als Goethe im J. 1816, durch die Anfrage eines Vereins studirender Jünglinge veranlaßt, sich entschloß, über Plan und Zweck des Ganzen Einiges mitzutheilen. Wir dürfen einfach auf diese Erklärung verweisen, da sie dem zweiten Bande der Gedichte unter den „Noten" angehängt und daher dem Leser dieses Commentars zur Hand ist. So dankenswerth nun auch diese authentischen Eröffnungen sind, so lassen sie doch noch eine Reihe von Fragen unbeantwortet; und wenn uns gleich der Dichter im Beginne des Liedes die Warnung zuruft:

Es glaube Keiner, daß mit allen Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde:

so ist es doch Pflicht des Interpreten, eine möglichst vollständige Lösung der aufgegebenen Räthsel zu versuchen.

Zuerst nimmt aber der Schauplatz der Handlung unsre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Unter den Gebirgsmassen, die Catalonien in den wunderlichsten Formen und Windungen durchziehen, zeichnet sich ein Felsenberg aus, nicht allein durch seine Höhe, sondern auch durch die kühnen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen. An und auf dem Berge liegt das uralte vormals sehr angesehene Benedictinerkloster Montserrat (Sägenberg). Dieses bildet zum Theil nur den Mittelpunkt seiner Angehörigen, welche in dreizehn zerstreut umher liegenden Einsiedeleien leben, zu denen nicht ungefährliche, in den Fels gehauene schmale Stufen führen. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten; sie horsten, wie Adler, drei-, viertausend Fuß hoch über andern Menschenkindern. Maulesel bringen ihnen vom Kloster den nothdürftigen Lebensunterhalt. Die Stationen liegen so, daß man auf jeder den Schall der Glocken, die Töne der Orgel und den Chorgesang der Klosterkirche hören kann, in welcher sich nur an Festtagen alle zum Gottesdienst versammeln. Als Anachoreten vereinzelt lebend, sind sie zugleich nach Könobitenweise durch ein festes Band verbunden. Mit den Jahren rücken die Bewohner der Einsiedeleien immer tiefer herab bis in die dem Kloster zunächst liegenden; zuletzt kommen sie in das Kloster selbst, wo die Grabstätte sie alle vereinigt.

Wenn nun Göschel („Unterhaltungen über Goethe") meint, dieses Kloster sei es, wo Bruder Marcus nach mühsamer Wanderung spät Abends anlange, so übersieht er Goethe's ausdrückliche Erklärung, daß der Ort der Handlung „eine Art von ideellem Montserrat sei". Mag er auch mit dem Bilde des Montserrat wohlbekannt gewesen

sein, so braucht man doch nur die Schilderung der Localitäten in den Stanzen 4 bis 6 flüchtig zu betrachten, um zu erkennen, daß er sich an jenes Bild nicht gebunden hat. Er scheint einige Züge zu seinem Gemälde von den Anschauungen entlehnt zu haben, die er auf seiner Schweizerreise 1775 beim Hinaufsteigen nach Maria Einsiedeln gewann.

Fragen wir dann specieller nach dem Zweck der Reise, die Bruder Marcus „auf erhabenen Antrieb" unternommen, und nach dem Wortlaut der Sendung, die den versammelten Rittern „Trost und Hoffnung bringt": so ist ohne Zweifel anzunehmen, daß er sich darüber im weitern Verlauf der Dichtung näher aussprechen sollte; und da würde sich vermuthlich ergeben haben, daß Marcus an heiliger Stätte durch einen ihm selbst räthselhaften Orakelspruch „höherer Wesen" (Stanze 11), welche von dem Dasein jener Ordensgesellschaft und ihren Zwecken unterrichtet waren, den Befehl erhalten, durch die Welt zu wandern, bis er an gewissen ihm angegebenen Zeichen erkennen würde, daß er am Ziele seiner Wanderung sei. Hier würde ihm dann durch nochmalige Offenbarung der Befehl geworden sein, in die Stelle des Humanus einzurücken. Indem er im Eingange des Gedichts den Ordensrittern den erhaltenen Auftrag referirt, ist er in der Kindereinfalt seines Herzens weit entfernt, die Höhe seiner Mission zu fassen; wohl aber ahnen die Ordensritter den erhabenen Geist, der aus seinen Worten spricht:

Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt;
An Offenheit, an Unschuld der Gebärde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Was aber bedeutet das geheimnißvolle Bild, das er auf dem Bogen der Kloſterpforte erblickt, das mit Roſen umſchlungene Kreuz? Wollen wir hierauf antworten, ſo müſſen wir zugleich, etwas weiter ausholend, über die Grundidee der ganzen Dichtung uns ein wenig deutlicher ausſprechen, als es Goethe'n ſelbſt beliebt hat.

Nach ſeiner Anſicht wäre urſprünglich eine Mannigfaltigkeit von Religionen durch die Mannigfaltigkeit von Himmelsſtrichen, Stammesanlagen und Culturſtufen bedingt. Jede Nation bedürfe einer völlig ihrer Eigenthümlichkeit angepaßten Gottesverehrung, um von dieſer ganz ergriffen zu werden. Da aber hierbei auch der Culturſtand eines Volks in Betracht komme, dieſer jedoch etwas Wandelbares ſei, ſo könne die Angemeſſenheit einer Religion, die Uebereinſtimmung derſelben mit der Eigenthümlichkeit und den Bedürfniſſen einer Nation nur eine Zeit lang vollkommen ſein. In dieſer Epoche ſei jede Religion eine heilige und würdige, ſei, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, „aller Ehren, aller Liebe werth". Aber in dem Maße, wie die verſchiedenen Völker zu einer höhern und reinern Bildung aufſteigen, müſſen ſie ſich, trotz fortbeſtehender Verſchiedenheit von Himmelsſtrich, Landesnatur und Stammeseigenheit, einander annähern und einem mehr gemeinſamen Religionsbekenntniß entgegenreifen, welches ein reinerer Ausdruck des für alle Zeiten und Völker als wahr und heilig Geltenden, alſo des rein Menſchlichen iſt. Nun war aber Goethe, wie auch Schiller, der Ueberzeugung, daß zu einer ſolchen Weltreligion keine geeigneter ſei, als die chriſtliche, daß dieſe (wie Schiller ſich ausdrückt) virtualiter die Anlage zu allem Höchſten habe; und ſo läßt denn auch unſer Dichter über der Pforte des Gebäudes

welches die Vertreter jener verſchiedenen Bekenntniſſe in Eintracht und Liebe vereinigt, das Kreuz prangen. Doch nicht das Chriſtenthum in der Geſtalt, wozu es ſich im Laufe der Zeit entwickelt oder vielmehr entſtellt hat, eigne ſich zu dieſer hohen Beſtimmung. Solle es wahrhafte Univerſal-Religion werden, ſo müſſe es ſich läutern, veredeln, verklären; zum Hohen und Heiligen, das ihm innewohne, müſſe ſich das Schöne geſellen; das Finſtere, das ihm nicht urſprünglich eigen war, ſondern allmählig aufgebürdet wurde, müſſe es wieder von ſich thun; es müſſe eine heitere Religion werden, die nicht, weil ſie das Jenſeits als unſre Heimath betrachtet, das irdiſche Daſein für eine Zeit des Jammers und der Trübſal halte, ſondern als wahres Evangelium die beglückende Lehre verkünde, daß wir jetzt wie immerdar, hier wie dort, in der Hand und am Herzen eines alliebenden Vaters ruhen; es müſſe eine Religion der Duldung werden, nicht kleinlich ausſchließend, nicht engherzig befangen, zwar unerſchütterlich einig im Weſentlichen, aber freiſinnig tolerant im Unweſentlichen, eine Religion, die nicht Verläugnung der Nationalität verlange, ſondern eine erfreuliche Mannigfaltigkeit, eine ſchöne Gliederung des Einen großen Ganzen zulaſſe, kurz eine Religion der Liebe, der Freude und der Schönheit, — was alles durch die dem Kreuze zugeſellten Roſen ſymboliſch angedeutet wird. Das heilige Leben dreifacher Strahlen, das der Mitte dieſes ſo ſchön geſchmückten Kreuzes entquillt, ſoll wohl das Wahre, Gute und Schöne bezeichnen, das unter dem Schutz einer ſolchen Religion herrlich gedeihen muß. Erkennt der ſchlichte Bruder Marcus auch nicht deutlich den Sinn deſſen, was er ſtaunend erblickt, ſo geht ihm doch die Ahnung eines neuen Lebens auf:

Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt.

Eine wichtige Frage ist ferner, wie sich Humanus und Marcus zu einander verhalten, was das Ablösen des Einen durch den Andern für einen Sinn habe. Wir antworten darauf kurz: Humanus ist der auf dem Wege langer und angestrengter Selbstbildung und Selbstbezwingung zu der hellen Höhe reiner Menschlichkeit, oder was für Goethe dasselbe ist, reiner Christlichkeit gelangte Mensch; Marcus ist das rein und unentzweit gebliebene Gemüth, das den Kinderfrieden, die Liebe zu Gott und den Menschen, die der Schöpfer in's Herz legte, treu bewahrt hat, das in seiner Einfalt fühlt und liebt, „was kein Verstand der Verständigen sieht", das ein Glück fortdauernd besessen und genossen, welches dem Humanus erst als der Preis vieler Mühen und Kämpfe geworden. Darin nun, daß dieser dem Humanus in seiner hohen Stellung folgt, liegt etwas sehr Bedeutsames. Jene reine Menschlichkeit und Christlichkeit erschien bisher nur in wenigen Einzelnen, und zwar nur als die Frucht heißer Mühe und Arbeit; von nun an soll sie Gemeingut der bewußtloser hinlebenden Menge werden, soll von dem Boden des hellen Bewußtseins in den des dunklern Gemüthslebens verpflanzt werden, wo sie eine vollere, lebensreichere Ernte verheißt; sie soll die Jugend, wie das Alter durchdringen, soll vom Vater auf Sohn und Enkel sich fortpflanzen und nicht von Jedem stets auf's Neue errungen werden. Auf diesen Unterschied weist das Fragment in manchen Stellen deutlich genug hin. So lange Humanus das Haupt der Gesellschaft war, wurden nur Greise in sie aufgenommen, die, wie die über ihren Betstühlen hängenden Schilde, Waffen,

Fahnen und Ketten andeuten, ein thatenreiches Leben hinter sich hatten:

Du siehest alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies;
Wir nehmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Lust und Last erfahren,
Der Wind nicht mehr in unsre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Daß es unter dem Bruder Marcus, den wir uns noch in kräftigen Jahren denken müssen, anders werde gehalten werden, unterliegt keinem Zweifel; die Gesellschaft wird, wenn auch von würdigen Greisen geleitet und berathen, Mitglieder jedes Alters, Geschlechts und Standes zählen. Es wird ausdrücklich von Humanus gesagt, daß er seinen Werth größtentheils sich selbst verdanke; man könne ihn mit Freuden Andern zeigen

Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Anders der fromme, treue Bruder Marcus, dessen Bild ohne Zweifel im Verfolg der Dichtung noch weiter würde ausgeführt worden sein, ein Mann, von dem Schiller gesagt haben würde, daß er „nie den schützenden Engel verloren,

Nie des frommen Instincts liebende Warnung verwirkt."

Wir heben noch hervor, welche Tugend vor allen Humanus in sich zu entwickeln strebte; es ist dieselbe, die Marcus still und fast bewußtlos übt, dieselbe, die in Schiller's Kampf mit dem Drachen als die Krone aller Rittertugenden gepriesen wird. Und ganz im Geist dieser Ballade, welche Gehorsam und christlich-demüthige Selbst-

bezwingung der ritterlichen Tapferkeit gegenüber als das Größere und Rühmlichere verherrlicht, heißt es in unserer Dichtung:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Der Leser könnte über unser Stück noch so manche Frage an den Interpreten stellen, daß die Antworten, gehörig begründet, zu einem Büchlein anschwellen müßten. Wir beschränken uns darauf, noch ein Räthsel zu besprechen: die seltsame Erscheinung der drei fackeltragenden Jünglinge. Eine wunderliche Deutung hat Göschel in seinen Unterhaltungen über Goethe gegeben:

Jetzt stirbt Humanus, der, vom Wort durchdrungen,
Das Mensch geworden, neu als Mensch geboren,
Der Menschheit Urbild wiederum errungen,
Und wie? dräng's doch in Aller Herz und Ohren!
Er hat das eigne Selbst, das trennt, bezwungen,
Und Gott als eignes Eigenthum erkoren.
Wer sich bezwingt, bezwingt auch Bär' und Drachen;
Solch Wappen mahnt zu beten und zu wachen.
Und eben in der Nacht, da er verschieden,
Verschieden mit des Morgens ersten Zeichen
Der Engel drei, die ihn vereint hienieden
Begleitet. Leib und Seel' und Geist, sie steigen
Schon auf. Seht, wie zu neuem Bund in Frieden
Sie, eh sie schwinden, sich die Hände reichen!
Indem sie noch die Fackeln abwärts neigen,
Graut Ostern schon zu neuem Lebensreigen.

Es ist in dem Fragment so wenig, als in Goethe's Eröffnungen über das Gedicht gesagt, daß Humanus an dem Morgen bereits verschieden, auch nicht, daß dieser Morgen schon der des Ostertages gewesen sei; Goethe erklärt nur,

daß die ganze Handlung in der Charwoche vorgehen, und Oſtern erſt den Schluß der Dichtung bezeichnen ſollte. Auch iſt die Deutung im Ganzen zu myſtiſcher Art, als daß ſie befriedigen könnte. Ich denke, es ſei eine einfachere und natürlichere Annahme, daß in der Nacht unter Leitung der Ordensgeſellſchaft eine religiöſe Feier im Geiſte der neuen Religion, alſo mit heiter feſtlichem Cultus, begangen worden ſei, von der die drei Jünglinge zurückkommen. Der Schall, den Bruder Marcus hörte, war

Nicht Schall der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufriedne Paare durcheinander ſchlängen.

Die Jünglinge kommen in weißen Feſtgewändern, das Haupt mit Blumenkränzen geſchmückt, den Gurt mit Roſen umwunden:

Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und ſchwinden in die Ferne.

Hier hat Goethe auch die Fackel ſeiner Dichtung erlöſchen laſſen. Wie Schade, daß er ſie ſpäter nicht wieder anzuzünden vermocht! Schöll meint: „Dieſes romantiſch-myſtiſche Epos fallen zu laſſen, ward Goethe gewiß durch die unerquicklichen Eindrücke beſtimmt, die Jacobi's theologiſche Controversphiloſophie (in den Briefen über Spinoza's Lehre) auf ſein Weſen machten. Er fühlte um ſo deutlicher ſeine Entfernung von abſtracter Theologie und ging um ſo entſchiedener weiter in ſeinem Gottesdienſt einer ſtillen Beachtung

der Naturgeſetzmäßigkeit.“ Es bleibe dahin geſtellt, ob dieſes, oder Mangel an Muße das Werk in's Stocken gebracht; jedenfalls iſt es zu bedauern, daß es ihm nicht gelang, in jener Zeit die Dichtung durchzuführen. Später ward ihm die Vollendung derſelben eine Unmöglichkeit. Denn in Italien entwickelte ſich in ihm eine, man darf ſagen, feindſelige Stimmung gegen das Chriſtenthum, worin er Männer, wie Lavater, Claudius und ſelbſt Jacobi, als Gegner ſeiner Natur-Religion, innerlich mit Unwillen und Hohn von ſich ſtieß; und als in ſpätern Jahren dieſe Erbitterung wieder einer mildern Geſinnung Platz gemacht hatte, ſprudelte der Born ſeiner dichteriſchen Productivität nicht mehr friſch und voll genug, um eine ſo große Compoſition würdig zu Ende zu führen.

Kunſt.

Goethe hat lange zwiſchen Poeſie und bildender Kunſt geſchwankt. Schon von ſeinem Vater her war ihm Intereſſe für Gemälde und Kupferſtiche angeboren, oder anerzogen. Er lernte früh mit Zirkel und Lineal umgehen, und indem er den Unterricht in Geometrie, den er genoß, ſogleich praktiſch anzuwenden trachtete, verſuchte er ſich Behufs der Decorationen eines Puppentheaters in allerlei complicirten Papparbeiten, die freilich nicht immer zu Ende geführt wurden. Als während des ſiebenjährigen Krieges der kunſtliebende franzöſiſche Graf Thorane in ſeinem Elternhauſe einquartirt wurde, verwandelte ſich des Knaben Studir-

ſtube in ein Atelier, und es wurden die Frankfurter Maler, beſonders aber Seekatz aus Darmſtadt, für den Grafen in Thätigkeit geſetzt. Goethe, mit den meiſten derſelben ſchon bekannt, war bei den Berathſchlagungen, Beſtellungen und Ablieferungen zugegegen und ſprach friſch ſeine Meinung darein. Nach dem Abzuge der Franzoſen erhielt er täglich eine Stunde Zeichenunterricht, freilich nur von einem „Halbkünſtler“ und ohne rechte Folge und Methode. Zugleich ertheilte ihm ein Freund ſeines Vaters weiteren Unterricht in der Mathematik, wodurch er in Stand geſetzt wurde, ſeine architektoniſchen Riſſe genauer auszuführen. Auch dauerte der Verkehr mit Malern fort, denen ſein Vater noch immer Bilder in Beſtellung gab. So gewöhnte er ſich dann mehr und mehr, die ihm vorkommenden Gegenſtände mit künſtleriſchem Blicke zu betrachten. Daher, als er nach dem Verluſt ſeiner erſten Geliebten, kurz vor dem Abgang zur Hochſchule, einſam durch Wald und Felder ſchweifte, trat dieſe halb natürliche, halb erworbene Gabe lebhaft hervor, und er begann, obwohl ihm die nöthige techniſche Vorbildung fehlte, nach der Natur zu zeichnen. Er gewann dadurch eine große Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände, faßte ſie jedoch nur im Ganzen, inſofern ſie Wirkung thaten, und ſo wenig ihn die Natur zu einem deſcriptiven Dichter beſtimmt hatte, eben ſo wenig wollte ſie ihm die Fähigkeit eines Detailzeichners verleihen. Sein Vater ſuchte die Beſtrebungen möglichſt zu fördern. Er umzog die unvollkommenen Skizzen mit Linien, ſchnitt die unregelmäßigen Blätter zurecht, legte eine Sammlung derſelben an und nährte dadurch, wenn er auch des Sohnes Talent nicht zu ſteigern vermochte, doch allmälig in ihm den Sinn für Ordnung.

Auf der Universität zu Leipzig hatte vor Allen Oeser einen großen Einfluß auf seinen Kunstsinn, ohne ihn jedoch in der Ausübung der Kunst bedeutend zu fördern. Wie Oeser selbst bei schönen Anlagen die Technik nicht genugsam geübt hatte, so wirkte er auch als Lehrer bei Goethe mehr auf Geist und Geschmack, und versäumte darüber, ihn, „der an Gegenständen der Kunst und Natur nur so hindämmerte", zu einer strengen und folgerechten Praxis anzuhalten. Vielleicht ging aber Oeser's Verfahren auch aus der Ansicht hervor, daß Goethe nicht zum ausübenden Künstler berufen sei. Dieser wurde indeß, weil es ihm doch eigentlich um das Ausüben zu thun war, allmälig etwas mißmuthig, und da ein ausdauernder Fleiß ohnehin nicht seine Sache war, so wandte er sich nach und nach mehr der Kunstgeschichte zu und wurde hierbei von Oeser unterstützt, der ihm manches Portefeuille der Leipziger Sammlung zur Durchsicht verschaffte. Der junge Kunstliebhaber hätte kaum irgendwo in Deutschland ein günstigeres Terrain finden können, als in Leipzig. Zahlreiche Kenner und Freunde der Kunst, wie Huber, Kreuchauf, Winckler, Richter, lebten und wirkten hier in Einem Sinne, und dem strebenden reichbegabten Jünglinge stand der Zutritt in ihre Kreise und zu ihren Schätzen jederzeit offen.

Indem er sich nun aber, bei so reicher Gelegenheit zur Anschauung, nach einem festen Halt für Begriff und Erkenntniß umsah, fiel zur rechten Zeit durch Lessing's Laokoon ein helles Licht in die bisherige Dunkelheit. Mit steigender Begeisterung studirte er die Schrift und erfreute sich eines „überschwänglichen Wachsthums" der Einsicht. Aber wie diese zunahm, fühlte er immer mehr das Bedürfniß, einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken,

und so beschloß er, der Dresdener Gemäldegalerie mehrere Tage zu widmen. Der Eindruck, den sie auf ihn machte, war außerordentlich; besonders wirkten solche Stücke auf ihn, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davontrug, wogegen er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben annahm. „Was ich nicht als Natur ansehen", sagte er selbst, „nicht an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam." Für die Auffassung der umgebenden Wirklichkeit war aber sein Auge durch die Betrachtung jener Meisterwerke so künstlerisch angeregt, daß er im Hause eines Schusters, bei dem er in Dresden sich einquartiert hatte, und sonst überall Bilder von Ostade und Schalken zu erblicken glaubte.

Auch die Kupferstecherkunst reizte Goethe durch die Reinlichkeit ihrer Technik zu Uebungen und Versuchen. Unter Anleitung des Kupferstechers Stock in Leipzig radirte er nicht ohne Glück einige Landschaften von Thiele und Andern, von denen sich ein paar Blätter erhalten haben. Die menschliche Figur schreckte ihn nach seinem eigenen Geständniß noch durch ihre Unfaßlichkeit von der Nachbildung ab. Das Radiren und Zeichnen setzte er zu Frankfurt, vor dem Besuch der Straßburger Universität, noch eine Weile fort, worauf aber alle Uebungen in bildender Kunst eine geraume Zeit geruht zu haben scheinen.

Wie sehr ihn zu Straßburg die herrliche Münsterkirche und die gothische, oder, wie er sie nannte, deutsche Baukunst überhaupt beschäftigte, würde schon der Aufsatz „Von deutscher Baukunst" hinreichend bezeugen, wenn er es nicht in der Selbstbiographie so eingehend erzählt hätte. Dort sah er auch, bei Gelegenheit der Durchreise der Königin

Marie Antoinette, zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphael's Cartons gewirkten Teppiche, und „dieser Anblick", sagt er, „war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte."

Auf seiner Rückreise von einem Ausfluge nach Saarbrücken im Juni 1771 ward er in dem Orte Niederbrunn vom Geist des Alterthums angeweht, als ihm dort „Reste von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauerhöfen mitten zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräth wunderbar entgegenleuchteten". Dann besuchte er bei der Heimkehr von Straßburg in Mannheim den Antikensaal und ward hier zuerst von der Herrlichkeit der antiken Statuen lebhaft ergriffen. Apoll von Belvedere, Laokoon, der sterbende Fechter und die Gruppe von Kastor und Pollux fesselten ihn vor allen. Die Eindrücke, die sie auf ihn machten, blieben für die nächsten Jahre ohne bedeutende Folgen, trugen aber dafür in späterer Zeit um so reichere Früchte. Auch von antiker Architektur ward ihm in Mannheim wieder ein Vorschmack zu Theil. Er fand den Abguß eines Capitäls der Rotonda und begann beim Anblick jener so ungeheuern als eleganten Akanthblätter in seinem Glauben an die nordische Baukunst etwas wankend zu werden.

In den Jahren, die Goethe nun weiter zu Frankfurt, Wetzlar und auf kleinen Ausflügen zubrachte, beschäftigte er sich nur zu Zeiten mit Zeichnen, Malerei und bildender Kunst überhaupt. Auf einer Wanderung durch's Lahnthal stieg noch einmal der alte Wunsch in ihm auf, die malerischen Punkte der Landschaft würdig nachahmen zu können; und durch ein in den Fluß geschleudertes Messer suchte er sich ein Orakel zu verschaffen, ob er jene Bemühungen wieder

aufnehmen solle. Das Orakel war zweideutig, aber er legte es zu seinen Ungunsten aus und ward so in diesen Uebungen noch unterbrochener und fahrlässiger. Bei einzelnen Anlässen trat jedoch die alte Neigung wieder lebhaft hervor, so namentlich auf einer bald darauf folgenden Rheinfahrt von Coblenz nach Mainz, wobei er fleißig zeichnete und sich dadurch die herrlichen Uferlandschaften fester einprägte.

In Frankfurt warf sich dann sein durch die Natur geschärfter Blick wieder eine Zeit lang auf die Kunstbeschauung, wobei ihm besonders der Maler Nothnagel Hülfe leistete. Da es ihm zur Leidenschaft geworden war, die Natur in der Kunst zu sehen, so zeigen ihn auch in den Frankfurter Sammlungen besonders die Werke der niederländischen Meister an. Um ihn aber auch in die Praxis einzuführen, räumte ihm Nothnagel ein Cabinet mit allem zur Oelmalerei Nöthigen ein; und wirklich führte Goethe Einiges zur Ueberraschung des Lehrers glücklich aus. Weil er indeß nach Dilettantenart sich nun gleich am Schwersten versuchte, gerieth er wieder in's Stocken. Um jene Zeit kaufte er sich von Italienern, welche die Messe bezogen, ein kleines Museum von Gypsabdrücken antiker Köpfe zusammen und suchte dadurch den großen in Mannheim gewonnenen Eindruck sich lebendig zu erhalten.

Zu höherer Aufmerksamkeit auf das Menschenantlitz ward er durch den Verkehr mit Lavater hingelenkt. Das Portraitiren seiner Freunde und Bekannten im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide übte er sehr lebhaft in der Zeit, wo er im Prometheus das Bild eines sich von Göttern und Menschen absondernden Künstlers darstellte; Dichten und Bilden ging damals unaufhaltsam nebeneinander. Wenn er dictirte oder sich vorlesen ließ,

entwarf er die Stellungen der Schreibenden und Lesenden mit ihrer Umgebung. Das Unzulängliche jedoch dieses Abbildens bald fühlend, griff er wieder zu Sprache und Rhythmus, die ihm besser zu Gebote standen, und dichtete Kunstlieder.

Damit hätten wir unserm Leser Goethe's Verhalten zur bildenden Kunst bis dahin, wo die früheren der unter der Rubrik „Kunst" zusammengestellten Lieder entstanden, übersichtlich dargelegt. In diesen Liedern fühlt er sich noch als Künstler, aber als einen solchen, der, was ihm die Seele lebendig füllt, nur stotternd zu sagen vermag, dem die innere Schöpfungskraft in den Fingerspitzen nicht nach Wunsch bildend werden will. Später, in Italien, kämpfte er noch einmal energisch den innern Kampf der Entscheidung zwischen plastischer Kunst und Poesie, kämpfte ihn aber glücklich zu Ende, und wandte sich nun entschlossen der Dichtkunst zu. Erst in noch späterer Zeit, als er die dichterische Productionskraft allmälig in sich abnehmen fühlte, und die Aufregungen der politischen Welt ihm tagtäglich unheimlicher wurden, flüchtete er sich wieder auf das friedliche Gebiet der plastischen Kunst, aber nur als sinnig theilnehmender Beobachter, Beurtheiler und Förderer, nicht mit dem Gedanken, als ausübender Künstler noch etwas leisten zu können.*)

85. Die Nektartropfen.

Wahrscheinlich 1781.

Goethe ließ in der Göschen'schen Ausgabe (1789) dies Gedicht auf das An die Cicade (vgl. die Bemerk. oben

*) Zum letzten Male beschäftigte er sich ernstlicher mit Zeichnen im J. 1810 einige Monate hindurch (s. Goethes Annalen unter dem J. 1821).

zu Nr. 48) folgen. Man erkennt daraus, wie vollkommen er sich sogleich den Ton Anakreon's angeeignet hatte. Durchaus antik und doch auch wieder ächt Goetheisch fühlt man sich angesprochen, wenn es heißt: Als Minerva heimlich eine Nektarschale den Menschen des Prometheus vom Himmel herabbrachte,

Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die gold'ne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Das Gedicht ist eine liebliche Paramythie, welche die Idee versinnlicht, daß alle Kunsttriebe und Kunstanlagen Himmelsgaben und göttlichen Ursprungs sind.

---

86. Der Wanderer.

1771.

Im Juni 1831 schickte Zelter an Goethe ein Excerpt aus einem Briefe von Felix Mendelssohn, datirt „Neapel, den 7. Mai 1831". Es heißt darin: „Von dem Gedicht Gott segne Dich, junge Frau behaupte ich das Local aufgefunden zu haben; ich behaupte sogar, daß ich bei der Frau zu Mittag gegessen; aber natürlich muß sie jetzt ganz alt, und ihr saugender Knabe ein stämmiger Vignerol

geworden ſein, und an beiden fehlte es nicht. Zwiſchen Pozzuoli und Bajä liegt ihr Haus, eines Tempels Trümmer, und nach Cuma iſt es drei Meilen gut." Goethe antwortete darauf: „Was Du nicht verrathen mußt, iſt, daß jenes Gedicht Der Wanderer im J. 1771 geſchrieben iſt, alſo viele Jahre vor meiner italieniſchen Reiſe. Das aber iſt der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Daſein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich ſich daran erfreuen muß." Hiermit übereinſtimmend heißt es in dem Aufſatz über Tiſchbein's Idyllen, daß er das Gedicht geſchrieben, „ohne den ſinnlichen Eindruck erfahren zu haben". Den erſten Anſtoß mögen ihm die oben in der Einleitung erwähnten Eindrücke gegeben haben, die er auf ſeiner Rückreiſe von Saarbrücken nach Straßburg im Juni 1771 zu Niederbrunn empfing. In ſeiner erſten Geſtalt ſcheint dann das Gedicht im Spätjahr 1771 entſtanden zu ſein; denn im Frühjahr 1772 theilte er es bereits dem Kreiſe ſeiner Darmſtädter Freunde mit. Im Sommer 1772 muß es zu Wetzlar noch einmal um- oder durchgearbeitet worden ſein; denn im Frühjahr 1773 ſchrieb Goethe an Keſtner: „Etwas verdrießt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechts wegen Niemand beſſer verſtehen ſollte, als ihr. Ich möchte es euch ſo gern ſchicken, habe aber keine Abſchrift mehr davon. Boie hat eine durch Mercken, und ich glaube, es wird in den Muſenalmanach kommen. Es iſt überſchrieben Der Wanderer und fängt an: Gott ſegne Dich, junge Frau." Als im September 1773 der Göttinger Muſenalmanach auf das folgende Jahr erſchien, ſchrieb er weiter an Keſtner: „Heute früh habe ich von Falcken einen

Brief bekommen mit den erſten Bogen des Almanachs. Du wirſt auf S. 15 den Wanderer antreffen, den ich Lotten an's Herz binde. Er iſt in meinem Garten an einem der beſten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen, und in einer ruhigen Genüglichkeit, all' eure künftige Glückſeligkeit vor meiner Seele. Du wirſt, wenn Du's recht anſiehſt, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es ſcheinen ſollte; Du wirſt unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich ſo hundertmal bei ihr gefühlt, erkennen." Der Leſer wird nach einer nähern Betrachtung des Gedichtes das hier von Goethe Geſagte ſelbſt auf das rechte Maß zurückzuführen wiſſen.

Ein Wanderer, ein begeiſterter Verehrer antiker Kunſt, auf claſſiſchem Boden reiſend, kommt gegen Abend in eine einſame Gegend und findet hier eine junge Frau, mit einem Säugling an der Bruſt, an einer Felswand im Schatten eines Ulmbaums ſitzen. Ermüdet läßt er ſich an ihrer Seite nieder. Sie erkundigt ſich nach ſeinem Gewerbe, das ihn durch ſolche Hitze treibe, und iſt geneigt, ihn für einen Tabuletkrämer zu halten, der Waaren aus der Stadt im Lande herumbringt. Ihre Frage erwidert er verneinend mit Lächeln und bittet die Frau, ihm den Brunnen zu zeigen, woraus ſie zu trinken pflege. Sie heißt ihn einen Felſenpfad hinauf durch Gebüſch ihr vorangehn. Beim Hinaufſteigen findet er Steine, die auf „ordnende Menſchenhand" hindeuten, höher hinan einen moosbedeckten Architrav, für ihn ein Zeichen, daß hier der Geiſt der bildenden Kunſt gewaltet, weiterhin eine Inſchrift, deren Worte bis zur Unleſerlichkeit weggewandelt ſind. Die junge Frau erſtaunt über ſeine warme Theilnahme an dieſen Steinen und deutet auf ihre nun bald erſcheinende Hütte auf der Höhe, wo ſich

der Steine viele finden. Mit einem Ausruf der Ueberraschung erkennt er in der Hütte die Trümmer eines Tempels. Während die Frau das Trinkgefäß holt, ergießt sich seine Wehmuth über die Unempfindlichkeit, womit die Natur das Kunstwerk der Menschenhand zertrümmert und mit ihrer Vegetation überwuchert. Unterdessen ist die Frau mit dem inzwischen eingeschlafenen Säugling zurückgekehrt und übergibt diesen dem Fremdling, um Wasser schöpfen zu gehen. Jetzt zieht das in Fülle der Gesundheit schlummernde Kind seine Aufmerksamkeit auf sich. Für den über Resten einer heiligen Vergangenheit geborenen Knaben weiß er keinen bessern Wunsch, als daß der Geist dieser Vergangenheit über ihm ruhen, und er dereinst als Künstler vor seinen Gesellen leuchten möge. Die Frau kann dem Fremdlinge zum frischen Trunk nur ein Stück Brod bieten, lädt ihn aber ein, bis zur Rückkehr ihres Mannes zu bleiben und ihr Abendbrod mitzugenießen, und gibt ihm mit kurzen Worten eine Anschauung ihres einfachen Lebenslaufs. Das Gefühl des stillen Glücks, das aus ihren Worten athmet, ergreift den Wanderer. Er versöhnt sich mit der Natur, die er eben unempfindlich genannt; er erkennt, daß sie jedes Wesen zu einem specifischen Lebensglück, zum Genusse der Gegenwart geschaffen hat, und daß sie die an den Kunstwerken angerichtete Zerstörung durch eine Fülle von Leben, welches sie aus dem Schutt hervorbrechen läßt, wieder vergütet. Von dieser Betrachtung noch erfüllt, vergißt er beim Abschied nach dem Wege zu fragen, und erst der Nachruf der Frau: Glück auf den Weg! erinnert ihn, daß er des Weges unkundig ist. Nach erhaltener Auskunft wandert er fort und spricht im Weitergehen noch den Wunsch aus, es möge auch ihn nach seiner Wan-

derung über Gräber heiliger Vergangenheit eine trauliche Hütte und ein glückliches unverkünsteltes Weib, den Knaben auf dem Arm, empfangen.

Das Versmaß, in welches der Dichter diesen Stoff gekleidet, könnte man ein plastisch-lyrisches nennen. In wechselnden, bald jambischen, bald trochäischen und daktylischen Rhythmen schmiegt es sich dem herrlichen Inhalte, wie ein weiches, leichtes Gewand einem schönen, blühenden Körper an. Von der Prosa, auch noch von der sogenannten poetischen Prosa, unterscheidet es sich nicht bloß durch den bestimmter hervortretenden Numerus, sondern noch mehr durch den syntaktischen Bau, durch kürzere Satzglieder, die sich dem Umfange nach einander mehr entsprechen, wenn gleich die Verse nicht genau in der Zahl der Hauptaccente, und noch weniger in der Sylbenzahl übereinstimmen. Die Form der Darstellung ist dialogisch, das Gespräch lebendig und leicht, das Ganze bildet eine anmuthige dramatische Scene. J. G. Jacobi's Tadel, den er in Wieland's Merkur über das Gedicht aussprach, scheint mir durchaus ungegründet; er wünschte ihm einen leichtern Ausdruck und geschmeidigern Dialog. Auch was er weiter hinzusetzte, daß die Rede des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll sei, kann nicht zugegeben werden; für die Frau ist sie allerdings stellenweise geheimnißvoll, aber für diese kann und soll sie auch nicht durchweg klar sein; der noch unentzweiten bloßen Natur ist das streit- und drangvolle innere Leben der Culturwelt ein tiefes Geheimniß.

Die Zeit, die Oertlichkeit, die ganze äußere Situation ist mit meisterhafter Kunst, ohne Hülfe erzählender oder beschreibender Partien, bloß durch natürlichen und leichten Gesprächswechsel vor unser geistiges Auge gestellt. Alles

iſt Bild, Bewegung, Leben, Empfindung, kein müßiges Wort! Die Regel, welche Goethe der vorliegenden Rubrik „Kunſt“ als Motto vorgeſetzt: „Bilde, Künſtler, rede nicht! Nur ein Hauch ſei Dein Gedicht“, hat er hier treulichſt befolgt. Auf welch beſchränktem Raume, mit welch geringem Aufwande von Worten ſind die wechſelnden Bilder hingezeichnet: die junge Frau, den Säugling an der Bruſt, an der Felswand im Ulmbaumſchatten, neben ihr der Reiſende ſich niederlaſſend, die Bürde abwerfend, die er durch des Tages Hitze den ſtaubigen Pfad her getragen, — und nun das ganze Local, das ſich wie in Hermann und Dorothea ſucceſſiv vor den handelnden Perſonen entwickelt.

Dieſe eminent plaſtiſche Darſtellungsweiſe verdient, daß man einen Augenblick bei ihrer Betrachtung verweile. Sie iſt um ſo mehr zu bewundern, da ſie nirgend anſpruchsvoll hervortritt, ſich überall dem Lyriſchen beſcheiden unterordnet. Schon gleich die erſten Worte des Wanderers malen, und verrathen doch nicht im Geringſten die Abſicht des Schilderns. Dann müſſen wir, außer der bereits angedeuteten ſucceſſiven Vorführung des Locals, noch den doppelten Kunſtgriff rühmen, wodurch Goethe den Eindruck, den der Anblick der Tempeltrümmer macht, zu ſteigern gewußt hat. Erſtens ſpannt er die Erwartung ſtufenweiſe; die „Spuren der ordnenden Menſchen“, welche die Ahnung wecken, der mooſige Architrav, der ſchon deutlich das Gepräge des bildenden Geiſtes trägt, die verloſchene Inſchrift, worauf nach der älteſten Lesart noch ein Paar die Neugier reizender Worte zu leſen war, bilden eine Gradation; dann hat der Dichter auch dadurch, daß er den Felſenpfad durch „ein Gebüſch“ hinaufleitet, die Ueberraſchung erhöht. Und nun wird die Schönheit der Ruinen durch ihre Wirkung auf

den Beſchauer, durch die Begeiſterung, in die ihr Anblick ihn verſetzt, auf's kräftigſte dargeſtellt. Aber auch da, wo er in eine detaillirte Schilderung der Trümmer eingeht, iſt die Beſchreibung meiſterhaft, — anſchaulich und zugleich von Empfindung ganz durchwärmt, — plaſtiſch und lyriſch zugleich in hohem Grade:

Epheu hat Deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie Du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und Du, einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſt'res Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geſchwiſter!

Hierbei iſt nicht zu verkennen, daß ihm das gewählte Versmaß trefflich zu Statten kam, welches ſich allen Wendungen des Gedankens leicht und gefällig anſchmiegt; namentlich ſtellt manchmal ein ſehr kurzer Vers eine Idee, ein Bild bedeutſam hin, wie oben durch den fünften der mitgetheilten Verſe die Einſamkeit des Säulenpaars ſo ſchön verſinnlicht wird. — Dann folgt eine Gruppe ganz anderer Art, und doch mit dem Vorhergehenden durch den Empfindungsgehalt verbunden: der Knabe in dem Arme des Fremdlings, welcher ſich am Anblick ſeines holden Schlummers labt und ſeinen Weiheſegen über den an kunſtgeheiligter Stätte Geborenen ausſpricht; dann ferner die mit dem Trinkgefäß zurückkehrende Frau, — alles Bilder von ſo antik einfachem und edlem Charakter, daß man wohl die enthuſiaſtiſche

Vorliebe begreift, welche die Malerin Angelika Kaufmann nach einer Mittheilung von Matthisson (Morgenblatt, 1810, Nr. 52) für unser Gedicht gehegt.

Suchen wir dann tiefer in das Innere desselben einzudringen, so gewahren wir einen sehr bedeutsamen Gehalt. Wir erkennen das Gedicht als ein symbolisches, insofern es ein großes, weit und tief eingreifendes Verhältniß, den Gegensatz der Cultur und Natur, in einem einzelnen schön begränzten Gemälde veranschaulicht. Ein Zögling der Cultur, oder specieller ein Verehrer der antiken Kunst wird einem einfachen Zöglinge der Natur gegenübergestellt; zwei ganz verschiedene Weltanschauungen werden dargelegt, anfangs, wenn auch nicht feindlich einander entgegenstehend, doch durchaus voneinander geschieden, allmälig aber sich freundlich annähernd, zuletzt gänzlich versöhnt, und zwar in der Weise, daß der Zögling der Cultur sich zur einfachen Weltansicht des Naturkindes bekehrt, oder wenigstens sich das Vollglück des Naturzöglings zum Ziel seiner Wünsche und seines Strebens setzt.

Wie aber und durch welche Mittel hat der Dichter diesen Gegensatz und seine Auflösung versinnlicht? Zuvörderst hat er eine junge Frau zur Repräsentantin der bewußtlos schönen Natur, einen rüstigen, strebenden Mann zum Träger des Culturlebens gemacht, — so wie auch Schiller in ähnlichem Sinne die beiden Geschlechter in der „Frauenwürde" in Gegensatz gestellt hat. Das Bild der Frau und ihres Lebens ist in einfachen, nicht gehäuften, aber sehr charakteristischen Zügen ausgeführt. Gleich anfangs wird sie als eine junge Frau bezeichnet, die sich wohl zum ersten Male des Mutterglücks erfreut; sie erkundigt sich mit unbefangener, nicht zudringlicher Neugier nach dem

Geschäft des Fremdlings und zeigt schon durch ihre Frage, daß sie von seinem innern Leben keine Ahnung hat; ihre Gefälligkeit, womit sie dem Wanderer den Trinkbrunnen zeigt, ist in ruhiger, antik naiver Weise dargestellt. Ein schöner Zug ist dann weiter das treuherzige Vertrauen, womit sie ihm ihr Liebstes, ihren Knaben, zur Verwahrung übergibt, — und wie objectiv, wie frei von jeder Sentimentalität ist hier Alles gehalten! Mit derselben ächt antiken Enthaltsamkeit ist ihre Freude an dem schlafenden Knaben nur durch ein paar für die Phantasie productive Striche gezeichnet, desgleichen ihre wachsende Zuneigung zu dem Fremdling, als sie bei ihrer Rückkehr sein Auge liebevoll auf ihrem Kinde ruhen sieht, so wie die Offenheit, womit sie ihm ihre Anmuth gesteht, die herzliche Gastfreundschaft, mit der sie ihn zum Abendimbiß einlädt, und ihr Verdruß, daß er nicht bleiben will. — Ist in dem Bilde der Frau Alles Natur, Bewußtlosigkeit, antike Naivetät, so fehlt es dem Charakter des Wanderers nicht an sentimentalen modernen Zügen, obgleich die Darstellungsweise auch hier antik einfach zu nennen ist. Sein Sinnen und Trachten ist anfänglich fast ganz der Kunst und dem Alterthum zugewandt; Natur und Gegenwart sprechen ihn nur oberflächlich an; ja er kann der Natur beinahe zürnen, daß sie das Kunstwerk des Menschen so mitleidlos zerstört.

Wodurch ist nun die Annäherung dieser Stimmung zu der des glücklichen Weibes vermittelt worden? Es hätte kaum schöner geschehen können, als durch das Kind. Dieses lenkt die Aufmerksamkeit des Fremdlings von den Tempeltrümmern auf sein frischblühendes Leben ab. Aber noch ist der Wanderer zu voll von dem Eindrucke, den die Ruinen auf ihn gemacht. Kaum hat er sich eine Weile

an dem Anblick des holden Schlummers, der himmlischen Gesundheit, worin der Knabe „schwimmt", geweidet, so denkt er sogleich daran, daß das Kind über Resten einer heiligen Vergangenheit geboren sei, und wünscht, daß ihr Kunstgeist über ihm ruhen möge. Doch sein Herz, sein Auge öffnet sich nun immer mehr der Schönheit der umringenden Natur:

Wie herrlich Alles blüht umher
Und grünt!

Und jetzt beginnt auch die ganze Existenz der Frau ihn mehr zu interessiren. „Ihr wohnet hier?" fragt er und zeigt dadurch, daß er in seinem Kunstenthusiasmus frühere Worte der Frau überhört hat. Ihre Antwort führt den Fremdling zu einer Reflexion:

Natur, du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet u. s. w.

der wir in einer spätern Schrift Goethe's, in dem Aufsatz über Wilhelm Tischbein's Idyllen, wiederbegegnen. Dort heißt es über ein Blatt von Tischbein, welches Ruinen von Lust- und Prachtgebäuden, durch Vegetation wiederbelebt, darstellt: „Die weitläufigsten von der Baukunst eroberten Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substructionen, die Last kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr einen ebenen gleichgültigen Boden dem Weizenbau; Schling- und Hängepflanzen senken sich in diese halbverschütteten finstern Räume; Früchte des Granatbaums, Kürbisranken erheitern, schmücken diese Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein so uneben zerrissener Boden als gestalteter Natur-

hügel erschien, so wundert es einen Herabsteigenden desto mehr, in solchen Schluchten statt Urfels Mauerwerk, statt Gebirgslager Spalten und Gänge gerade anstrebende Mauerpfeiler und mächtige Gewölbbogen zu erblicken und, wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düstern Hallen vor sich zu finden. Einem solchen gefühlvollen Anschauen war Tischbein mehr als Andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeschiedenen gepaart. Noch besitze ich solche unschätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wundersamen hingeschwundenen und wieder neu belebten Zustandes verkünden. Dem obigen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würd'ge Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß, nach tausendjähr'gem Treiben,
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen."

Durch eine ähnliche, aber viel wärmer ausgeführte Reflexion wird in unserm Gedichte die Aussöhnung des Wanderers mit der Natur vollendet. In dem Maße aber, wie diese ihn gewinnt, muß sein sentimentaler Enthusiasmus für die Reste einer großen Vergangenheit sich etwas abkühlen; er scheidet schneller von den Tempeltrümmern, als man nach der Begeisterung, womit er sie begrüßt hat, erwarten sollte, und wünscht der jungen Frau, die er jetzt ein „glücklich Weib" nennt, Lebewohl. Sich selber aber wünscht er, daß ihm bei seinem Gange über Gräber der Vergangenheit, d. h. in seinem Studium alter Kunst und

Poesie, in seiner durch antike Vorbilder geleiteten Thätigkeit, der Sinn für Natur, Leben und Gegenwart stets lebendig bleibe, und er dereinst seine schönste, vollste Befriedigung, den Abschluß seines Glücks, in erquickenden häuslichen Verhältnissen finden möge.

In dem Göttinger Musenalmanach auf das J. 1774 finden sich folgende Abweichungen vom jetzigen Text.

V. 8. Welch Gewerbe treibt Dich
V. 10. Den sandigen Pfad her?
V. 15 f. Ich bringe keine Waaren
Aus der Stadt.
Schwül ist, schwül der Abend;
V. 25. Da ich trinke d'raus.
V. 30. Weiter 'nauf!
V. 32. Ich kenne Dich, bildender Geist!
V. 35 ff. Eine Inschrift, über die ich trete!
Der Venus — und ihr übrigen
Seid verloschen,
Weggewandelt, ihr Gespielen,
Die ihr eures Meisters u. s. w.
V. 51. Eines Tempels Trümmern!
V. 52. Da zur Seit' hinab
V. 54. Da ich trinke d'raus.
V. 61 f. Wart', ich will ein Schöpfgefäß
Dir holen.
V. 72. Auf die Zertrümmerten
V. 85 ff. Fremdling? Willst Du hier
Unter'm Pappelbaum
Dich setzen?
Hier ist's kühl; nimm den Knaben,
Daß ich hinabgeh,
Wasser zu schöpfen.
V. 100 ff. Lieblich dämmernden

Frühlingstags Schmuck,
Scheinend vor Deinen Gesellen!
V. 105. Die volle Frucht und reif' der Sonn' entgegen.
V. 107. Gesegn' es Gott! — Und schläft er noch?
V. 115. Vom Feld. Bleib, Mann!
V. 118. Hier, zwischen das Gemäuer her.
V. 124 ff. Hast Du geschlafen, liebes Herz?
Du meines Lebens Hoffnung!
Wie es munter ist u. s. w.
V. 129 f. Deine Kinder all
Hast mütterlich mit einem Erbtheil ausgestattet,
Einer Hütte!
V. 131. Hoch baut die Schwalb' am Architrav,
V. 138 f. Für Deine Bedürfniss'
Eine Hütt', o Mensch!
V. 146. Wohin führt mich der Weg
V. 156. Ich wandele.
V. 158. Vor'm Nord geschützet,
Wo dem Mittagsstrahl
V. 164. Vergüldet vom letzten Sonnenstrahl:

---

87. Künstler's Morgenlied.

Wahrscheinlich 1774.

Dieses Gedicht ist zwar nicht in der Chronologie der Goethe'schen Schriften unter den 1774 entstandenen Kunstliedern aufgeführt, gehört aber höchst wahrscheinlich dem genannten Jahre an, auf welches schon der in ihm herrschende kraftgenialische Geist und Ton hinweisen. Es erschien zuerst im Anhange der deutschen Uebersetzung von Mercier's Schrift: „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Nebst einem Anhange aus Goethe's Brieftasche. Leipzig 1776."

Der Dichter hat sich hier in die Seele eines Malers hineingedacht, wie er keiner war, aber wohl gern einer gewesen wäre. Durfte er sich gleich nicht als ächten Jünger der plastischen Kunst betrachten, so stand er dieser Kunst doch nahe genug, um sich in die Stimmung zu versetzen, von der ihr Jünger erfüllt sein muß; und er that dies vielleicht um so leidenschaftlicher, je mehr er schon damals zu Zeiten inne werden mochte, daß ihm der Eintritt in ihr innerstes Heiligthum, welches sich nur dem genialen productiven Künstler öffnet, versagt war. Daß er die Lust und den Drang des künstlerischen Schaffens gerade zum Gegenstande eines Morgenliedes wählte, ist schon an sich leicht erklärlich, da der Künstler, wenn er durch Schlaf erquickt und gekräftigt einen Tag freudiger Thätigkeit vor sich sieht, dann am leichtesten von begeistertem Entzücken über seinen Beruf hingerissen wird, ist aber auch charakteristisch für Goethe, der, ungleich dem lucubrirenden Schiller, den Morgenstunden die schönste poetische Ausbeute verdankte.

Hinsichtlich der Form steht dieses Lied ziemlich isolirt da. Ein so regelmäßig strophisch eingetheiltes Gedicht in reimlosen Jamben wird man bei Goethe nicht leicht wieder finden. Den Mangel des Reims hat aber der Dichter durch eine seltene Fülle von Kraft und Wärme ersetzt. Der Ausdruck ist durchweg genial, kühn und gedrungen. Wo das Schlachtgetümmel geschildert wird, sind daktylische oder, wenn man will, anapästische Füße auf eine sehr ausdrucksvolle Weise unter die Jamben gemischt:

Und Roß dann vor dem Wagen stürzt,
Und drunter und drüber sich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —

Eben so malerisch wirken die Enjambements, wodurch eine

ganze Reihe von Strophen (Str. 5 bis 9) aneinander gekettet wird.

Das Gedicht gliedert sich in drei Haupttheile. Im ersten (Str. 1—8) begeht der Künstler seine Morgenandacht durch Lobgesang und begleitendes Saitenspiel und eine lithurgische Lection im „heiligen Homer" und zwar durch Lesung der Schlachtengemälde der Ilias. Mit Str. 9, wo er zur Kohle greift und seine hohe Wand „in Schlachtfeldwogen brausen" läßt, beginnt der zweite Theil. Die drei folgenden Strophen stellen das tiefe Versenktsein des Malers in seinen Gegenstand dar. Str. 13 eröffnet den dritten Theil. Aus seinem Begeisterungsrausch erwachend, wirft er einen Blick auf seine Geliebte, die „ach! im Bilde nur" gegenwärtig ist, und vertieft sich in die Erinnerung an das Zusammensein mit ihr (Str. 14 f.). In St. 16 fleht er die Entfernte an, zurückzukehren und bei ihm zu bleiben; er wolle dann keine Schlachten mehr, sondern nur sie in den mannigfachsten Bildern, bald als Madonna, bald als Waldnymphe, bald als Liebesgöttin malen (Str. 17 bis 20).

In der ältesten Form zeigt das Gedicht folgende Varianten.

Str. 1, V. 1. Ich hab' euch einen Tempel baut,
Str. 2, V. 4. In heil'gem Morgenglanz.
Str. 4, V. 1. Ich trete vor den Altar hier,
Str. 5, V. 1. Und wenn der in's Getümmel mich
Str. 6, V. 3. Freund, Feind sich wälzen in Todesblut —
Str. 7, V. 3. Bis denn auch er gebändiget
Str. 8, V. 1. ‚Rab auf den Leichen-Rogus stürzt
Str. 9, V. 1 f. Da greif' ich muthig auf und faß, —
Die Kohle wird Gewehr,

Str. 12, V. 2. In's Lager bringt ihn rück,
Str. 14, V. 2. Mich ſchmachtetſt liebend an,
V. 4. Im Griffel ſchmachtete,
Str. 18, V. 3 f. Ein geiles Schwänzchen hinten vor,
Die Ohren aufgereckt!
Str. 20, V. 4. An Bettfuß angebannt.

---

88. Amor als Landſchaftsmaler.

Herbſt 1787.

Goethe genoß während ſeines Aufenthalts in Italien im Herbſte 1787 etwa vom 6. bis zum 24. October einer Villegiatur zu Caſtel Gandolfo bei dem herrlichſten Wetter. Er war dort bei dem wohlhabenden engliſchen Kunſthändler Jenkins einquartirt. In der Morgenfrühe pflegte er, damals wieder einmal lebhaft für das Landſchaftszeichnen ſchwärmend, mit ſeinem Zeichnen-Apparat im Gebirge umherzuſchweifen, nach der Rückkehr aber für den übrigen Theil des Tages der Geſellſchaft anzugehören. Es fand ſich nach und nach eine große Zahl von Gäſten ein, zwiſchen denen ſich ſogleich ein geſelliges Leben, wie an einem Badeort, geſtaltete, unter Andern eine hübſche römiſche Nachbarin des Dichters mit ihrer Mutter, nicht weit von ihm zu Rom im Corſo wohnend, und in ihrer Begleitung auch eine ſchöne Mailänderin, Schweſter eines Commis des Herrn Jenkins. Mit der jungen Römerin hatte Goethe ſchon zu Rom eine Art von Verhältniß angeknüpft und verſäumte jetzt nicht, den Faden geſchickt fortzuſpinnen. Aber bald gerieth ſein Herz in Zwieſpalt; die Mailänderin übte gleichfalls eine ſtarke Anziehungskraft auf ihn. Eine Zeit lang hielten ſich die beiden anziehenden Pole einander

das Gleichgewicht; auf einmal entschied sich Goethe's Neigung für die Mailänderin. Die artistischen Morgenwanderungen wurden nun ausgesetzt, um möglichst früh mit der Geliebten zusammen zu sein. Doch nach wenigen Tagen schon trübte sich sein Glückshimmel. Eines Abends fand er, nach den jüngern Damen sich umsehend, die ältern in einem Pavillon, wo sich die herrlichste Aussicht darbot. Goethe schweifte mit seinem Blick in die Runde und gewann bei sich die Ueberzeugung, daß Amor als der höchste Landschaftmaler erst einem solchen Bilde die Weihe vollendeter Schönheit zu geben vermöge. „Es hatte sich ein Ton", erzählt er selbst, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Düften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher, als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Damen sich am Fenster niederlassend, hörte er lange in halber Zerstreuung einem Gespräch über Ausstattung einer Braut und die Verdienste des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn die Braut sei. Da vernahm er, eben als die Sonne untertauchte, zu seinem Schrecken, es sei Niemand, als seine im Stillen geliebte Mailänderin. Um seine Bewegung zu verbergen, verließ er augenblicklich unter irgend einem Vorwande die Gesellschaft, und sah sich nun in Italien wieder von den Wetzlarer Leiden bedroht.

Goethe will in seinen spätern Berichten über diese Tage uns glauben machen, daß sich das Verhältniß in seinem Gemüth bald wieder „auf die anmuthigste Weise zurecht gelegt habe". Es läßt sich aber nachweisen, daß der Schmerz um den Verlust seiner Geliebten noch eine geraume

Zeit, bis etwa in den Juni des nächsten Jahres, in seiner Brust nachgeklungen habe und oft hindernd genug zwischen alle die ernsten Aufgaben getreten sei, die er sich noch für den fernern Aufenthalt in Italien vorgesetzt hatte. Doch dürfen wir ihm Glauben schenken, wenn er erzählt, er habe diesmal sogleich den Versuch gemacht, sich von der Leidenschaft, die ihn ergriffen, loszureißen. In der Frühe des nächsten Morgens nach der schmerzlichen Entdeckung ließ er sich für die Mittagstafel bei der Gesellschaft entschuldigen, machte, die Mappe unter dem Arm, einen weiten Weg in's Gebirge und war nach der Rückkehr darauf bedacht, der heimlich Geliebten nur im Beisein Anderer zu begegnen.

In diese Tage fällt ohne Zweifel die Conception unsers Gedichtes, wenn es gleich erst in einem Briefe an Herder vom 22. Februar des nächsten Jahres erwähnt wird. Goethe deutet selbst in seinem Bericht über die Villegiatur zu Castel Gandolfo auf den Sinn des Gedichtes hin, da, wo er erzählt, er habe sich nach der erschütternden Aufweckung aus dem süßen Liebestraume rasch zu dem inzwischen vernachlässigten Landschaftszeichnen zurückgewandt und dabei die Erfahrung gemacht, daß seine Technik zwar wie früher unzulänglich gewesen, daß er aber im Sehen in den letzten Tagen einen großen Fortschritt gemacht. Die ganze Fülle der landschaftlichen Bilder jener Gegend sei durch die Gemüthsaufregung seinem Auge gleichsam fühlbar geworden, und so habe er dem Schmerz nicht grollen können, der ihm den innern und äußern Sinn in solchem Grade geschärft und erhöht habe. Eben dieses drückt nun auch unser Gedicht in sinnbildlich poetischer Weise aus. Der Dichter sitzt in der Frühe des Herbstmorgens auf einer

Felsenspitze, und starrt, von seinem Liebesschmerz hingenommen, in den Nebel, der, wie ein grau grundirtes Tuch gespannt, Alles in die Breite und Höhe deckt. Da findet sich Amor ein und malt ihm ein Landschaftsbild in den hellsten und reizendsten Farben. Der poetischen Fiction entkleidet, heißt dieses: die aus dem Nebelflor sich entwickelnde Landschaft schaut er aus dem Grunde in so wunderbarer Klarheit und Körperlichkeit, weil die Kraft seines Sinnes durch die Liebe gesteigert ist.

Wie es ihm aber damals mit der vor ihm ausgebreiteten Landschaft erging, so ergeht es uns fort und fort mit dem poetischen Bilde, das er uns im vorliegenden Gedichte vorführt; es tritt uns jeder Zug darin mit einer wunderbaren Frische und Reinheit stereoskopisch klar entgegen. Zum Theil erklärt sich diese Wirkung daraus, daß ihm jene poetische Fiction gestattete, das Gemälde durch und durch nach der Lessing'schen Regel zu entwerfen: Der Dichter soll den zu malenden Gegenstand nicht als einen fertigen, sondern als einen *werdenden* darstellen.

Nachdem Goethe gegen den 24. October wieder in Rom angelangt war, ergab er sich von Neuem einer mannigfachen und angestrengten Thätigkeit, in die sich jedoch seine fortdauernden Liebesleiden oft genug störend und verwirrend eindrängten. Als interessantes Document seines damaligen Gemüthszustandes hat sich ein anmuthiges Gedicht erhalten, dessen er zwar erst im Bericht vom Januar 1788 gedenkt, dessen Entstehung aber wohl in den December oder gar November zurückreicht. Aus einem Briefe vom 9. Februar 1788 erfahren wir, daß es Goethe's Leibliedchen geworden war, wieder ein Beweis, wie tief ihm das Verhältniß zu Herzen ging; und wie viel er noch in spätem

Alter auf das Gedicht hielt, bezeugen die Gespräche mit Eckermann an mehrern Stellen. Da er das Gedicht, dem ich in der ersten Auflage dieses Commentars den Titel „Amor als Gast“ gegeben, zu seinem nachherigen Bedauern aus der Gedichtsammlung ausgeschlossen hat, möge es hier folgen:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Wunderlich genug sucht der Dichter diesem Liedchen, dessen Beziehung aus dem Vorhergehenden so klar wird, sowohl in seinem Bericht über den Januar 1788, als in den Gesprächen mit Eckermann, eine ganz andere, allegorische Deutung zu geben. Er will es dort nicht im nächsten Sinne genommen, nicht jenen Dämon dabei gedacht haben, den wir gewöhnlich Amor nennen, sondern, wie er sich ausdrückt, „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen und durch getheiltes Interesse verwirren.“ Demgemäß wäre also Amor hier eine Verkörperung seiner Vielgeschäftigkeit in Italien, während in der That, wie das

Gedicht auch ausdrücklich sagt, Amor der Störer seines ernsten und vielseitigen Bildungsbestrebens, der Verzehrer des Vorraths von Bildungsstoffen war, den der Dichter in Italien für die nordische Winternacht sich bemühte zu sammeln.

---

89. Künstler's Abendlied.

1774.

Aus den Briefen an Merck, herausgegeben von Wagner, geht hervor, daß unser Gedicht vor dem 5. December 1774 entstanden ist. Unter diesem Datum sandte Goethe an Merck ein Gedicht, das aus den ersten zwölf Zeilen des unten (Nr. 94) folgenden Sendschreibens und aus Künstler's Abendlied bestand. Die Ueberschrift, die unser Gedicht in Goethe's Briefen an Lavater, so wie auch in des Letztern physiognomischen Fragmenten führt, gibt über seine ursprüngliche und nächste Beziehung Aufschluß; Goethe betrieb damals seine Uebungen im Zeichnen besonders aus physiognomischem Gesichtspunkte; daher die ältere Ueberschrift „Lied eines physiognomischen Zeichners". Warum der Dichter es später als Abendlied eines Künstlers aufgefaßt haben wollte, könnte zweifelhaft erscheinen, da sich in dem Stücke keine directe Beziehung auf den Abend findet. Indeß erscheint es dem Inhalt wie dem Tone nach wohl dazu geeignet. Der Künstler hat sich den Tag hindurch redlich bemüht, das, was ihm die Seele füllt, zur Erscheinung zu bringen. Jetzt, wo er, vom feurigen Schaffen ausruhend, mit freierm Gemüth das Werk des Tages betrachtet, muß er sich gestehen, daß er „nur stottert"; doch

wird er zugleich sich seines innern Wachsthums bewußt und erkennt mit dankbarer Rührung die Größe des Glücks an, das er der Kunst verdankt. So bildet das Gedicht in seiner halb sehnsüchtigen, halb zufrieden glücklichen Stimmung gewissermaßen einen Gegensatz zu dem feurigen, von übermüthigen Schaffensdrang glühenden Morgenliede des Künstlers (Nr. 87).

In der ältesten Gestalt bestand das Gedicht nicht aus fünf vierzeiligen Strophen, sondern aus zwei Abschnitten, wovon der erste achtzeilige folgende Abweichungen enthält:

V. 1. O daß die innre Schöpfungskraft
V. 5. Ich zittre nur und flottre nur;

Den zweiten setzen wir ganz hierher, da er mehrere Varianten zeigt:

Wenn ich bedenke, wie manches Jahr
V. 10. Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Jetzt Freudenquell genießet:
Da ahnd' ich ganz, Natur, nach Dir,
Dich frei und lieb zu fühlen;
V. 15. Ein luft'ger Springbrunn, wirst Du mir
Aus tausend Röhren spielen;
Wirst alle Deine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

In der Ueberarbeitung scheint mir der Dichter keine ganz glückliche Hand gehabt zu haben. „Dasein hier" im vorletzten Verse war offenbar besser, und in V. 13 scheint die neue Lesart dem Gedanken eine unrichtige Wendung zu geben. Die Gedankenfolge ist nämlich diese: O daß die

innere Schöpfungskraft in dem Werke meiner Hand rein und ganz hervorträte! Ich weiß, daß ich nur ſehr mangelhaft wiedergebe, was in meinem Innern lebt; aber da ich die Natur kenne, ſo hoffe ich ſie auch faſſen und feſthalten zu lernen. Blick' ich zurück, was ich früher geweſen, und vergleiche dann, was ich durch meine Kunſtbeſtrebungen geworden bin, dann ahne ich, daß es mir noch gelingen werde, die Natur mit freier Liebe zu erfaſſen u. ſ. w. Der Ausdruck „Da ahnd' ich ganz nach Dir" ſchien dem Dichter mit Recht anſtößig, aber der dafür ſubſtituirte Ausruf „Wie ſehn' ich mich nach Dir!" hat einen ungehörigen Gedanken an die Stelle gebracht.

---

90. Kenner und Künſtler.

Wahrſcheinlich 1774.

Eine ſcharfe Satire in Geſprächsform auf die Kunſtkenner, die wohl zu wiſſen glauben, was und wo es fehlt, aber ſogleich in ihrer Rathloſigkeit erſcheinen, wenn es die Mittel und Wege zu bezeichnen gilt, die zu vollendeter Kunſt führen. Das Gedicht wurde im Anhange zu der oben (bei Nr. 87) erwähnten Ueberſetzung von Mercier's Schrift, und außerdem in der „Poetiſchen Blumenleſe für das J. 1776", herausgegeben von J. H. Voß, veröffentlicht mit folgenden abweichenden Lesarten:

V. 1 f. Gut! Brav, mein Herr!
Allein — —
Die linke Seite
V. 4 und 5 fehlen; ſtatt ihrer bei Voß der Vers:
Der Mund noch aufgeſchwollen!

[illegible]
[illegible]
[illegible]

In der [illegible] [illegible] [illegible] sind die Worte des Kenners in folgende sechs Verse zusammengezogen:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

---

91. Kenner und Enthusiast.

[illegible]

Dieses Gedicht erschien 1776 in der zur vorhergehenden Nr. erwähnten poetischen Blumenlese von Voß mit der Ueberschrift „Kenner", ferner in der bei Nr. 87 angeführten Uebersetzung der Mercier'schen Schrift mit dem Titel „Wahrhaftes Märchen", auch in Wieland's Mercur, „Kenner und Liebhaber" überschrieben. Daß es aber schon vor dem 21. August 1774 entstanden war, deutet ein Brief Goethe's von diesem Tage an Jacobi an, worin eine Stelle lautet: „Es ist eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm Alles gab, was es hatt', und dem rüstigen Knaben Freud' genung, frisch junges warmes Leben."

Konnte sich Goethe auch nicht, wie er zu Zeiten wohl deutlich erkennen mochte, (vgl. Nr. 92) zu den Künstlern rechnen, die er im nächstvorigen Gedichte den kalten unproductiven

Kunſtkennern gegenüberſtellte: ſo fühlte er ſich doch von den letztern als Kunſt-Enthuſiaſt noch durch eine weite Kluft geſchieden. Er nahm damals die Schönheiten der Kunſt, wie die der Natur, ohne zergliederndes Urtheilen und Kritiſiren in liebevoll genießendem Anſchauen in ſich auf; und hierüber freute er ſich noch in ſpäten Jahren. „Die Jugend", ſchrieb er in Wahrheit und Dichtung, „iſt des höchſten Glückes fähig, wenn ſie nicht kritiſch ſein will, ſondern das Vortreffliche und Gute ohne Unterſuchung und Sonderung auf ſich wirken läßt." Im vorliegenden Gedichte nun paralleliſirt er ſich ſelbſt als Enthuſiaſten, welchem über der Fülle der Schönheit die kleinen Mängel, die einem Kunſt- oder Naturwerk anhaften mögen, gar nicht zum Bewußtſein kommen, mit einem jener kalt raiſonnirenden, durch nichts befriedigten Kenner, und zwar in doppelter Beziehung, zuerſt einem herrlichen Naturgebilde, einem reizenden Mädchen, und ſodann ausgezeichneten Kunſtwerken gegenüber. Die Gegenſätze ſind durch die anſchaulichſten Situationen verſinnlicht, und in der derben, kräftigen Sprache der Genie-Periode ausgeführt.

Die Varianten aus der poetiſchen Blumenleſe ſind:

V. 1 f. Ich führt' einen Freund zu e'm Maidel jung,
Wollt's ihm zu genießen geben.
V. 7. Der Herr macht ihr ein Compliment,
V. 10 f. Betracht't ſie herüber hinüber;
Und um mich war's ſchon lang gethan,
V. 14. Zieht mich d'rauf in ein Ecken,
V. 17. Da nahm ich von mei'm Kind Adieu,
V. 27 f. Hätt' ich nur jetzo meine Braut,
Wollt' ſie für Dich bezahlen.
V. 38. In ſüßen Liebesbanden.

V. 7. Und das Kinn
V. 9. Noch Alles zu todt!
V. 18. Vermög' zu bilden.

In der Carlsruher Ausgabe von 1780 ſind die Worte des Kenners in folgende ſechs Verſe zuſammengezogen:

Gut, brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten!
Hier zuckt's ein wenig!
Und die Lippe nicht ganz Natur,
Zu todt noch Alles!

---

91. Kenner und Enthuſiaſt.

Späteſtens 1774.

Dieſes Gedicht erſchien 1776 in der zur vorhergehenden Nr. erwähnten poetiſchen Blumenleſe von Voß mit der Ueberſchrift „Kenner", ferner in der bei Nr. 87 angeführten Ueberſetzung der Mercier'ſchen Schrift mit dem Titel „Wahrhaftes Märchen", auch in Wieland's Mercur, „Kenner und Liebhaber" überſchrieben. Daß es aber ſchon vor dem 21. Auguſt 1774 entſtanden war, deutet ein Brief Goethe's von dieſem Tage an Jacobi an, worin eine Stelle lautet: „Es iſt eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm Alles gab, was es hatt', und dem rüſtigen Knaben Freud' genung, friſch junges warmes Leben."

Konnte ſich Goethe auch nicht, wie er zu Zeiten wohl deutlich erkennen mochte, (vgl. Nr. 92) zu den Künſtlern rechnen, die er im nächſtvorigen Gedichte den kalten unproductiven

Kunſtkennern gegenüberſtellte: ſo fühlte er ſich doch von den letztern als Kunſt-Enthuſiaſt noch durch eine weite Kluft geſchieden. Er nahm damals die Schönheiten der Kunſt, wie die der Natur, ohne zergliederndes Urtheilen und Kritiſiren in liebevoll genießendem Anſchauen in ſich auf; und hierüber freute er ſich noch in ſpäten Jahren. „Die Jugend", ſchrieb er in Wahrheit und Dichtung, „iſt des höchſten Glückes fähig, wenn ſie nicht kritiſch ſein will, ſondern das Vortreffliche und Gute ohne Unterſuchung und Sonderung auf ſich wirken läßt." Im vorliegenden Gedichte nun paralleliſirt er ſich ſelbſt als Enthuſiaſten, welchem über der Fülle der Schönheit die kleinen Mängel, die einem Kunſt- oder Naturwerk anhaften mögen, gar nicht zum Bewußtſein kommen, mit einem jener kalt raiſonnirenden, durch nichts befriedigten Kenner, und zwar in doppelter Beziehung, zuerſt einem herrlichen Naturgebilde, einem reizenden Mädchen, und ſodann ausgezeichneten Kunſtwerken gegenüber. Die Gegenſätze ſind durch die anſchaulichſten Situationen verſinnlicht, und in der derben, kräftigen Sprache der Genie-Periode ausgeführt.

Die Varianten aus der poetiſchen Blumenleſe ſind:

V. 1 f. Ich führt' einen Freund zu e'm Maidel jung,
Wollt's ihm zu genießen geben.
V. 7. Der Herr macht ihr ein Compliment,
V. 10 f. Betracht't ſie herüber hinüber;
Und um mich war's ſchon lang gethan,
V. 14. Zieht mich d'rauf in ein Ecken,
V. 17. Da nahm ich von mei'm Kind Adieu,
V. 27 f. Hätt' ich nur jetzo meine Braut,
Wollt' ſie für Dich bezahlen.
V. 38. In ſüßen Liebesbanden.

92. Monolog des Liebhabers.

Wahrſcheinlich 1774.

Tröſtete ſich der Dichter in „Künſtlers Abendlied“ mit der Vergegenwärtigung deſſen, was er der Kunſt ſchon verdankte, und mit der Hoffnung auf fernere Bereicherung durch dieſelbe, und träumte er ſich in „Künſtlers Morgenlied“ ganz in die Seele eines productiven Malers hinein: ſo gab es dafür auch Augenblicke, wo er es ſchmerzlich empfand, daß er nur Dilettant in der bildenden Kunſt ſei. Einem ſolchen Augenblick gehört dies kurze Selbſtgeſpräch an, das im Februarheft 1776 von Wieland's Mercur unter der Ueberſchrift „An Kenner und Liebhaber“ zuerſt erſchien, aber wahrſcheinlich ſchon 1774 entſtand. In der älteſten Geſtalt beginnt das Gedicht:

Was frommt die glühende Natur
An Deinem Buſen Dir,
Was hilft Dir das Gebildete u. ſ. w.

---

93. Guter Rath.

Wahrſcheinlich 1774.

Wer Goethe's Leben bis in die ſpätern Jahre verfolgt, wird finden, daß er der hier ausgeſprochenen Maxime „Hetze dich nicht zur ſchlimmen Zeit“ ſtets treu geblieben iſt. Ohne Zweifel ſind darum ſeine Geiſtesfrüchte größtentheils ſo voll und reif und ſaftig, weil er ſie nie vorzeitig ertrotzte. Aber ob er nicht zuweilen mit ſeinem geduldigen, reſignirten Erwarten productiver Stunden zu weit gegangen? Man kann ſich bei der Betrachtung ſeines Treibens in manchen

Lebensjahren nicht des Gedankens erwehren, daß ein kräftiger Entschluß den Bann, der seine Productivität befangen hielt, gelöst haben würde.

Das Gedicht findet sich im Anhange der bei Nr. 87 erwähnten Uebersetzung von Mercier's Schrift mit dem Zusatz zur Ueberschrift: „Auf ein Reißbrett, auch wohl Schreibtisch ꝛc.“ und den Varianten:

V. 1 f. 's Geschieht wohl, daß man an einem Tag
Weder Gott noch Menschen leiden mag,
V. 5 f. Drum hetz' Dich nicht zur bösen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ist nimmer weit.

---

94. Sendschreiben.

1774.

Goethe sandte in einem Briefe vom 4. December 1774 an Merck unser Gedicht von Zeile 13 an mit der Aufschrift „Lieber Bruder“ und dem Anfange:

Wer nicht richtet, sondern fleißig ist ...

Die zwölf ersten Zeilen, mit den jetzt des „Künstlers Abendlied“ bildenden Strophen zusammengeschrieben, schickte er ihm den folgenden Tag zu. Beide Abschnitte zusammen, unter der Ueberschrift „Brief“ wie jetzt miteinander verbunden, finden sich auch im Anhange der bei Nr. 87 angeführten Uebersetzung von Mercier's Schrift. Auf das ursprüngliche Nichtzusammengehören beider Abschnitte deutet schon das verschiedene Versmaß hin: Jamben mit gekreuzten Reimen im ersten Theil, wie in „Künstler's Abendlied“; Trochäen, paarsweise gereimt im zweiten Abschnitte. Von dieser Incongruenz abgesehen, schließen sich die zwei Theile

ziemlich paſſend zu einem Ganzen zuſammen, worin Goethe ſein damaliges Glaubensbekenntniß als Künſtler im weiteſten Sinn, und ſomit auch als Dichter ausgeſprochen.

An die Spitze ſtellt er einen Punkt, auf den auch in „Hans Sachſens poetiſcher Sendung" ein Hauptgewicht gelegt iſt; damit das Leben des Künſtlers, heißt es dort, „immer bei holden Kräften bleibe, damit ſeine Seele immer wonnereich, gleich der Knoſpe im Thau" ſei, darf es ihm nicht an einer beglückenden Liebe fehlen. Die Fülle des Reichthums und des Wohllebens, ſagt unſer Gedicht (V. 5 bis 12), vermag weit weniger, als ein herzerquickendes Liebes- und Freundſchaftsverhältniß, die Begeiſterung und Wärme des Künſtlers zu ernähren, was hier in der derben Weiſe der Kraftgenies ſo ausgedrückt iſt:

Doch Menſchenfleiſch geht Allem vor,
Um ſich daran zu wärmen.

Der zweite Abſchnitt faßt dann in eben ſo derber Art den Inhalt der beiden Gedichte „Kenner und Künſtler" und „Kenner und Enthuſiaſt" zuſammen: Nicht Kritiſiren, ſondern fleißiges Schaffen und hingebungsvolles Genießen erhält den Künſtler bei friſchem Muthe. Anſtatt das Schöne der Natur mit ekler Vorſicht nach den Regeln eigenſinniger Theorien zu beurtheilen, ſollen wir uns mit voller Luſt der Anſchauung hingeben (V. 17—24). Mit einer ſolchen Empfänglichkeit trete der Künſtler der ganzen Breite und Fülle der Welt und des Lebens entgegen und nehme alles Schöne und Erhebende in ſein Gemüth auf, mit demſelben Eifer, womit die weltdurchwühlenden Naturforſcher Joſeph Banks und Daniel Solander, welche Cook auf ſeiner erſten Reiſe begleiteten, alles Anziehende und Wiſſenswürdige ihren Sammlungen einverleibten (V. 25

bis 32). Trägt er der umringenden Welt ein so empfängliches Herz, so offene Sinne entgegen, so braucht er nicht, um wahrer Künstler zu werden, aus einer abgeschiedenen Welt, aus Rom und Großgriechenland Stoff und Form zu entlehnen; er kann dann Alles „in sich selbst erzielen", kann in der nächsten Umgebung, an seiner „Frau und Hunden" größere Freude als an imaginirten Gottgestalten finden.

Nicht in Rom, in Magna Grăcia,
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Wir werden weiter unten sehen, daß sich dieses Kunst-Evangelium Goethe's später wesentlich geändert hat.

In der ursprünglichen Gestalt lautete:

V. 3. Doch mir ist's wohl um mich herum,
V. 9. Auch thät' ich bei den Schätzen hier
V. 11. Doch Menschenfleisch geht Allem für,
V. 17. Denn er blöcket nicht mit stumpfem Zahn
V. 19. Das er, wenn er wohl so sittlich kaut ...

---

95. Künstlers Fug und Recht.

1774.

Hier wird der bildende Künstler vorgeschoben, um den Dichter, um Goethe persönlich zu rechtfertigen. Nach zwei Productionen, wie Götz und Werther, erwarteten Goethe's Freunde von ihn nur Ausgezeichnetes und höchst Bedeutendes. Da sie ihn nun mit dem Jahrmarktsfest von Plundersweilern, Bahrdt, Pater Brey u. s. w. die Bahn

einer Hans Sachsischen formlosern, skizzenhaften, burlesken populären Poesie einschlagen sahen, waren sie nicht ganz zufrieden und meinten, er müsse ein höheres Ziel fest im Auge behalten und unsere Literatur mit großen und würdigen Meisterwerken zu bereichern streben. Nicht alle urtheilten noch so glimpflich, wie Hamann, der an Herder schrieb: „Goethe's Harlekins-Peitsche ist nicht ganz nach meinem Geschmack, wiewohl sie vielleicht das beste Mittel bei gegenwärtiger Barbarei zu sein scheint." Manche fanden in diesen Poesien geradezu einen Rückschritt. Ihnen gilt die vorliegende Rechtfertigung des Künstlers.

Früher hatte er Tafeln gemalt,

Wie man sie lobt, wie man sie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus,
Man baut' ihn'n sogar ein Heiligenhaus.

Nun fällt's ihm auf einmal ein, auf die Wand eines Saals Allerlei, „was öfters in der Welt passirt", zu malen, zwar nur skizzenhaft, aber doch mit so deutlichen Umrissen, daß man sehen konnte, was gemeint war; zwar nur mit wenigen Farben, aber solchen, „die das Aug' frappirten". (Die „Wand im Saal" deutet offenbar auf das große Feld der Volkspoesie, den gemeinsamen Tummelplatz für Alles, was sich im Volke an Geist, Laune, Witz und Muthwillen regt, während die „Tafeln" selbständige, abgeschlossene Werke bezeichnen). Da meinten nun seine Freunde, es sei doch zu bedauern, daß unter seinen Bildern „an der losen, leidigen Wand" sich keine edleren Gestalten fänden, daß dort:

Nicht auch ein Götterbildniß stand.
Die setzten ihn sogleich zur Red',
Warum er so was malen thät,

Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd'.

Der Künstler behauptet dagegen, es müsse ihm dergleichen zur Abwechselung und zur Erholung von größern und edlern Werken auch gestattet sein, da selbst der Ober- und Altmeister aller Künstler, Gott der Herr, allerlei Wesen geschaffen und manche auch nur so als Skizzen hingeworfen,

Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herrn sei'n,
Und er auch Manches nur ebauchirt
Und gerade nicht Alles ausgeführt,
(Wie man den Menschen denn selbst nicht scharf,
Und nur en gros betrachten darf).

Und so gibt er sein Ultimatum sehr entschieden dahin ab:

D'rum ist mein Wort zu dieser Frist,
Wie's allezeit gewesen ist:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

---

96. Groß ist die Diana der Epheser.

Apostelgeschichte 19, 39.

1812.

Ueber Entstehungszeit und Veranlassung dieses 1815 erschienenen Gedichtes gibt besonders der Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi nähere Auskunft. Letzterer hatte Goethe'n ein Exemplar seiner Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" zugeschickt. Goethe nahm, wie aus seinen Briefen an Knebel hervorgeht, großen Anstoß an dem Werkchen, das auch von Schelling scharf beleuchtet

und angegriffen wurde. Am 10. Mai 1812 dankte Goethe seinem Freunde für die Zusendung, fügte aber hinzu: „Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin*) und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herausgegeben (was jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblatts stehen müssen: Man lernt nichts kennen, als was man liebt; und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Gab nun auch Goethe keine „ähnliche Schrift" zum Preise der großen Artemis heraus, so konnte er es sich doch nicht versagen, dem Jacobi'schen Buche wenigstens durch ein Gedicht entgegenzutreten.**) Es muß schon zu Anfange des Jahres 1813 fertig gewesen sein und sich in Abschriften verbreitet haben; denn ein Brief Goethe's vom 6. Januar 1813 scheint, wie Jacobi später selbst annahm, in der Absicht geschrieben, den Eindruck des Gedichtes, wenn

*) Die Diana der Epheser stellte die Fruchtbarkeit der Natur dar.

**) Ausführlicheres hierüber in meinem „Goethe's Leben" III, S. 138 ff.

es seinem Freunde zu Gesicht käme, weniger verletzend zu machen. „Ich für mich", heißt es darin, „kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an Einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. — Siehst Du, so steht es in mir, und so wirke ich nach Innen und Außen im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur, wenn dasjenige, was mir zu meinem Dasein und Wirken unentbehrlich ist, von Andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu sein, und auch dies vor meinen Nächsten und Freunden nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber."

Trotz dieser vorbereitenden Andeutung, daß in dem Gedichte nur der Ausdruck einer kurzdauernden gereizten Stimmung zu suchen sei, fühlte sich Jacobi dadurch verletzt, wie aus einem Briefentwurf vom November 1815, der sich unter seinem schriftlichen Nachlaß gefunden, hervorgeht. „Um die alte Reinheit", schreibt Jacobi „und Aufrichtigkeit nicht zu verletzen, darf auch ich Dir nicht verschweigen, daß eine Mißstimmung gegen mich, die ich in Deinem Briefe vom 6. Januar 1813 von Anfang bis zu Ende fand und aus keinem neuern Vorgange mir zu erklären wußte, mich hinwieder gegen Dich verstimmte. Bald darauf kam mir Dein Spottlied Groß ist die Diana der Epheser zu Gesicht, und ich fand den Schmied, besonders wegen der

angehängten Drohung, zu der ja ſo ganz und gar keine Veranlaſſung gegeben war, ſehr unartig. Es verdroß mich an Dir, daß Du Dich hintennach in dem Maße hatteſt einärgern können; denn Anfangs hatteſt Du gar nicht ein ſolches Aergerniß an dem Apoſtel der Heiden genommen." Jacobi beweist dieſes durch Anführungen aus einem Briefe, den Goethe am 31. Januar 1812 über die Schrift an Schlichtegroll gerichtet, und fährt dann, zum Goethe'ſchen Briefe vom 10. Mai 1812 übergehend, fort: „Der Vorwurf des Aufdringens, und noch mehr, wie Du ferner zu verſtehen gibſt, des Aufregenwollens fuhr mir hart wider die Stirne, da ich mir wohl bewußt war, wie ſo gar nicht ich dergleichen Vorwurf verdient. Ich wollte Dir gleich antworten und den Apoſtel rechtfertigen gegen die Schmiede aus demſelben 19. Capitel der Apoſtelgeſchichte, vornehmlich die Rede des Kanzlers Dir zu Gemüthe führen. Es kam nicht dazu, weil ich gerade im Aufbrechen war zu einer ziemlich langen Reiſe."

Das Verhalten des Goldſchmieds Demetrius im 19. Capitel der Apoſtelgeſchichte ſtimmt nicht genau zu dem des Goldſchmieds im Gedichte. Demetrius hetzt ſeine Handwerksgenoſſen gegen den Apoſtel und ſeine Anhänger auf, ſo daß ein Volksauflauf entſteht und faſt zwei Stunden lang der Ruf Groß iſt die Diana der Epheſer ertönt. Das Citat bei der Ueberſchrift iſt durch einen Druckfehler entſtellt und muß heißen: Apoſtelgeſchichte 19, 34. Goethe bedient ſich jenes Rufes als Ueberſchrift, um die polytheiſtiſche Weltanſchauung, der er als Künſtler und Dichter zugethan war, anzudeuten. In den Schlußverſen ſpricht ſich dieſelbe gereizte Stimmung Goethe's, wie in ſeinem Briefe vom 8. April 1812 an Knebel aus, wo es über

Jacobi heißt: „Gott iſt gerecht! ſagte der perſiſche Geſandte, und ſo werde ich mich's freilich nicht anfechten laſſen, wenn ſein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt."

---

97. Antike.

Erſchienen 1821

Dieſe Strophen dürften ſchon 1817 oder 1818 entſtanden ſein. Im J. 1817 ward Goethe's Begeiſterung für antike Kunſt durch Mittheilungen über friſche Funde genährt und geſteigert; beſonders lebhaft beſchäftigten ihn die Abzeichnungen der Lord Elgin'ſchen Marmore, womit er ſchon im vorigen Jahre bekannt geworden war. Er erzählt in ſeinen Annalen, ſeine Begierde, etwas von Phidias zu ſehen, ſei damals plötzlich ſo heftig geworden, daß er an einem ſonnigen Morgen, ohne Abſicht ausfahrend, den Wagen auf einmal nach Rudolſtadt gelenkt und ſich dort „an den erſtaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für längere Zeit hergeſtellt" habe. Im J. 1821 ſetzte er die vorliegenden Verſe in Kunſt und Alterthum der Abtheilung Bildende Kunſt voran, die mit der Beſprechung der Meiſterwerke des Phidias und ſeiner Zeit ſich eröffnet. Phidias Werke werden hier, neben Homer, zum „Herrlichſten und Beſten" gerechnet, das allein dem Geiſte Gewinn bringe". Man ſieht hieraus ſchon, wie ſich jetzt ſein in den Liedern des Jahrs 1774 ausgeſprochenes Kunſt-Evangelium (vgl. oben Nr. 94) umgeſtaltet hatte.

---

98. Begeiſterung.

Erſchienen 1827.

Der Spruch erſchien zuerſt in dem angeführten Jahr mit den beiden nächſten in gleicher Folge, unter der Rubrik Kunſt. Auch hier iſt mit „Geiſt und Kunſt auf ihrem höchſten Gipfel" vorzugsweiſe Geiſt und Kunſt des claſſiſchen Alterthums gemeint.

99. Studien.

Erſchienen 1827.

Der Dichter geſteht, der Theorie, daß die Kunſt das Schöne der Natur nachahmen ſolle, in frühern Jahren angehangen, und auch auf dieſem Wege ſich nach und nach vergnügt zu haben; aber ſeit er mündig geworden, ſeien ihm die Griechen Vorbilder und Muſter (vgl. Nr. 98).

100. Typus.

Erſchienen 1827.

Die Ueberſchrift deutet auf den oſteologiſchen Typus hin, in welchem die äußere Geſtalt des Menſchen und des Thiers begründet iſt. Dieſen hat der Künſtler zu ſtudiren und ſich nicht auf das Studium der Oberfläche zu beſchränken. Durch die ſchöne äußerliche Blüthe des Körpers auch die innere gute Geſtaltung hervorblicken zu ſehen, gewährt dem Beſchauer die größte Freude. In Betreff der Veröffentlichung dieſer Verſe vgl. Nr. 98.

101. Unerläßlich.

Erschienen 1827.

Ueber diese hier ungehörigen Orts eingereihten Verse wolle man die Bemerkungen zu Nr. 106 nachsehen.

---

102. Ideale.

Erschienen 1827.

Wenn der Maler kühn genug ist, die Darstellung idealer Göttergestalten zu unternehmen, so darf er es auch wagen, „dem Liebenden die Liebste zu schildern". Er pflegt diese Aufgabe für unlösbar zu halten, weil man dem Liebenden, der in seiner Geliebten ein Ideal sieht, unmöglich genugthun könne. Aber der Dichter räth es dennoch zu wagen, da dem Liebenden auch schon ein „Schattenbild" der Liebsten hoch willkommen sein werde.

---

103. Abwege.

Erschienen 1827.

Als zwei „Abwege", worauf der Künstler gerathen könne, werden in den vier ersten Versen bezeichnet: Verfall in Eintönigkeit und Steifheit und anderseits in eine vage Unbestimmtheit. Die vier letzten Verse fügen aber den Trost hinzu, daß einem Künstler, der seine Mängel zu erkennen begonnen, der Weg zur ächten Kunst noch immer offen stehe.

---

104. Modernes.

Erſchienen 1827.

Als Goethe's Freunde ihn für Phidias und die antike Kunſt ſich ſo lebhaft begeiſtern ſahen (vgl. Nr. 97), mochte es ihnen ſchwer begreiflich dünken, wie er damit die hohe Verehrung für Hans van Eyck verbinden könne, die er in der Beſchreibung ſeiner „Reiſe am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815“ ausgeſprochen. Der Dichter antwortet darauf, man müſſe es in der Kunſt halten wie im Leben, worin man an einer Geliebten nach der andern Gefallen finde; man habe auch in der Kunſtwelt über einem Meiſter den andern zu vergeſſen.

---

105. Dilettant und Künſtler.

Vermuthlich 1821.

Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1821, wo er von ſeinem Intereſſe an bildender Kunſt ſpricht: „Endlich kam auch mein eigenes ſtockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewohnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letzten male der Trieb, die Natur nach meiner Art auszuſprechen, Monate lang belebte; ſie durften für mich des ſonderbaren Umſtands halber einigen Werth haben.“ Wahrſcheinlich entſtanden beim Anblick dieſer Sammlung die vorliegenden Verſe, die erſt nach dem Tode des Dichters gedruckt wurden. Er ſetzt ſich hier als Dilettant dem ächten, genialen

Künſtler gegenüber. Die nach der Natur „geſtammelten“ Blätter des Dilettanten (vgl. Künſtler's Abendlied, Str. 2, V. 1) deuten, wenn man ſie geſammelt vor ſich ſieht, allerdings auf Kunſtbeſtrebungen und das, was ihn im Leben angeſprochen hat, hin und haben ſo in ihrer Verbindung Werth und Intereſſe für ihn; aber wer zum Kranz der wahren Künſtler gehört, ſpricht ſein Weſen in jedem einzelnen Blatte voll aus und findet ſich durch jedes einzelne in ſeinem Streben belohnt.

106. Landſchaft.

Erſchienen 1827.

Der Lehrer an der Weimar'ſchen Zeichen-Akademie K. W. Lieber hatte auf der Dresdener Galerie die Landſchaft eines Niederländers in Aquarell copirt, worauf ſich ein Mädchen mit „lieblichſtem Geſichte“ befand. Goethe dichtete dazu dieſe Verſe, worin er ſich den wunderbaren Reiz des Landſchaftsbildes eben aus der Gegenwart des ſchönen Mädchens erklärt, das aus ſeinen Blicken einen verklärenden Reiz über das Alltägliche ausgieße. — Vor dieſen Verſen erſchienen in der Ausgabe letzter Hand (1827) unter der Ueberſchrift „Ländlich“ vier nicht zuſammengehörige Strophen, und darunter als dritte die oben unter Nr. 101 bezeichneten Verſe, auf eine Zeichnung bezüglich.

107. Künſtlerlied.

1816.

Goethe gedenkt dieſes Liedes in den Annalen unter dem J. 1816 mit den Worten: „Ein Lied für das Berliner

Künſtlerfeſt wurde geſchrieben". In der Correſpondenz mit Zelter wird es in einem Briefe vom 1. Januar 1817 erwähnt. „Herrn Director Schadow", ſchreibt Goethe, „habe ich ein Lied zum Künſtlerfeſte geſchickt. Möge es dazu beitragen, den düſtern Geiſt, der durch unſere Kunſthallen ſchleicht, endlich verbannen zu helfen. Er überbietet freilich ſchon ſich ſelbſt, und allernächſt werden die Bekenner und Beförderer mit Schrecken wahrnehmen, daß ſie ſich auch mercantiliſch verrechnet haben."

Die erſte Strophe ſagt uns, in welchem Sinne Künſtlervereine zu loben ſind. Wenn es gilt, einen würdigen Gegenſtand zu erfinden, und über Behandlung und Ausführung deſſelben mit ſich einig zu werden, ſo muß der Künſtler ſich ganz auf ſich ſelber zurückziehen. So verfuhr auch Goethe als Dichter, im Gegenſatze zu Schiller, der ſich gerne über ſeine poetiſchen Plane mit Freunden unterhielt. Alſo um den Künſtler unmittelbar in der Löſung einer Aufgabe zu fördern, hielt Goethe die Künſtlervereine für unwirkſam, aber wohl für geeignet, dem einzelnen Künſtler eine freudige Stimmung zu bewahren. Aeltere und jüngere Künſtler finden ſich dort in frohem geſelligen Kreiſe zuſammen; dieſe werden durch den Anblick jener zu kräftigem Streben angeſpornt und ſehen gleichſam ihren künftigen Lebenslauf ſich vor Augen geſtellt; die ältern genießen im Anblick der jüngern noch einmal ihre Jugendzeit:

Dort im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eig'nen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Geh'n Dir in dem Nachbar auf.

Die zweite Strophe ſchildert ſodann das Verfahren des einzelnen Künſtlers, wie es ſein ſoll, um ein tüchtiges

Kunstwerk zu Stande zu bringen. Gedanke, Entwurf und Ausführung wirken auf einander aufhellend, bestimmend, vervollkommnend ein. Aber endlich muß der Künstler auch im rechten Momente abzuschließen wissen; wartet er damit, bis die rechte Liebe zum Werke verglüht ist, so verdirbt er leicht etwas an seiner Arbeit.

Die dritte Strophe deutet auf das Gemeinsame hin, das sich auf allen Gebieten der Kunst als das belebende Prinzip geltend machen soll. Wie sich in der vielgestaltigen Natur nur Ein Gott offenbart, so soll im Ganzen „weiten Kunstgefilde" der Sinn der Wahrheit in der Hülle der Schönheit herrschen, — dieselbe Lehre, die uns in der Zueignung (Bd. I, Nr. 1) in Beziehung auf die Dichtkunst entgegentrat.

Die vierte Strophe legt einen besondern Nachdruck auf ein heiteres, freudiges Wirken:

Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Malertafeln stehn,

und deutet auf die Absicht hin, den düstern Geist, der damals durch die Kunsthallen schlich, zu verbannen. In den letzten Versen dieser Strophe klingt der bei Goethe oft wiederkehrende Gedanke an, daß „die Kunst die Vermittlerin des Unaussprechlichen" sei.

In der Schlußstrophe deutet die erste Hälfte den Gedanken an, daß, in wie vielfachen Formen der Künstler sich auch versuche, seine höchste und genußreichste Aufgabe doch das Bild des Menschen bleibe, worin sich das Göttliche versinnlicht. Die vier letzten Verse endlich wenden sich an die Künstler verschiedener Art mit der Mahnung zu einträchtigem Zusammenwirken.

Goethe legte ſpäter das Gedicht in die Wanderjahre ein. In ſeiner urſprünglichen Geſtalt (bei Schadow „Kunſtwerke und Kunſtanſichten“) lautete:

Str. 1, V. 5. Hier im Ganzen ſchau u. ſ. w.
Str. 2, V. 3. Eines wird das andere ſchärfen,
Str. 3, V. 4. Webt ein Sinn der ewigen Art;
Str. 4, V. 2. Redner und Dichter ſich ergehn;

Die Ueberſchrift hieß: Dem edlen Künſtlerverein zu Berlin.

Paraboliſch.

Die der Rubrik als Motto vorgeſetzten Verſe:

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt ...

die urſprünglich ſich ausſchließlich auf die Nr. 108 bis 119 bezogen, kündigen an, daß in der Mehrzahl der hier folgenden Gedichte unerfreuliche Erfahrungen und Wahrnehmungen in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt durch bildliche oder parabelartige Darſtellung, meiſt in humoriſtiſchem Tone gehalten, dem Leſer erquicklicher gemacht werden ſollen. Manche dieſer Gedichte ſind nicht ſowohl Parabeln, als vielmehr Gleichniſſe oder Bilder zu nennen.

---

108. Erklärung einer antiken Gemme.

Erſchienen 1815.

Unſer Dichter hatte ſich ſchon in Italien eine Sammlung von zweihundert Abdrücken der beſten antiken Gemmen

angeschafft. „Es ist das Schönste", meldete er in einem Briefe vom 22. September 1787, „was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind." Im J. 1792 hatte ihm bei seinem Besuch in Münster die Fürstin Galitzin eine Sammlung vortrefflicher, größtentheils antiker Gemmen mitgegeben, die er mehrere Jahre in Händen behielt, und von denen er sich Schwefel- und Gypsabgüsse anfertigen ließ. Irgend ein Stück aus diesen Sammlungen gab wohl die Anregung zum vorliegenden Gedichte, das schwerlich der Zeit seines Aufenthaltes in Rom (wie man vermuthet hat) angehört. Die Schlußstrophe spricht den durch das Bild veranschaulichten Gedanken klar genug aus.

109. Katzenpastete.

1810.

Goethe ließ am 20. April 1810 das zwei Tage vorher entstandene Gedicht dem Hofrath und Professor G. Sartorius in Göttingen zukommen. Die Wahrnehmung, die er hier in der Parabel vom Koch', der den Jäger spielend eine Katze für einen Hasen nimmt, zu versinnlichen sucht, gehört zu denen, die ihm Jahre lang großen Verdruß gemacht. Er wollte es durchaus nicht gelten lassen, daß man die Mathematik, die sonst in der Optik wohl an ihrer Stelle sei, auch auf die Chromatik oder Farbenlehre anwende, bei welcher es auf ein „freies, ruhiges Schauen" ankomme. „Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen", sagt er in der Einleitung zu seiner Chromatik, „ist die Farben-

lehre vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen, wohin sie nicht gehört. Dies geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker (Newton) die Farbenlehre bearbeitete; und da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen." Newton ist hier der „brave Koch", der eine große Geschicklichkeit im mathematischen „Appretiren" einer aufgestellten Theorie besitzt. Es fiel ihm ein, sich auf dem Jagdgebiete der Chromatik, wo nur ein offenes, empfängliches Auge, nicht der Calcul am Platz ist, nach Wildpret umzusehen. Er brachte eine falsche Jagdbeute, eine Wildkatze statt eines Hasen, heim, wollte sich aber nicht bedeuten lassen, daß es kein Hase sei, und suchte nun durch die Kochkünste der Mathematik seinen Fang den Leuten mundgerecht zu machen. Wenn es dann in der Schlußstrophe heißt, daß „manche Gäste das verdroß", so sagt uns die Einleitung zur Farbenlehre, wer damit speciell gemeint sein kann: „Der ächte Praktiker, der Techniker, der Fabrikant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, der Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, fühlt weit geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden."

110. Séance.

Erſchienen 1815.

Klopſtock hatte ſchon in ſeinen grammatiſchen Geſprächen, und lange vor ihm Lucian die Buchſtaben in einer Unterredung eingeführt. Goethe läßt ſie als Mitglieder einer in gelehrter Verhandlung begriffenen Akademie figuriren. Die Selbſtlauter, in Fibeln bisweilen durch rothen Druck ausgezeichnet, erſcheinen hier als Vorſitzende in Scharlachkleidern, die ſich ganz beſonders vernehmlich machen; A iſt erſter Präſident. Die Mitlauter, die erſt durch Unterſtützung der Selbſtlauter Stimme gewinnen, ſind untergeordnete Mitglieder der Geſellſchaft, und die untergeordnetſten ſind die zuſammengeſetzten, wie „Pe-Ha, Te-Ha und ſolches Getön", die einer mehrfachen Mithülfe der Selbſtlauter bedürfen. Die beiden Hauptähnlichkeitspunkte des Bildes ſind, daß die hervorragenden Mitglieder der Verſammlung die eigentlichen Tonangeber und die andern nur Mitſtimmer und Nachbeter ſind, und zweitens bei ihrem ganzen Gerede nichts Erkleckliches herauskommt:

Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht wie.

---

111. Legende.

Erſchienen 1815.

„Legende" iſt unſer Gedicht nur ſcherzweiſe betitelt, da der „heilige Mann" nicht etwa ein frommer Büßer, ſondern ein Gelehrter aus der Naturforſcherzunft iſt, der auf dem noch ziemlich wüſt liegenden Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft „zu ſeinem Erſtaunen" einem petulanten Poeten begegnet. Dieſer leichtfertige Geſell wünſcht den Eintritt in die Genoſſen-

ſchaft der Auserwählten; aber der Heilige meint, die Gelehrtengilde werde ihn als Poeten ſchwerlich aufnehmen, worauf denn der Dichter mit der Frage erwiedert, warum ſie an ſeinen Poeſien Anſtoß nehmen, während ſie ſo manchen Flach- und Schwachkopf in ihrer Mitte dulden. Es iſt bekannt, wie Goethe im Stillen fortwährend einen tiefen Verdruß darüber empfand, daß gerade die Koryphäen der Naturwiſſenſchaft ſeine Leiſtungen in der Chromatik ſo wenig gelten ließen, und ſie entweder ignorirten, oder als geiſtreich dilettantiſche Spielereien belächelten. — Der Ausdruck: „Du kommſt nicht zum engliſchen Gruß“ (in dem Sinne: Du wirſt nicht von den Auserwählten als einer der ihrigen begrüßt werden) iſt nicht glücklich gewählt, da der „engliſche Gruß“ in der lithurgiſchen Sprache ja eine andere beſtimmte Bedeutung hat.

---

112. Autoren.

Späteſtens Anfangs 1774.

Unter der Ueberſchrift „Ein Gleichniß“ erſchien unſer Gedicht 1774 im Göttinger Muſenalmanach auf das folgende Jahr, und ſchon am 5. März 1774 anonym im Wandsbecker Boten. Es wurde vermuthlich durch Goethe's Bekanntſchaft mit Baſedow hervorgerufen, der für ſein berühmtes Elementarwerk das Publikum nicht weniger als 1500 Thlr. beiſteuern ließ. Unſer Dichter dagegen ſtreute ſeine poetiſchen Arbeiten ohne pecuniären Lohn unter den Freunden und in der Leſewelt umher. „Sehr angenehm war mir zu denken“, ſagt er in Wahrheit und Dichtung, „daß ich für wirkliche Dienſte vor den Menſchen auch

reellen Lohn fordern, jene heilige Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuſpenden fortfahren dürfte."

Urſprünglich lauteten V. 4 und f.:

Ihm ſchlägt das Herz für Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Geheimniß! o Glück!

113. Recenſent.

Späteſtens Anfangs 1774.

Wie das vorhergehende Gedicht erſchien das vorliegende 1774 im Göttinger Muſenalmanach auf's J. 1775. Es hat hier die Ueberſchrift „Der unverſchämte Gaſt" und iſt mit H. D. unterzeichnet. Im Wandsbecker Boten wurde es ſchon am 9. März 1774 anonym und ohne Ueberſchrift veröffentlicht. Goethe war, wie ſehr er es betonte, daß der Dichter nur nach dem Beifall eines auserleſenen Kreiſes zu ſtreben habe, doch für Kritiken ſehr empfindlich. So ſchrieb er am 6. März 1776 an Auguſte Stolberg: „Ich habe das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's ſo ſatt; wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug (Nicolai's Freuden Werther's); der Eine ſchilt d'rauf, der Andere lobt's, der Dritte ſagt: Es geht doch an! und ſo hetzt mich Einer wie der Andere."

Im Muſenalmanach, wie im Wandsbecker Boten lautete:

V. 3. Ich hatt' ſo mein gewöhnlich Eſſen,

und im letztern

V. 4. Hat ſich der Menſch pumpſatt gefreſſen.

114. Dilettant und Kritiker.

Spätestens 1773.

Unter der Ueberschrift „Ein Gleichniß" erschien das Gedicht zuerst anonym im Wandsbecker Boten vom 29. October 1773. Eine Lebenserfahrung von der Art solcher, die das vorliegende Gedicht hervorriefen, hatte Goethe schon früh gemacht. In Wahrheit und Dichtung erzählt er, wie er als Knabe in Frankfurt mit einem zum Theater gehörigen muntern und geschwätzigen jungen Franzosen Namens Derones bekannt geworden und dadurch unglaublich rasche Fortschritte im Gebrauch der französischen Sprache, so wie in der Kenntniß der dramatischen Literatur der Franzosen gemacht. Eine Frucht dieses praktischen Lehrcursus war ein kleines Drama, das Goethe französisch verfaßte und seinem Freunde vorlegte. „So leichtsinnig der Freund war", erzählte er, „so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Lauf der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug er verfuhr mit der tollsten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen . . . Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hause, und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens."

Die ursprüngliche Form des Gedichts zeigt folgende Abweichungen:

V. 5. Und hatte so Freud' am Täubelein,

V. 11. „Muß meinem Fuchs mein Täubelein zeigen!"

V. 15 ff. Zeig her! — Der Knabe reicht's — 's geht an;
Aber sieh, es fehlt noch Manches dran.
Die Federn sind viel zu kurz gerathen.
V. 20. Sonst ziert's nicht, schwingt's nicht.

Auch fehlen die Spatia nach V. 14 und V. 18.

---

115. Neologen.

Erschienen 1815.

Goethe's Gegner auf naturwissenschaftlichem Gebiete könnten füglich dieses Bild auf ihn selbst anwenden, da er, statt sich in ein ernstes und gründliches Studium der Newton'schen Optik zu vertiefen und sich an den ererbten Schätzen zu erfreuen, von der hohen mathematischen Ausbildung dieses Zweiges der Physik, wie er selbst gesteht, abstrahirte und „gleichsam supponirte, als wenn in demselben noch Vieles zu erfinden", mit andern Worten, als wenn die Optik noch in ihrer Kindheit wäre („Beiträge zur Optik", Stück I, § 14). Ich habe mich meiner Biographie Goethe's (I, 139 ff, 217) zu zeigen versucht, worin es begründet war, daß Goethe auf autodidaktischen Wegen in eine Wissenschaft einzudringen pflegte, die künstlichen Hebel, welche ausgebildete Disciplinen anwenden, verschmähte und daher die höchsten und reifsten Resultate derselben sich nicht leicht rein aneignete. Er selbst dachte bei dem Gedicht wohl an die Stümper in der Poesie, die, anstatt das überkommene Vortreffliche zu genießen, auf eigne Hand etwas produciren wollen. Die Ueberschrift hieße besser „Die Originalen" (vgl. unten Nr. 140).

---

116. Kritiker.

Erschienen 1815.

Das Gedicht bezieht sich wohl auf einen besondern Fall, wo ein täppischer, naseweiser Kritiker bei der Beurtheilung einer Production, die er ganz falsch auffaßte, die Finger verbrannte und sich lächerlich machte.

---

117. Kläffer.

Erschienen 1815.

Wenn Neider und Gegner wider uns bellen, so lasse man sich das nicht anfechten; es beweist nur, daß wir in frischer Thätigkeit und Bewegung sind. „Gegen die Kritik", sagt Goethe anderswo, „kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln."

---

118. Celebrität.

Erschienen 1815.

Große Celebrität beim Philistervolk gewinnt ein Mensch vor Allem durch ein tragisches Ende, mag er, wie der heilige Nepomuk, als Märtyrer sterben, oder als armer Sünder durch Henkershand; und jedes Bild von ihm, groß und klein, von Erz und Stein und Holz oder in Kupferstich und Holzschnitt, erregt lebhafte Theilnahme. So gelangte auch des Dichters Werther als „halb Heiliger, halb armer Sünder" zu der Ehre, in Holzschnittsgloria auf Jahrmärkten und in Wirthsstuben zu prangen. — In den beiden Schlußversen spricht sich ein ähnlicher Sinn

aus, wie bei den Bürgern im Fauſt, die behaglich von Krieg und Kriegsgeſchrei ſich unterhalten,

Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinander ſchlagen.

119. Pfaffenſpiel.

1813.

Den Stoff zu dieſer Parabel überkam der Dichter von Riemer. „Gelegentlich überbrachte Mittheilungen", ſo berichtet dieſer in ſeinem Werk über Goethe (I, 397) „beachtete er ſehr und wußte ſie augenblicklich oder ſpäter zu ſeinem Nutzen zu verwenden; wie er mich denn einmal höchlich überraſchte durch den zu einer Parabel Pfaffenſpiel verarbeiteten Stoff, den ich aus meinen Kinderjahren ihm mitgetheilt hatte, ohne die Accommodation, die er davon machen würde, im Geringſten zu ahnen. Mehrere dergleichen Fälle könnte ich anführen, laſſe es aber bei dieſem als einem der prägnanteſten bewenden."

Die Nutzanwendung der Kindergeſchichte auf gewiſſe Dichter der neuromantiſchen Schule iſt recht glücklich, die Behandlung des Gegenſtandes ſehr ſorgfältig. Vergleicht man das Stück in Beziehung auf den Ton mit jenen ältern Poeſien in Hans Sachſiſcher Manier, ſo findet man denſelben Humor bei einer feinern und gewähltern Behandlungsart wieder.

120. Die Freude.

Späteſtens 1768.

Das Gedicht erſchien zuerſt 1769 unter der Ueberſchrift „Die Freuden" im Leipziger Liederbüchlein (ſ. die

Bemerk. zu Nr. 25 in Bd. I, S. 58), war aber auch schon in der handschriftlichen Liedersammlung von Friederike Oeser enthalten und muß also vor Goethe's Abschied von Leipzig (Herbst 1768) entstanden sein. Im Liederbüchlein hat es folgende, von der jetzigen mehrfach abweichende Gestalt:

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Chamäleon;
Bald roth und blau, bald blau und grün;
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und setzt sich auf die stillen Weiden.
Da hab' ich ihn!*)
Und nun betracht' ich ihn genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau.
So geht es Dir, Zergliedrer Deiner Freuden!

---

121. Gedichte.

Erschienen 1827.

Wer ein dichterisches Erzeugniß mit nüchternem Philisterſinn lediglich von außen her, aus dem Gesichtspunkt eines den Alltags-Interessen hingegebenen Menschen „vom

*) In der Sammlung von Fr. Oeser, worin das Lied sonst mit Obigem übereinstimmt:

Da hab' ich ihn! Da hab' ich ihn!

Markt" her betrachtet, wird es weder verstehen noch Freude daran haben. Wer aber in sein Inneres eindringt und Geist und Empfindung des Dichters, der es schuf, in sich aufweckt, wird die Bedeutung und die Schönheit seines Werks erkennen und sich daran erbauen und ergötzen.

122. Die Poesie.

1816.

Das Gedicht erschien erst 1821 in Kunst und Alterthum vor der Abtheilung: Poesie, Ethik, Literatur, war aber schon 1816 am 30. Juni gedichtet worden. — Bekanntlich wurden im frühen Alterthum Gesetze, Lebensvorschriften, wissenschaftliche Lehren und Kunstregeln in Verse gekleidet, und dadurch eindringlicher und gefälliger gemacht und dem Gemüth und Gedächtniß bleibender eingeprägt. Das poetische Gewand gab ihnen Anmuth und Würde.

123. Amor und Psyche.

Erschienen 1827.

Ein Cursus der Poetik und Aesthetik macht Keinen zu einem wahren Dichter; feurige Liebe, Gluth der Empfindung bringt erst die Quelle der Poesie in Fluß.

124. Ein Gleichniß.

1828.

Goethe legte das Gedicht einem Briefe an Zelter vom 21. Mai 1828 bei mit der Vorbemerkung: „Anmuthige

Ueberſetzung meiner kleinen Gedichte gab zu nachſtehendem Gleichniß Anlaß, welches als Vorläufer des nächſten Heftes (von Kunſt und Alterthum) hiermit abgehen laſſe."

125. Fliegentod.

1810.

Eine rein und zart ausgeführte Darſtellung eines im ſinnlichen Genuſſe ſich verzehrenden Menſchen, gedichtet zu Töplitz am 4. September 1910. — Urſprünglich lauteten:

V. 1 f. Sie ſaugt mit Gier verrätheriſch Getränke
Unabgeſetzt, vom erſten Schluck verführt;
V. 7. So im Genuß das Leben ſich verliert.

126. Am Fluſſe.

Erſchienen 1821.

Der Menſch wohnt am Strome der Zeit, die bisweilen, einem ſeichten, ſtockenden Fluſſe ähnlich, anregungslos für ihn verfließt, ein ander Mal, wie ein angeſchwollener, Wieſen wäſſernder Strom, ſeinen Zwecken förderlich wird (Str. 1). Er ſieht, wie die Mitmenſchen, wenn die Zeit ihnen günſtig iſt, ſie zu ihren Geſchäften verwenden, und die hiezu ungeeigneten Stunden froher Unterhaltung und Erholung widmen (Str. 2). Indem er dies beobachtet, ſoll er ohne Haſt, aber ohne Raſt ſeinen eigenen Geſchäften und Pflichten obliegen, und wie der gemeſſen dahinziehende Zeitſtrom unausgeſetzt weiter ſtreben.

127. Fuchs und Kranich.

1819.

Folgende Stelle eines Briefes von Goethe an Knebel vom 9. November 1814 läßt vermuthen, daß dieſe Parabel ſchon damals in Gedanken concipirt war, wenn ſie gleich erſt am 16. October 1819 zum Abſchluß kam: „Jeder ſucht und wünſcht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachſen iſt. Der will's aus der enghalſigen Flaſche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speiſe."

Leſſing hat ſelbſt eine Reihe von Fabeln bezeichnet, die er aus Aeſopiſchen dadurch gewonnen, daß er entweder einzelne Umſtände in der Geſchichte änderte, oder dieſe einen Schritt weiter führte, oder eine andere Moral hineinlegte. Auf ähnliche Art gelangte Goethe zu der vorliegenden Parabel, ſo wie auch Schiller zu ſeiner auf Nicolai zielenden ſatyriſch-epigrammatiſchen Fabel „Der Fuchs und der Kranich"*), die er ſpäter unterdrückt hat. Den unſerm Gedicht zu Grunde liegenden Gedanken hat Goethe auch anderswo ausgeſprochen: Wer Jedem etwas (d. h. etwas ihm Angemeſſenes und Zuſagendes) bringt, iſt Allen willkommen. Indeß hielt er es ſelbſt, wie bekannt, in der Regel nicht mit dieſer Maxime. Er war gewöhnlich weit entfernt, ſich nach „Schnauz und Schnabel" zu richten, und glaubte zufrieden ſein zu können, wenn er den Beſten ſeiner Zeit genug gethan. — Das Gedicht iſt mit großer Sorgfalt im Einzelnen behandelt und mit gutem Humor durchgeführt. Der Stoff iſt ſehr ſchön ſymmetriſch in die einzelne Strophen vertheilt, auch der Reim wohlgelungen

*) In meinem Commentar zu Schiller's Gedichten 3 Aufl. II, S. 285.

bis auf zwei Stellen, wo Aſſonanzen die Stelle deſſelben vertreten (Str. 1, V. 2 und 4, und Str. 3, V. 1 und 3).

128. Fuchs und Jäger.

Erſchienen 1821.

Es iſt die Aufgabe des Fuchsjägers, das Wild im dichtverwachſenen Walde aufzuſpüren, und die der Fachgelehrten, einen klug verſteckten wiſſenſchaftlichen Irrthum aufzudecken. Wenn aber der Jäger es mit dem Fuchſe, die Gelehrtenzunft es mit dem Irrthum hält, wie die Phyſiker mit Newton's Theorie, wie ſoll da der Irrthum erkannt und beſeitigt werden? Man begreift dann manche räthſelhafte Erſcheinung, worüber man ſich jetzt den Kopf zerbricht; ſpeciell, wie das verwitterte Ratten- und Eulenneſt der Newton'ſchen Farbenlehre noch immer für eine feſte Burg angeſehen wird.

129. Beruf des Storchs.

Erſchienen 1833.

Der Storch iſt von der Natur angewieſen, ſich an Sümpfen von Würmern und Fröſchen zu nähren; was gibt ihm ein Recht, ſich auf dem Kirchthurm anzuſiedeln? So manche unſerer Kritiker haben nur Sinn für Niedres und Gemeines; was befugt ſie, auf hohem Recenſentenſtuhl über Edles zu Gericht zu ſitzen? Sie machen dort, wie der Storch, verdrießliches Geklapper genug, und doch wagt Keiner, ſie auf ihrem Sitz zu ſtören, obwohl ſie in

ihren Anſpruch darauf nur durch Beſudelung des Edlen zu beweiſen wiſſen.

130. Die Fröſche.

Erſchienen 1821.

Die „Fröſche“ ſcheinen die neuromantiſchen Sänger zu ſein, deren Teich in der claſſiſchen Periode unſrer Poeſie zugefroren war. Sie hielten ſich damals ſtill in der Tiefe, verſprachen ſich aber, wenn ihr Frühling komme, wie Nachtigallen zu ſingen. Ihr Frühling kam, und weit und breit begann ihr Lied, aber es war, wie vor alter Zeit, ein Froſch-Concert.

131. Die Hochzeit.

Erſchienen 1821.

Die Menſchen haben einen ſo großen Hang, ſich in Feſtſtimmungen zu verſetzen und ſich einen guten Tag zu machen, daß ihnen gar nicht viel darauf ankommt, was eigentlich den Anlaß dazu gegeben.

132. Begräbniß.

Erſchienen 1827.

Wie es ſcheint, ſoll das Gedicht nur die Erfahrung veranſchaulichen, daß die Welt ein memento mori ſich zu einem memento vivere zu wenden pflegt; doch dürfte die Ausführung nicht ganz glücklich, und vielleicht das Eine

sich durchhinziehende Reimpaar hinderlich gewesen sein. V. 7 würde ich lieber lesen:

Uns trägt man nächstens auch hinaus.

133. Drohende Zeichen.

Erschienen 1821.

In schlimmen Zeiten denkt ein abergläubisch beschränkter Mensch, der Himmel habe es bei der allgemeinen Landes-Calamität speciell auf ihn und die Seinigen abgesehen, und deutet daher auffallende Himmelserscheinungen als seinem Hause ausschließlich geltend. Der einsichtigere Nachbar, dem er seine Besorgniß mittheilt, belehrt ihn, daß die drohenden Sterne auch über Anderer Häusern stehen, und leitet daraus den Rath ab, an seiner Stelle der Noth nach Kräften entgegenzuwirken und das Unabwendbare wie Andere zu tragen. — Auffallend und unklar ausgedrückt ist V. 15.

134. Die Käufer.

1820.

Der zu Karlsbad am 1. Mai 1820 abgehaltene Jahrmarkt rief diese Parabel hervor, die Goethe am nächsten Tage seinem Freunde Zelter in folgender Form zusandte:

Profit vom gestrigen Jahrmarkte.

Parabel.

Zu der Aepfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen.

Alle wollten kaufen!
Mit munterm Sinn
Griffen sie in die Haufen; —
Sie hörten den Preis,
Und warfen sie wieder hin,
Als wären sie glühend heiß.

Was der für Käufer haben sollte,
Der Alles gratis geben sollte!

Durch die Einschiebung der jetzigen Verse 6 und 7 sind die Reimwörter „Sinn" und „hin" (V. 4 und 9) etwas zu weit von einander gerückt worden. — Wer in Leben, Kunst und Wissenschaft etwas Tüchtiges erwerben will, muß sich entschließen können, dafür einen angemessenen Preis an Zeit, Anstrengung und mannigfachen Opfern zu entrichten.

135. Das Bergdorf.

Erschienen 1821.

Wenn die Menschen ein Mißgeschick erfahren, pflegen sie den Schaden nothdürftig zu ersetzen und dann leichtsinnig weiter zu leben, ohne an Sicherung für die Zukunft zu denken. So haben auch die Bauern des abgebrannten Bergdorfs so leichtfertig gebaut, daß, wenn ihnen nicht der Zufall günstig ist, sie bald dasselbe Schicksal erleben, und zuletzt Gott selbst, auf dessen Schutz sie rechnen, bankerott werden könnte.

136. Symbole.

Erſchienen 1827.

Die katholiſche Kirche nimmt es, wenn man nur feſten Glauben an ihre „Mythologeme“ zeigt, mit den Symbolen, wodurch man ihn kund gibt, nicht genau, und hat beiſpielsweiſe nichts dagegen, wenn man am Palmſonntage ſtatt der ächten Palmen Stechpalmen, Oelbaumzweige oder auch nur Weidenzweige verwendet.

137—139. Drei Palinodien.

Erſchienen 1827.

Der Grundgedanke der erſten Palinodie (das Wort bezeichnet eigentlich die Zurücknahme eines Schmähliedes, hier aber den Widerſpruch gegen eine Aeußerung) iſt dieſer: Die äußere Gottesverehrung, die Form des Cultus ſoll mit der innern Frömmigkeit nicht disharmoniren. Der Menſch, der das Bild der Gottheit aus dem Edelſten, was er in ſich gewahrt, zuſammenſetzt, darf ihm weder ein Opfer bringen, wovor ihm ſelbſt graut, noch ein ſolches, das den Opferer gleichgültig läßt. Daher heißt es (V. 1 bis 8) im Widerſpruch gegen die als Motto vorgeſetzten Verſe: Wenn Dir perſönlich vor dem allgemein geſchätzten Weihrauch, als einem Gifte, graut, ſo ſollſt Du ihn Deinem Gott nicht darbringen; und (V. 9—12): Wenn Du empfindungslos („mit ſtarrem Angeſicht“) das Opferwerk begehſt, wird der Gott auch für Dich gefühllos ſein.

Die zweite Palinodie, in doppelter Weiſe ausgeführt („ἀλλως“ auf andere Art), lehrt, daß Geiſt und Schönheit am vortheilhafteſten wirken, wenn ſie verbündet ſind. Herr

Geist, darüber zürnend, daß die Welt der Schönheit den Vorzug gibt, läßt ihr durch Herrn Hauch (wohl mit dem französischen esprit in seiner speciellern Bedeutung verwandt) den Text lesen. Sie kümmert sich um den gemüthlosen zungenfertigen Abgesandten nicht, sondern wendet sich direct an den Principal und gibt ihm zu bedenken, wie unklug er thue, sich von ihr zu trennen, und was sie zusammen für ein hübsches Paar bilden werden. — Das Anhängsel Ἀλλως hebt dann weiter hervor, daß die Schönheit und die Empfänglichkeit für dieselbe continuirlich in der Welt fortlebt, während der Geist sich bisweilen ganze Generationen hindurch verdüstert und verlöscht. Aber er erwächst nach Autochthonenart immer wieder von selbst und vermählt sich dann zu seinem schönsten Lohne mit der Schönheit.

Die dritte Palinodie wendet sich gegen die Sinnesart der Philisterwelt, die bei großartigen Naturphänomenen nur für den daraus erwachsenden Nutzen oder Schaden ein Auge hat, während sie unempfänglich für ihre Schönheit und Erhabenheit bleibt und nicht an Erforschung der ihnen zu Grunde liegenden Gesetze denkt.

---

140. Die Originalen.

1830.

Der Leser dieses Commentars wird sich vielfach überzeugt haben, daß Goethe nicht besonders ängstlich gewesen, den Ruhm der Originalität zu bewahren. Er leitete unbedenklich fremde Quellen in sein Eigenthum, wenn sie dazu dienten, seine Pflanzungen zu befruchten und zu verschönern.

So war es ihm denn auch verhaßt, wenn Andere ſich auf ihre Originalität viel zu Gute thaten; und unter der nächſtfolgenden Rubrik ſagt er in den Verſen „Den Originalen“ von Einem, der ſich brüſtet, keinem lebenden Meiſter, noch einem Todten etwas ſchuldig zu ſein:

Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Im vorliegenden Gedicht iſt der Begriff der Originalen etwas anders gewendet. Es ſind darunter Solche verſtanden, die ſich nicht zu dem Genuſſe des Erfreulichen in Kunſt und Poeſie, das Andere ihnen zubereitet, herbeilaſſen, ſondern ſich den Genuß durch eignes Schaffen bereiten wollen.

---

141. Bildung.

Vermuthlich um 1828.

Auch hier zeigt ſich wieder, daß Goethe Alles, was auf den Gebieten der Kunſt und des Wiſſens geſchaffen und geleiſtet worden war, als ein Gemeingut betrachtete, wovon Jeder zu ſeiner Bildung wie zur Ausſtattung ſeiner Geiſteswerke Gebrauch machen dürfe, ohne darum zum Plagiarius zu werden. Das vorliegende erſt 1833 gedruckte Gedicht läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit der oben angegebenen Zeit zuweiſen, da Goethe am 16. Decbr. 1828 in den Geſprächen mit Eckermann ſich über die Sucht, nach den Quellen der Bildung berühmter Männer zu forſchen, luſtig machte. „Man könnte eben ſo gut“, ſagte er, „einen wohlgenährten Mann nach den Ochſen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegeſſen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unſere

Entwickelung verdanken wir tauſend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß iſt.“ Ein ander Mal ging er ſogar in Ueberbeſcheidenheit ſo weit, zu behaupten: „daß, wenn er Alles ſagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden, nicht viel übrig bleiben würde.“

142. Eins wie's andre.

Erſchienen 1888.

Das Menſchenleben iſt wie ein Sardellen-Salat, aus den verſchiedenſten Ingredientien, ſcharfen und milden, zuſammengeſetzt, und bleibt eben dadurch von der frühſten Jugend bis zum Alter pikant und zum Genuß labend. Das Heterogenſte genießt man zuſammen, als wäre es ein einziges homogenes Gericht. — Bemerkenswerth iſt der Gebrauch des Wortes „Geſind“ (V. 7) in dem Sinne: ein Ganzes, eine enge zuſammengehörige Geſellſchaft, wie denn auch urſprünglich Geſinde eine Reiſegeſellſchaft bezeichnet (althochd. sint-Reiſe, ka- oder ki- Vorſylbe von Sammelnamen).

143. Valet.

Erſchienen 1827.

In frühern Jahren legte der Dichter ſeine Productionen Andern zur Betrachtung und Beurtheilung vor. Da war denn ihres Meiſterns und Beſſerns kein Ende; ſie wollten Alles umgebaut und ihre Grillen hineingearbeitet haben, und was der Eine ſo wünſchte, verlangte ein Anderer

anders, bis er ihnen zuletzt ſämmtlich die Thüre wies. Jetzt hält er Wache vor ſeinem Hauſe, und wenn der Kritikerpöbel, der auf Straßen und Markt lärmt, vor ſeine Thüre kommt, heißt er ihn ſeines Weges gehn, wie ſehr er darob ergrimmt, und findet ſich wohl dabei.

144. Ein Meiſter einer ländlichen Schule.

Erſchienen 1808.

Der „Meiſter einer ländlichen Schule" iſt ein Kritiker, der bisher in niedern literariſchen Sphären den belehrenden und ſtrafenden Schulmeiſter geſpielt hat, doch nun einmal in beſſern Kreiſen ſein Handwerk üben möchte. Die vornehme Geſellſchaft, in die er tritt, imponirt ihm ſo, daß er dem erſten Begegnenden gleich ein tiefes Compliment macht, damit aber zugleich einem Andern einen derben Stoß verſetzt. Indem er dieſen zu begütigen ſucht, verletzt er einen Dritten, und ſo treibt er es mit Abbitten und Kränkungen fort, bis man ihm die Thüre weist. — Aergerlich darüber, daß er ſeiner Kritikernatur ſo untreu geworden und ſich ſo ſchmiegſam gezeigt, kehrt er in ſein Gebiet zurück und zertritt hier nicht etwa ſchlechten ſteinigen Boden, ſondern gute Aecker und Wieſen „mit latſchen*) Füßen". Die derbe Lection, die ihm dieſes von dem Beſitzer derſelben einträgt, verſetzt ihn in die beſte Laune, da er ſich nun wieder in ſeinem rechten Elemente fühlt.

*) Latſch, hier adjectiviſch gebraucht, bezeichnet als Subſtantiv einen alten abgetragenen Schuh, auch einen plumpen Menſchen.

145. Legende vom Hufeisen.

Spätestens 1797.

Da unser Gedicht im Schiller'schen Musenalmanach auf das J. 1798 (mit der einfachen Ueberschrift „Legende" und der Variante „So hätt'st Du's" im drittletzten Verse) erschien, und der Almanach frühzeitig im vorhergehenden Jahre gedruckt ward, so gehört es spätestens der ersten Hälfte von 1797, wenn nicht gar einer frühern Zeit an. Schon um jene Zeit begann die mit spätern Jahren immer zunehmende Neigung Goethe's für's Allegorisch- oder Symbolisch-Didaktische hervorzutreten. Die von seinem „lehrhaften" Vater ererbten Charakterzüge, die früher unter den von seiner genialen Mutter überkommenen verdeckt gelegen hatten, kamen jetzt mehr und mehr an den Tag. Zu ihnen gehörte auch die Achtung für scheinbar Kleines und Geringfügiges. Goethe war seitdem nicht mehr ein Verschwender seiner Geistesschätze; er hielt in der Ueberzeugung, daß „wer mit Secunden und Minuten sparsam wäre, ein Geistesmillionär werden könnte", auch das minder Bedeutende sorgfältig zu Rathe. Er war haushälterisch und ordnungsliebend, wie in äußern Dingen, so auch mit seinem geistigen Erwerb, sammelte und hob Mancherlei für zukünftigen Gebrauch auf, und sprach so auch mit der Lehre dieser Legende eine ihn persönlich leitende Maxime aus:

Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

In der formellen Behandlung kehrte der Dichter zu jenen dem Gegenstand ganz angemessenen freiern Reimzeilen zurück, wie er sie einst in Hans Sachsens poetischer Sendung angewandt hatte. Es sind wieder Verse ohne festes

Metrum, aber mit einer beſtimmten Zahl (vier) Hebungen. Auch der treuherzige Ton des alten Meiſterſängers kehrt in dem Gedichte wieder; und ſo gibt uns Goethe hier ein eben ſo ſchönes Muſter für die ſcherzhafte Legende, als Herder deren für die ernſte Gattung aufgeſtellt hatte.

Epigrammatiſch.

Wie wir unter der vorhergehenden Rubrik „Paraboliſch" manchem Gedichte begegneten, dem man kaum einen parabelartigen Charakter zugeſtehen kann, ſo finden wir auch in der hier zuſammengeſtellten Gruppe eine größere Anzahl von Gedichten, die höchſtens in dem Sinne etwas Epigrammatiſches haben, daß ſich entweder ein Gedanke anmuthig zuſpitzt, oder eine Erzählung, eine Beſchreibung, ein Geſpräch in eine frappante, oder ſcherzhafte, oder ſatiriſche Pointe ausläuft. Der Dichter charakteriſirt ſelbſt dieſe Rubrik durch das vorgeſetzte Motto:

Sei das Werthe ſolcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

---

146. Das Sonett.

Vor 1802.

Unſer Gedicht, eine Abwehr des Sonetts, muß, wenn gleich erſt 1806 gedruckt, doch wohl ſchon vor 1802 ent-

standen sein, da in diesem Jahre, wie aus dem sogleich (Nr. 47) zu erwähnenden Sonette erhellt, bei ihm der Widerwille gegen diese Form verschwunden war. Als Wortführer der Freunde des Sonetts in den beiden Vierzeilen (die durch Anführungszeichen abgesondert sein sollten) kann man sich füglich A. W. Schlegel denken, von dem ein Gedicht mit gleicher Ueberschrift so lautet:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich, freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Gegen die hier ausgesprochenen Gedanken, wenn auch nicht speciell gegen das mitgetheilte Gedicht, wendet sich Goethe's Sonett. Er lehnt die Aufforderung, sich gleichfalls in der erneuten Kunstform zu üben, mit der Antwort ab, so gern er auch seine Empfindungen in dergleichen kunstreiche Maße einkleiden möchte, trage er doch Bedenken, es zu versuchen, da er dem natürlichen Ausdruck des Gedankens oder des Gefühls dabei Abbruch zu thun befürchte. In dem nächst-

folgenden Sonett „Natur und Kunst“ aus dem J. 1802, dem auch ein anderes im zweiten Akt der natürlichen Tochter vorkommendes angehört, spricht sich eine veränderte Ansicht über das Verhältniß von Inhalt und Form, von Natur und Kunst aus, und so sind wir wohl berechtigt, das vorliegende Sonett einer etwas frühern Zeit zuzuweisen. — In der Ausgabe von Goethe's Werken vom J. 1806 begann V. 12: „Doch weiß ich hier u. s. w.“

---

147. Natur und Kunst.

1802.

Im J. 1802 wurde ein neues Schauspielhaus für das Lauchstädter Sommertheater gebaut. Goethe schrieb im Juni dieses Jahrs für die Eröffnung desselben das Vorspiel „Was wir bringen“. Es erscheinen darin neben andern symbolischen Personen eine Nymphe als Repräsentantin des Natürlichen, Naiven in der Poesie, und ein Knabe mit zwei Masken, einer tragischen und einer komischen, in der Hand, der die jüngst auf der Bühne versuchten Maskenspiele und überhaupt das Kunstgemäße in der Dichtkunst symbolisch darstellt. Die Nymphe flieht voll Grauen vor dem Knaben mit seinen Larven; das natürliche Gefühl sträubt sich gegen die ihm hohl und todt erscheinenden Kunstformen. Da berührt Mercur beide mit seinem Stabe, „dem Seelenführer“ und verkündet ihnen:

Nun werdet ihr,
Natürliches und Künstliches, nicht mehr
Einander widerstreben, sondern stets vereint
Der Bühne Freuden mannigfaltig steigern.

Die Nymphe beginnt nun in plötzlich umgewandelter Stimmung:

Wie ist mir? welchen Schleier nahmst Du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als sonst, ja freier glüht und schlägt? —
Herbei, Du Kleiner! keinen Gegner seh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir ...

worauf sie denn unter Hindeutung auf das Wort des Horaz, daß Natur und Kunst sich einander bedürfen, um Erfreuliches zu leisten, mit dem vorliegenden Sonette schließt. Das Gedicht erkennt im Allgemeinen für den, der Großes leisten will, „die Beschränkung", die Befolgung bestimmter Regeln und Gesetze, in der Kunst wie im Leben, als unerläßlich an, tritt damit aber auch im Besondern der Behauptung der Freunde des Sonetts im vorhergehenden Gedichte bei:

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen,
Und wie sie sich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

---

148. Vorschlag zur Güte.

Erschienen 1806.

Dieses und die drei folgenden Gedichte beziehen sich auf Ehe und Liebesverhältnisse. Wahrscheinlich entstand das vorliegende kurze Zeit vor seiner Veröffentlichung und hängt wohl mit der Conception der Wahlverwandtschaften zusammen, worin Goethe die verschiedenen Auffassungen des ehelichen Verhältnisses darstellt. Er sagt in den Annalen

unter dem J. 1809, er habe den Hauptgedanken des Romans schon vor einigen Jahren gefaßt; und damit übereinstimmend nennt er unter dem J. 1807 bei Erwähnung der für die Wanderjahre bestimmten Erzählungen auch die Wahlverwandtschaften, wozu bereits damals ein Schema weit gediehen und manche Vorarbeiten vollbracht waren. Indem er sich hierbei jene mannigfaltigen Anschauungen der Ehe vergegenwärtigte, mag sich ihm eine der leichtfertigsten in diese Form gekleidet haben. Der Graf in den Wahlverwandtschaften (I, Cap. 10) hält eben so wenig von der Unlöslichkeit des Ehebündnisses, als „Sie" in unserm Gedichtchen.

149. Vertrauen.

Erschienen 1815.

Der Kern des ziemlich unbedeutenden Gedichtes liegt in dem Gedanken, daß zum Glück eines Liebenden festes Vertrauen auf die Geliebte erforderlich sei, welches sich nicht irre machen läßt, wenn auch Andere anders von ihrer Treue denken.

150. Stoßseufzer.

Vermuthlich um 1780.

Obwohl erst 1806 veröffentlicht, gehört dieser „Stoßseufzer" höchst wahrscheinlich der frühern Weimarischen Zeit an. Schon in dem Sprachlichen deutet Einiges auf jene Periode hin, so die Form „verruckt" (V. 2) und der Ausdruck „Dumpfheit" (V. 3; vgl. die Anmerkung zu I,

Nr. 85). Dazu kommt, daß Riemer uns ähnliche Reflexionen über körperliche und geistige Diät aus Goethe's Tagebuch vom 1. bis 15. April 1780 mittheilt: „Seit drei Tagen keinen Wein! Sich nur vor dem englischen Bier in Acht zu nehmen: Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich." Und unter gleichem Datum: „Da wir alle nicht mehr verliebt sind, und die Lava-Oberfläche verkühlt ist, so ging's recht munter und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitiren, da brennt's noch."

151. Erinnerung.

1830.

Goethe steuerte die Verse im J. 1830 zum „Chaos" bei, einer von seiner Schwiegertochter gegründeten Zeitschrift origineller Art, wovon nur Mitarbeiter ein Exemplar bekamen, das sie nicht weiter verbreiten durften. Der Hauptgedanke ist, daß Liebesglück oft auf einer beiderseitigen Illusion, auf einer irrthümlichen Vorstellung von der Persönlichkeit des Andern beruht (vgl. 149). Der überraschende Ausdruck dieses Gedankens durch die frühere Geliebte, die zuerst auf die Vergegenwärtigung des ehemaligen Glücks sich einzulassen scheint, schließt den Dialog scharf ab.

152. Perfectibilität.

Erschienen 1806.

In diesem und dem nächstfolgenden Gedichte weist der Dichter die Ueberlästigen ab, die ihn meistern und zu

beſſern ſuchen. Wohl hält er ſich für perfectibel (vervollkommnungsfähig) und möchte beſſer ſein, als er iſt; aber wenn er es auch wäre, ſo würde ihn das nicht vor weitern Zumuthungen ſchützen. Die von ihm verlangen, er ſolle beſſer, als ſie ſelbſt ſein, ſollten ihn vor Allem belehren, wie er ſich dazu anzuſchicken habe. Er geſteht, daß er ſich gern vor Andern auszeichnen möchte; aber da hört er ſchon ſeine Gegner ſprechen, wie die Epheſer zu ihrem Mitbürger Hermodorus, als ſie ihn auswieſen: Wer ſich unter uns hervorthut, ſuche ſich einen andern Aufenthaltsort. — Die beiden letzten Verſe ſind, wie dies auch im erſten Druck geſchehen, durch Anführungszeichen abzuſondern.

153. Geſtändniß.

Erſchienen 1827.

Hier fertigt der Dichter ſeine Tadler mit muthwilligerm Humor ab, als im vorhergehenden Gedichte. Er räumt ein, durch manche ſeiner Productionen der Welt ein Aergerniß gegeben zu haben, meint aber, er habe gleich den Fehler wieder gut gemacht, und antwortet auf die Frage, wie er das angefangen, durch eine neue anſtößige Production habe er die Leute ſo aufgeregt und in Anſpruch genommen, daß ſie des frühern Fehlers vergaßen.

154. Schneider-Courage.

1810.

Im J. 1810 erhielt Goethe den Anſtoß zu einer Anzahl für muſikaliſche Begleitung berechneter Gedichte durch

„eine freiwillige Hauskapelle", deren schon im ersten Bande bei den geselligen Liedern „Rechenschaft" und »Ergo bibamus« gedacht worden. Zu ihnen gehört wohl das vorliegende Gedicht, in der Correspondenz mit Zelter der Schneider, auch das Spatzenliedchen genannt. Der Dichter hat es, so wie auch das später zu besprechende „Genialisch Treiben", nur wegen der gedrängten und scharf zugespitzten Form unter die Rubrik „Epigrammatisch" aufgenommen. Wahrscheinlich hat folgendes Volkslied von etwas modernem Anstrich die Anregung zu dem Liede gegeben:

Es ist ein Schuß gefallen;
O sagt, wo fiel der Schuß?
Man hört es tüchtig knallen
Dort drüben an dem Fluß. Piff, paff!

Es läßt sich wohl vermuthen,
Daß man nach Spatzen schoß.
Nach Kirschen, nach den guten,
Da ist ihr Lüstchen groß. Piff, paff!

Wohl Mancher schießt daneben,
Schießt Böcke ohne Bart,
Schießt fehl in seinem Leben,
Wie sehr er sich bewahrt. Piff, paff!

---

155. Katechisation.

1773.

Das Gedicht erschien zuerst anonym im Wandsbecker Boten vom 26. October 1773 mit der Ueberschrift Katechetische Induction. Es ist eine Satire auf die Lehrer,

welche die ſokratiſche Methode am unrechten Orte anwenden. Die Verſe 4 und 5 hießen urſprünglich:

Lehrer.
Und der, von wem hat's der?
Kind.
Vom Großpapa.
Lehrer.
Von wem hat's denn der Großpapa bekommen?

156. Totalität.

Erſchienen 1815.

Das Gedicht verſpottet unſre modernen Cavaliere ohne männliche Energie und ſoliden Beſitz, die durch artigen Scherz die Damenwelt für ſich einnehmen, mit einem Rückblick auf die ehemaligen Ritter, deren Werth und Bedeutung auf einer ſtreitfertigen Fauſt und einem geſicherten Vermögen beruhte.

157. Das garſtige Geſicht.

1773.

Die in der erſten Auflage dieſes Commentars aufgeſtellte (damals lebhaft beſtrittene) Annahme, daß dieſes Gedicht an die Wetzlarer Lotte, Keſtner's Gattin, gerichtet ſei, hat ſich unterdeß durch das Erſcheinen der Schrift „Goethe und Werther, von A. Keſtner" als richtig erwieſen. Goethe ſchickte es zuerſt an Keſtner am 15. September 1773, behielt aber das Portrait, worauf es ſich bezieht, zurück, weil es nicht nach Wunſch gerathen war. Am 31. Auguſt 1774

ſandte er es, wenig verändert, nochmals mit ſeiner Silhouette. In dem beigefügten Briefe deutet folgende Stelle darauf hin, daß der Ausdruck „Das garſtige Geſicht“ ſich von Lotte herſchrieb: „Adieu, Lotte, ich danke Dir, daß Du wohl leſen magſt, was ich ſchreiben und drucken laſſe; hab' ich Dich doch auch lieb. Küß mir den Buben. Und wenn ich kommen kann, ohne viel zu reden und ſchreiben, ſtehe ich wieder vor Dir, wie ich einſt von Dir verſchwand, darüber Du denn nicht erſchrecken, noch mich ein garſtig Geſicht ſchelten magſt.“

In der erſten Geſtalt hatte das Gedicht folgende Varianten:

V. 1. Wenn einen ſeligen Biedermann
V. 5. Da heißt's: Seht hier von Kopf und Ohren,
V. 7. Seht ſeine Mienen und ſeine Stirn;
V. 13 ff. Magſt wohl die lange Naſe ſeh'n,
Der Augen Blick, der Locken Wehn,
Es iſt ohngefähr das garſt'ge G'ſicht.

In der zweiten Form, worin es die Silhouette begleitete, lauteten:

V. 1 f. Wenn einen ſel'gen Biedermann
Paſtor oder Rathsherr lobeſan
V. 5 ff. Da heißt's: Seht hier von Kopf und Ohren
Den Herrn hochwürdig wohlgeboren,
Seht ſeine Mienen und ſeine Stirn;
V. 12 ff. Ich ſchicke meinen Schatten Dir,
Magſt wohl die lang Naſe ſeh'n,
Der Stirne Drang, der Lippe Flehn,
's iſt ohngefähr das garſt'ge Geſicht.

158. Diné zu Coblenz.

1774.

Im Juli 1774 machte Goethe mit Lavater und Basedow eine Fahrt die Lahn hinab. In Coblenz stieg das berühmte Kleeblatt im Gasthof zu den drei Reichskronen ab. Alle Drei erregten, Jeder in seiner Art, Neugier und Antheil in der gebildeten Welt. Goethe und Basedow schienen zu wetteifern, wer am unartigsten sein könnte; Lavater benahm sich vernünftig und klug, konnte indeß seine Herzensmeinungen nicht verbergen, und erschien dadurch den Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend. Eins seiner Lieblingsthemata war die Offenbarung Johannis, über deren Räthsel er größtentheils im Reinen zu sein glaubte. Basedow aber, so herzgewinnend er auch zu sprechen wußte, wenn er für sein philanthropisches Unternehmen Antheil erwecken wollte, verletzte häufig die Zuhörer durch Auskramung seiner heterodoxen Ansichten über Religionsgegenstände. Er war das Gegenstück von Lavater. Wenn dieser die ganze Bibel buchstäblich für geltend annahm und bis auf den heutigen Tag für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneinen und Glaubenslehren wie äußere kirchliche Handlungen nach seinen Grillen umzumodeln. Diese Eigenheiten beider Männer zeigten sich denn auch bei dem Gasthofs-Diner vom 19. Juli 1774, dessen Andenken Goethe in den vorliegenden Versen erhalten hat. „Ich saß zwischen Lavater und Basedow", erzählt er in Wahrheit und Dichtung; „der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß

die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei;

Und ich behaglich unterdessen
Hätt einen Hahnen aufgefressen."

Als sie darauf fürder nach Neuwied zogen, schrieb Goethe die Schlußverse des Gedichtes in irgend ein Album:

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Sturm-*) und Feuerschritten u. s. w.

Zu den Versen, wo es von Lavater heißt:

Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor u. s. w.

setzen wir die betreffenden Stellen aus der Offenbarung Johannis hierher: Cap. 21, 25 f. „Und der mit ihm redete hatte ein gülden Rohr, daß er die Stadt messen sollte, und ihre Thore und Mauern. Und die Stadt war viereckig ... Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich ..."; 21, 22: „Und die zwölf Thore waren zwölf Perlen, und jegliches Thor war von einer Perlen." — „Herr Helfer" heißt (V. 3) Lavater als Diakonus oder Vicar am Waisenhause zu Zürich, womit zugleich wohl scherzend auf seine Hülfeleistungen in allerhand sittlichen und religiösen Angelegenheiten angespielt wird.

Das Gedicht charakterisirt trefflich das damalige lebensfrohe Weltkind Goethe im Gegensatz zu den beiden Propheten. Während Lavater und Basedow, jeder in einer Idee befangen, wofür sie die Menschen erwärmen und gewinnen wollten, das Land durchzogen, brachte Goethe überall der Welt ein freies, offenes, empfängliches Herz entgegen,

*) So lautet der Vers in Wahrheit und Dichtung.

das alles Erfreuliche der Natur und des Menschenlebens, Großes und Gewöhnliches, zu umfassen strebte. Die Sprache ist die der kraftgenialischen Zeit, frisch, derb und keck. Bemerkenswerth sind die Formen: „Hätt ein Stück Salmen aufgespeist", „Hätt einen Hahnen aufgefressen" und: „Prophete rechts, Prophete links", die vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichen.

---

159. Jahrmarkt zu Hünefeld.

1814.

Unter mehrern Hünefeld oder Hunefeld ist hier ein Städtchen im Fuldaischen dieses Namens gemeint. Goethe machte im Juli 1814 eine Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden und kam auf dem Wege am 26. Juli zu Hünefeld in den Jahrmarkt hinein.

Das Gedicht schließt sich in Ton und Haltung an das um 30 Jahre ältere nächstvorher besprochene an. Beim Anblick der bunten Jahrmarktsmenge erinnert sich der Dichter Lavater's und seiner physiognomischen Lehren, für die auch er einst geschwärmt hatte, und will diese hier an den mannigfaltigen Käufern einmal auf die Probe nehmen. Kannegießer (in seinen Vorträgen über Goethe's lyrische Gedichte) findet die Ausbeute seiner Prüfung etwas schwach. „Er sieht Soldaten", sagt er, „Bauern und Bürger, Frauen und Mädchen. Und was sieht er ihnen an? den Soldaten, daß sie aus dem Kriege kommen, oder doch ihrer gewöhnlichen Beschwerden jetzt ein wenig frei sind und gerne noch länger frei blieben; den Bauern und Bürgern, daß sie noch an den Nachwehen der Geldleistungen und Lieferungen

leiden und mißvergnügt sind, und den Weibern, daß die Töchter der Eva mit leichtem Sinne sich an das Ungemach der Männer und ihren eigenen Antheil daran nicht kehren, sondern in guter Ruh an ihren Bedarf, auch wohl an den Putz denken und sich Schuhe anprobiren. Nun, das sind denn gar gewaltig feine Beobachtungen, die Jeder mit dem einfachsten Verstande und gesunden Augen auch machen würde. Dazu bedurfte es, in der Schule Lavater's gewesen zu sein? Das sind die treuen Ueberlieferungen, von denen es heißt: „Das ging sehr weit!". — Indeß, meint Kannegießer, liege eben in dieser trockenen Aufzählung des Allergewöhnlichsten zugleich eine recht trockene und geringschätzige Verspottung jener tiefen Weisheit und eine Verhöhnung des „stolzen Geists-Vertrauens".

---

160. Versus memoriales.

Spätestens 1782.

Diese Verse, nach Analogie der in Lehrbüchern vorkommenden, das Memoriren erleichternden Gedenkverse benannt, wurde zuerst 1782 im Tiefurter unter dem Titel „Beitrag zur Kalenderkunde" veröffentlicht. Schöll meint, es könnte auf dieselben folgende Stelle eines Briefes von Goethe an Frau von Stein vom 1. Januar jenes Jahres gehen: „Beikommendes bitte ich als ein Geheimniß zu bewahren; es ist ein lächerliches Werk und besser ausgeführt als gedacht." In der That scheint dem Gedanken stellenweise Gewalt angethan und daher das Gedicht unklar geworden zu sein. Die lateinischen Ausdrücke sind ganz in der Reihenfolge, wie sie hier vorkommen, die Bezeich-

nungen der dreizehn Sonntage vor Pfingſten, meiſt Anfangswörter der dann geſungenen Collecten. Oſtern wird angedeutet in dem Verſe: „Auf Oſter-Eier freuen ſich“; Spiritus im Schlußverſe weist auf Pfingſten, das Feſt der Sendung des h. Geiſtes. Die Anfangsverſe laſſen erwarten, daß das Gedicht heirathsluſtigen Mädchen in den Mund gelegt ſei:

Invocavit (er, oder ſie rief) wir rufen laut,
Reminiscere (gedenke) o wär' ich Braut!
Die Oculi (Augen) geh'n hin und her;
Lætare (freu Dich) d'rüber nicht ſo ſehr.
O Judica (richte) uns nicht ſo ſtreng!
Palmarum (der Palmen) ſtreuen wir die Meng'.

Aber das Weitere läßt ſich nicht ohne Zwang in dieſem Sinne deuten.

---

161. Neue Heilige.

1787.

Dieſe neue Maria Magdalena war die in die berüchtigte Halsbandgeſchichte verflochtene Marie Nicole le Guay, genannt d'Oliva, in Goethe's Großkophta die Nichte. Zu Brüſſel mit ihrem Geliebten verhaftet, erregte ſie als junge, zärtliche Mutter und durch lebhaft kund gegebene Reue allgemeines Mitleid und wurde nach ihrer Freiſprechung (31. Mai 1786) überall, wohin ſie kam, der Gegenſtand großer Neugierde und Theilnahme.

---

162. Warnung.

1778.

Bei den Briefen Goethe's an Frau von Stein fand sich, mit Bleistift geschrieben, das vorliegende Gedichtchen folgender etwas abweichender Form, wozu Friedrich von Stein die Anmerkung hinzugefügt: „Ein Vers, der Goethe'n geträumt hatte:"

Wie einst Titania im Traum- und Zauberland
Klaus Zetteln in dem Schooße fand,
Sollst Du erwachend bald für alle Deine Sünden
Titanien in Deinen Armen finden.

Man hat diese „Warnung" (eine spätere Ueberschrift, die vielleicht gar aus Mißverständniß hervorgegangen) zu ernst genommen und Titania (aus Shakespeare's Sommernachtstraum) wegen Mangels „aller höhern menschlichen Eigenschaften, besonders reiner Gemüthlichkeit" als eine wirkliche Strafe für des Dichters frühere Sünden aufgefaßt. Das Gedicht versteckt unter der Hülle einer Parallele einen Contrast, der eben darum frappirt. Der Dichter hat die schöne Aussicht, aus der Verblendung seiner bisherigen flatterhaften Liebesneigungen erwachend trotz aller seiner Sünden sich im Besitz der Königin aller Zauberinnen zu finden. Frau von Stein wird die Verse, als sie ihr zukamen, schwerlich anders gedeutet haben.

---

163. Mamsell N. N.

1772.

Es wird schwer festzustellen sein und lohnt sich auch kaum der Mühe zu ermitteln, ob mit „Mamsell N. N.", die nach dem Beispiel des Hausherrn im Evangelium

Lucä 14, 16 ff., weil die Geladenen sich entschuldigten, die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden zum Mahl berief, eine bestimmte Persönlichkeit gemeint gewesen.

164. Hauspark.

Spätestens Frühjahr 1797.

Wahrscheinlich faßte Goethe den Gedanken zu diesem Gedichte gleich nach den „Musen und Grazien in der Mark“ (I, Nr. 107). In einem Briefe an Schiller vom 28. April 1797, womit er diesem die beiden Schlußstrophen übersandte, sagt er ausdrücklich, daß es ein Pendant zu jenem Gedichte werden sollte, und vielleicht eben, weil es ein Pendant sei, nicht so gut gerathen werde. Ohne Zweifel war es ursprünglich auf eine größere Anzahl von Strophen berechnet; die erste hat Goethe wohl später hinzugedichtet, um es doch nicht als Bruchstück liegen zu lassen. Eben weil es nun aber viel zu kurz gerieth, um für ein Seitenstück zu der oben erwähnten Satire gelten zu können, ist es in die vorliegende Rubrik eingeordnet worden, in die es auch seiner epigrammatischen Zuspitzung wegen gut paßt.

Dem Gedichte war anfänglich der Titel Die empfindsame Gärtnerin zugedacht (s. den oben bezeichneten Brief an Schiller). Da Goethe sich später dieser Ueberschrift nicht mehr erinnerte, so gab er Riemern das Gedicht mit dem Auftrag, eine Ueberschrift dafür auszudenken, wie er es denn in spätern Jahren mit den kleinern Gedichten so zu halten liebte, daß er sich die Titel dazu durch Riemer suchen ließ. Dieser, welchem Goethe's Abneigung gegen kleine englische Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung, statt eines ordentlichen Hausgartens, bekannt war, lag nun

der Einfall nahe, es Hauspark zu betiteln; denn die empfindsame Gärtnerei wünscht sich ja stolze Pappeln um das Haus und verbittet sich die niederträchtigen Zwiebeln und vor Allem den Kohl. Das Mädchen spielt in Str. 2, V. 7 f. auf ein Wort des „lieben Vetters Asmus", des Dichters Claudius an, der in seiner Serenata im Walde zu singen die gekünstelten Parke der Reichen im französischen Geschmack, worin der Gärtner mit seiner Scheere sich wie ein Schneidermeister geberdet, „puren Schneiderscherz" nennt.

Daß wir in dieser Zeit mehrern satirischen Gedichten Goethe's begegnen (wozu auch der „Chinese in Rom" I, Nr. 177 gehört), kann uns nicht befremden; war es ja doch die Periode der Xenien, die Alles, was von satirischem und polemischem Gährungsstoff in Goethe's Gemüth lag, in Aufregung gebracht zu haben scheinen.

165—167. Mädchenwünsche. Verschiedene Drohung. Beweggrund.

Spätestens 1768.

Diese drei Gedichte sind dem Leipziger Liederbüchlein entnommen, dessen wiederholt im ersten Bande (Nr. 25 ff.) gedacht worden. Da sie sich aber auch in der dort erwähnten handschriftlichen Sammlung von Friederike Oeser finden, so müssen sie vor dem September 1768 entstanden sein. Das erste, ursprünglich Wunsch eines jungen Mädchens überschrieben, zeigt im Liederheft von Fr. Oeser ein paar Varianten:

V. 1. Ach fände für mich
V. 9 f. Da schickt man zum Schneider,
Gleich bringt der die Kleider

Die Ueberschrift des zweiten lautete früher das Schreien. Nach dem Italienischen; der Anfangsvers hieß in dem Heft von Fr. Oeser:

Jüngst ging ich meinem Mädchen nach

und der Schlußvers:

Damit Dich Niemand stört.

Das dritte Gedicht war zuerst Liebe und Tugend überschrieben. Str. 1, V. 7 lautete im Liederbüchlein:

Da hat daran der Eigensinn

und Str. 2, V. 2 in dem Liederheft:

Daß sie das kleine Herz erweicht.

Ueber den Ton dieser Gedichte und die Stimmung, die darin herrscht, verweisen wir auf die Bemerkungen zu Nr. 25 des ersten Bandes (S. 59).

---

168. Unüberwindlich.

Erschienen 1833.

Der Dichter findet die Weinflasche und die Geliebte, so wenig er beiden traut, doch gleich unwiderstehlich und gibt sich ihnen überwunden hin. Der Parallelismus in der Schilderung der Unüberwindlichkeit beider ist sehr schön durchgeführt, und die sprachliche und metrische Behandlung überhaupt so leicht und elegant, daß man die Entstehung des Gedichtchens wohl dem mittlern Lebensalter Goethe's

zuzuweiſen hat, wenn es gleich erſt nach ſeinem Tode veröffentlicht würde.

169. Gleich und Gleich.

Erſchienen 1833.

Den Sprichwörtern: „Es regnet gern, wo's ſchon naß iſt", und: „Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu" legt hier Goethe einen etwas andern Sinn unter, als den ſie im Volksgebrauch zu haben pflegen. Durch die hinzugefügten Parallelſprüche gewinnt das Ganze den Anſchein einer Verſpottung frommer Teleologen, die es als eine wahre „Gift" (Gabe, Geſchenk, Fügung) Gottes rühmen, daß Alles in der Welt ſo ſchön zuſammenpaßt. Vgl. das Xenion „Der Teleolog", worin der Weltſchöpfer geprieſen wird, daß er beim Erſchaffen des Korkbaums gleich auch die Stöpſel erfunden.

170. Vergeblich.

Erſchienen 1827.

Stoßſeufzer eines von ſeiner Geliebten Getrennten, die gleich ihm ſich in vergeblichem Sehnen verzehrt.

171. Frech und froh.

Erſchienen 1815.

Der Leſer wird ſchon bemerkt haben und weiterhin mehrfach Gelegenheit zu bemerken finden, daß die vorliegende Rubrik großentheils aus kleinern Gruppen zuſammengeſetzt

iſt, deren Glieder dem Inhalte nach entweder miteinander verwandt ſind, oder contraſtiren. So bildet das vorliegende Gedicht (mit einem der geſelligen Lieder, I, Nr. 102 gleichbetitelt) einen Gegenſatz zum vorhergehenden, während es aus einer ähnlichen Sinnesweiſe, wie das nächſtfolgende, hervorgegangen.

172. Soldatentroſt.

Erſchienen 1815.

Vielleicht rief im Sommer 1814 auf der Reiſe in die Rhein-, Main- und Neckargegenden der Anblick des Soldatenlebens dieſe Verſe hervor. Ein Soldatenlied verwandten Charakters dichtete Goethe (gemeinſam mit Schiller) für Wallenſtein's Lager (ſ. meinen Commentar zu Schiller's Gedichten III, S. 206) und ein anderes für den Fauſt („Burgen mit hohen Mauern und Zinnen u. ſ. w.").

173. Problem.

Späteſtens Frühjahr 1811.

Goethe ſchrieb am 2. Mai 1811 an Zelter: „Ehe ich nach Karlsbad gehe, muß ich Ihnen noch ein paar Worte ſchreiben und vor allen Dingen für das trefflich gerathene Seht hin, Seht hin! meinen beſten Dank abſtatten." Man muß ſich wundern, daß Zelter durch die Verſe zu einer Tonſetzung angeregt worden. Der Gedanke, daß Wille und Kraft, unter ſich und mit der Zeit verbündet, die Welt zuſammenhalten, iſt weder ſehr klar, noch beſonders poetiſch ausgedrückt.

174. Genialisch Treiben.

Spätestens 1810.

In der Correspondenz mit Zelter findet sich das Gedicht zuerst in einem Briefe Goethe's vom 18. November 1810 erwähnt. „Und nun ist sogleich hinzuzufügen", schreibt er, „wie viel Freude Sie uns durch die zuletzt übersendeten Compositionen sowohl, als durch den Diogenes gemacht haben, welcher der Liebling unsers kleinen Publicums geworden ist." Riemer meint indessen, das Gedichtchen müsse sich aus frühern Jahren herschreiben, da die Redensart „Ich wälze meine Tonne" schon in einem Briefe Goethe's an Schiller vom 26. September 1795 vorkomme. Sie findet sich desgleichen in einem Briefe des Dichters an Friedr. von Stein vom 14. August 1794: „Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." Es leuchtet aber ein, daß dieser Umstand allein wenig beweist. „Uebrigens", fügt Riemer hinzu, „bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf seiner Beschäftigungen, den er auch seinen Zodiak (Briefe an Schiller, Nr. 437), oder das Quodlibet seines Lebens nannte (Br. an Zelter, Nr. 587, 828, 834)."

So klein der Umfang des Gedichtes ist, so bewährt sich doch an ihm schon der Meister der Kunst. Es liegt ein dreifaches Moment in der Form, wodurch die wenigen Zeilen so ausdrucksvoll und malerisch werden. Erstens runden sich durch die Wiederholung der ersten Verse am Ende des Stückes Anfang und Schluß wie zu einem Kreise aneinander. Dann liegt auch in dem Einen durchgehenden Reimklange etwas Nachahmendes, welches eben die bei aller Verschiedenheit der Objecte gleichbleibende Geschäftigkeit aus-

drückt. Und endlich ist der stete Wechsel, die rastlose Pendelschwingung seiner Thätigkeit durch Vershalbirung vermittelst der Cäsur versinnlicht:

Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß,
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß,
Bald ist es dies, bald ist es das,
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.

Mit richtigem Takt behandelte Zelter das Stück als Canon, der nach Riemer zum ersten Male am 4. Novbr. 1810 von Goethe's mehrfach erwähnter „freiwilligen Hauskapelle" vorgetragen und später oft wiederholt wurde.

175—177. Hypochonder. Gesellschaft. Probatum est.

Erschienen 1815.

In diesen drei Gedichtchen, die wieder eine kleine Gruppe bilden, macht sich die Verstimmung Luft, in welche die Gesellschaftswelt den Dichter versetzt hat. Im ersten bekennt er, daß er den Verkehr mit den Menschen aus Aerger über sie oft ganz abschwöre und doch immer wieder zum Einzelnen sich in Liebe hingezogen fühlt. Das zweite stellt in Anekdotenform dar, wie schlimm man sich einer widerwärtigen Gesellschaft gegenüber in Vergleich mit dem Einsamen befindet, der, von seinen Büchern umringt, die ihm nicht zusagenden ungelesen bei Seite setzt. Das dritte läßt zweifelhaft, ob das als probates Mittel gegen Menschenhaß empfohlene Einsiedlerleben ihn durch den stillen Genuß, den es gewährt, oder durch das Wiederaufwecken der Sehnsucht nach Umgang mit Menschen heilt.

---

178. Ursprüngliches.

Erschienen 1815.

Der Dichter bekennt, daß er in Wissenschaft und Kunst überall gern auf die erste Quelle, „den frischen Quall“,*) zurückgehe und den abgeleiteten Bächlein keinen Geschmack abgewinnen könne, da sie auf ihrem Wege so manches Fremdartige aufzunehmen pflegen.

---

179. Den Originalen.

Erschienen 1815.

Ueber Goethe's Ansichten von Originalität vergleiche man die Bemerkungen oben zu Nr. 140 und 141. „Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler“, äußerte Goethe einmal gegen Eckermann, „ließe sich sagen, er habe Alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht“. Und unter den zahmen Xenien (Abtheilung VI.) lautet eine:

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' Alles von mir selbst erlernt.“ —
Es ist auch darnach.

---

180. Den Zudringlichen.

1812.

Mit diesen Versen, die am 5. August 1812 zu Töplitz entstanden, lehnt der Dichter die Zumuthungen Solcher

*) „Quall“ ist eine selbst im ältern Neuhochdeutschen selten vorkommende Form (z. B. Mathesius, Sarepta Bl. 10a).

ab, die ihn für ihre neuen Beſtrebungen in Kunſt und Poeſie zu gewinnen ſuchen. Er will ihnen auf ihren Wegen nicht hinderlich ſein, aber er kann ihnen darauf nicht folgen; denn ſie ſind neu und er alt geboren. Ein zahmes Xenion lautet:

„Willſt Dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue ſo gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

Und in einem andern heißt es:

Ich laſſ' einem Jeden ſein Beſtreben,
Um auch nach meinem Sinn zu leben.

181. Den Guten.

Erſchienen 1815.

Auch „Die Guten“ ſind Zudringliche (vgl. 180), aber wackere Männer von ernſtem Streben, die den Altmeiſter um Rath angehen. Er räth ihnen, nur der Leitung ihres Genius zu vertrauen; ſie würden dann ſo viel leiſten, als ſie vermöchten, wogegen ſpecielle Anweiſungen, die er ihnen ertheilte, ſie nur beirren und beſchränken würden. In den Geſprächen mit Eckermann ſagte Goethe einmal, er möge wohl einem Andern einen Rath geben, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieſer verſpreche, ſich nicht daran zu binden. (Vgl. unten Nr. 189.)

182. Den Besten.

Erschienen 1815.

Wie gern der Dichter sich der Betrachtung der Verdienste ausgezeichneter Hingeschiedenen widmet, so freut ihn doch noch weit mehr das wetteifernde Zusammenwirken mit gleichzeitigen vorzüglichen Männern. Wer denkt hier nicht sogleich vor Allem an sein Verhältniß zu Schiller?

---

183. Lähmung.

Erschienen 1815.

Der dritte der hier zusammengereihten Sprüche erinnert an Schiller's Xenion:

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm! —

In einem Briefe an Zelter (Nr. 162) sagt Goethe: „Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast eben so viele Widersacher." Damit übereinstimmend heißt es im ersten der vorliegenden Sprüche: Was frommt es Dir, daß Du Deine guten Gedanken in andere Geister pflanzest? Sie gestalten sich dort auf andersgeartetem Boden zu Gegnern Deiner eigenen Lehren um. — In dem mittlern Spruche gesteht er, daß er noch gern ein thätiger, d. h. frisch und wirksam in's Leben eingreifender Mann wäre; aber er zieht es vor, sich zurückzuziehen, da man noch fortwährend von ihm verlangt, er solle gegen seine Ueberzeugung dem Zeitsinne gemäß wirken. In den zahmen Xenien sagt er:

Mit der Welt muß Niemand leben,
Als wer ſie brauchen will.
Iſt er brauchbar und ſtill,
Sollt' er ſich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun, was ſie will.

---

184. Spruch, Widerſpruch.

Erſchienen 1815.

Goethe war aller Polemik abhold und in dieſer Beziehung dem ſtreitluſtigen und ſtreitfertigen Leſſing ganz entgegengeſetzt. „Leſſing's Sache war das Unterſcheiden", ſagte Goethe einmal zu Eckermann, „und dabei kam ihm ſein großer Verſtand auf's trefflichſte zu Statten. Mich ſelbſt dagegen werden Sie ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widerſprüche eingelaſſen; die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen geſucht, und nur die gefundenen Reſultate habe ich ausgeſprochen." Und an Zelter ſchrieb er: „Ich habe bemerkt, daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar iſt, ſich an mein übriges Denken anſchließt und zugleich mich fördert. Nun iſt es nicht allein möglich, ſondern natürlich, daß ſich ein ſolcher Gedanke dem Sinne des Andern nicht anſchließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere; und ſo wird er ihn für falſch halten. Iſt man hiervon recht gründlich überzeugt, ſo wird man nie controvertiren." (Vgl. die Bemerkung unten zu Nr. 257). Mit der Controverſe beginnt ſogleich der Irrthum (V. 2) ſchon aus dem Grunde, weil man ſich aneinander irrt, einander mißverſteht.

---

185. Demuth.

Erschienen 1815.

Was Goethe hier von sich behauptet, hat er lebenslang in der bereitwilligen Anerkennung der Verdienste großer Hingeschiedenen und Mitlebenden (wie Schiller), und in der Beurtheilung seiner eigenen Leistungen bewährt, in denen letztern er nur Versuche, Anläufe zum Höhern, Denkmäler überwundener Perioden, „abgelegte Schlangenhäute" erblickte. Er blieb fortwährend, wie er sich schon in der Jugend in einem Briefe an Auguste Stolberg geschildert, „einer, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt."

---

186. Keins von allen.

Erschienen 1815.

Man mag sich zur Welt stellen, wie man will, knechtisch fügsam, oder herrisch ergreifend, oder gleichgültig seines Weges gehend, immer wird sie an uns etwas auszusetzen haben.

---

187. Lebensart.

Erschienen 1815.

Del tempo ni della signoria non darsi malinconia, sagt ein italienisches Sprichwort, und der gescheidte Narr (Nr. 246) epilogirt:

Schlägt mich ein Mächtiger, daß es ſchmerzt,
So thu' ich, als hätt' er nur geſcherzt.

188. Vergebliche Mühe.

Erſchienen 1815.

Wer im Leben Anderer die Warnerrolle des getreuen Eckart ſpielen will, erntet keinen Dank und ſpricht vergebens. „Die Geheimniſſe der Lebenspfade", heißt es in einer der Maximen und Reflexionen Goethe's (Abtheil. VI.), „darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anſtoßes, über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß."

189. Bedingung.

Erſchienen 1815.

Vgl. die Bemerkungen oben zu Nr. 181.

190. Das Beſte.

Erſchienen 1815.

Wie Goethe es anſah, wenn ihn auch noch in ſpätern Jahren eine heftige Leidenſchaft ergriff und es „in Kopf und Herzen zu ſchwirren" begann, zeigen ſchon die Worte in den Erläuterungen zum Buch Suleika des weſtöſtlichen Divans: „Der Hauch und Geiſt einer Leidenſchaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück- wenigſtens iſt deſſen Rückkehr, wie die eines guten Wein; jahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten."

191. Meine Wahl.

Späteſtens Anfangs 1814.

Zelter erwähnt dieſes Gedichtchens in einem Briefe an Goethe vom 9. März 1814: „Künftig erhältſt Du ein Mehreres. Das Gaſtmahl, die Luſtigen von Weimar und Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann ſind ſchon componirt; ſie ſollen nur ein wenig auskühlen.“ Da es hier mit zwei Gedichten aus dem J. 1813 zuſammen genannt iſt, ſo gehört es wahrſcheinlich demſelben Jahre an.

---

192. Memento. 193. Ein anderes.

Erſchienen 1815.

Der Menſch kann durch Willenskraft dem Schickſal Trotz bieten, muß ſich aber dabei auf harte Schläge gefaßt machen. Läßt ſich ein widriges Geſchick nicht beſeitigen, ſo gehe man ihm, wo möglich, aus dem Wege. — Der zweite Spruch ſcheint dem erſten theilweiſe zu widerſprechen; empfiehlt er ja doch, das Schickſal nicht zu fliehen. Er faßt das Schickſal wohl als das Unabwendbare, Unvermeidliche auf, das wir uns erträglicher geſtalten, wenn wir es entſchloſſen hinnehmen und unſern Willen ihm anpaſſen.

---

194. Breit wie lang.

Erſchienen 1815.

Beſcheidenheit ſchützt eben ſo wenig wie Frechheit vor Angriffen und Widerwärtigkeiten; darin liegt wohl implicite beſonders eine Warnung vor Beſcheidenheit den Widerſachern

gegenüber. Bekanntlich hielt unſer Dichter „nur die Lumpe für beſcheiden.“

195. Lebensregel.

Erſchienen 1815.

Unter den zahmen Xenien findet ſich am Schluß der vierten Abtheilung folgende weitere Ausführung dieſes Spruches, die dem 25. October 1828 angehört:

Willſt Du Dir ein hübſches Leben zimmern,
Mußt um's Vergang'ne Dich nicht bekümmern,
Und wäre Dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, ſollſt Du fragen,
Was jeder Tag will, wird er ſagen;
Mußt Dich an eignem Thun ergötzen,
Was And're thun, das wirſt Du ſchätzen,
Beſonders keinen Menſchen haſſen,
Und das Uebrige Gott überlaſſen.

196. Friſches Ei, gutes Ei.

Erſchienen 1815.

Mit der Erläuterung: „Begeiſterung iſt die Sache des erſten Gefühls, nicht der Ueberlegung“ erſchöpft ſich der Sinn dieſer Verſe nicht. Der Dichter denkt hier wohl vorzugsweiſe an den durch Kunſtleiſtungen hervorgerufenen Enthuſiasmus. Ein ſolcher bereitet dem Künſtler den höchſten Genuß, wenn er ſeinen Leiſtungen auf dem Fuße folgt, wie dieſes beſonders dem Bühnenkünſtler und Virtuoſen der Tonkunſt beſcheert iſt. Anerkennung, die erſt nach

ihren gezollt wird, wenn das Kunſtwerk vielleicht dem
inſtler ſelbſt nicht mehr am Herzen liegt, läßt dieſen
t. Goethe hatte hierüber an ſich ſelbſt Erfahrungen
ug gemacht.

197. Selbſtgefühl.

Erſchienen 1815.

Zum richtigen Verſtändniß des Spruches iſt er beſſer
erpungiren, als in den bisherigen Ausgaben geſchehen.
bis V. 6 einſchließlich bilden den Vorderſatz zum
atz in V. 7 f. „Sieht er“ (V. 3) ſteht für: Wenn
it. — Hang zum Selbſtgefühl liegt in der Natur des
hen. Wenn er ſich (die ihm inwohnenden Anlagen
räfte) gewahrt, wenn er ſich von der Natur freigebig
attet findet, und ſich bewußt iſt, oft in Schmerz
lück eine ſelbſtändige Kraft bewährt zu haben: ſollte
nicht hintendrein ein frohes Selbſtgefühl kund geben
?

198. Räthſel.

1802.

e Schiller die Veranlaſſung zur Dichtung ſeiner
iten „Parabeln und Räthſel“ in ſeiner Bearbeitung
zzi's Turandot fand, ſo wurde auch das vor-
dadurch hervorgerufen. In dieſem tragikomiſchen
Drama hängt das Schickſal des Helden von der
reier Räthſel ab. Um nun bei jeder neuen Auf-
des Stückes das Intereſſe der Zuſchauer für die
ege zu erhalten, erſetzte der Dichter ſie jedesmal

gegenüber. Bekanntlich hielt unser Dichter „nur die Lumpe für bescheiden."

195. Lebensregel.

Erschienen 1815.

Unter den zahmen Xenien findet sich am Schluß der vierten Abtheilung folgende weitere Ausführung dieses Spruches, die dem 25. October 1828 angehört:

Willst Du Dir ein hübsches Leben zimmern,
Mußt um's Vergang'ne Dich nicht bekümmern,
Und wäre Dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst Du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt Dich an eignem Thun ergötzen,
Was And're thun, das wirst Du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen.

196. Frisches Ei, gutes Ei.

Erschienen 1815.

Mit der Erläuterung: „Begeisterung ist die Sache des ersten Gefühls, nicht der Ueberlegung" erschöpft sich der Sinn dieser Verse nicht. Der Dichter denkt hier wohl vorzugsweise an den durch Kunstleistungen hervorgerufenen Enthusiasmus. Ein solcher bereitet dem Künstler den höchsten Genuß, wenn er seinen Leistungen auf dem Fuße folgt, wie dieses besonders dem Bühnenkünstler und Virtuosen der Tonkunst beschеert ist. Anerkennung, die erst nach

Jahren gezollt wird, wenn das Kunſtwerk vielleicht dem Künſtler ſelbſt nicht mehr am Herzen liegt, läßt dieſen kalt. Goethe hatte hierüber an ſich ſelbſt Erfahrungen genug gemacht.

197. Selbſtgefühl.

Erſchienen 1815.

Zum richtigen Verſtändniß des Spruches iſt er beſſer zu interpungiren, als in den bisherigen Ausgaben geſchehen. V. 2 bis V. 6 einſchließlich bilden den Vorderſatz zum Nachſatz in V. 7 f. „Sieht er“ (V. 3) ſteht für: Wenn er ſieht. — Hang zum Selbſtgefühl liegt in der Natur des Menſchen. Wenn er ſich (die ihm inwohnenden Anlagen und Kräfte) gewahrt, wenn er ſich von der Natur freigebig ausgeſtattet findet, und ſich bewußt iſt, oft in Schmerz und Glück eine ſelbſtändige Kraft bewährt zu haben: ſollte er da nicht hintendrein ein frohes Selbſtgefühl kund geben dürfen?

198. Räthſel.

1802.

Wie Schiller die Veranlaſſung zur Dichtung ſeiner ſogenannten „Parabeln und Räthſel“ in ſeiner Bearbeitung von Gozzi's Turandot fand, ſo wurde auch das vorliegende dadurch hervorgerufen. In dieſem tragikomiſchen Märchen-Drama hängt das Schickſal des Helden von der Löſung dreier Räthſel ab. Um nun bei jeder neuen Aufführung des Stückes das Intereſſe der Zuſchauer für die Räthſel rege zu erhalten, erſetzte der Dichter ſie jedesmal

durch drei neue, wobei sich ihm denn Goethe hülfreich erwies. (Vgl. unten Nr. 128 f.). Das vorliegende ist wahrscheinlich in folgender Stelle eines Briefes von Schiller an Goethe vom 1. Februar 1802 gemeint: „Ihr Räthsel habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben, es errathen zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten." Kannegießer's Lösung „Das Genie" war von Goethe gewiß nicht intentionirt; er hatte ohne Zweifel den Schalttag im Sinne.

---

199. Die Jahre. 200. Das Alter.

Spätestens Anfangs 1814.

Goethe übersandte beide Gedichtchen an Zelter den 23. Februar 1814, die Worte voranschickend: „Zu lustiger Raumerfüllung mögen hier ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufs schließen." Der erste Spruch gliedert sich schön in zwei symmetrische Hälften, das Verhalten der Jahre, der Jugend und dem Alter gegenüber, darstellend, wobei sich der Dichter wohlgemuth noch den Jüngern zuzählt („wir Jüngern"). Was die Jahre nach und nach nehmen, hat der Dichter im Divan (Buch der Betrachtungen Nr. 17) ausgeführt: Lust des Sinnenspiels, Erinnerung an den allerliebsten Tand von gestern, Durchschweifen des weit- und breiten Landes, Freude an Lob und Ehren von oben, Behagen am eigenen Thun und dreistes Wagen; aber er fügt dort tröstend hinzu, daß ihm genug übrig bliebe: Idee und Liebe. — Im zweiten Gedicht wird das Alter als „ein höflich Mann" (vgl. oben in V. 5 des Gedichtes „Lähmung" Nr. 183 „ein thätig

Mann") dargestellt, der wiederholt sein Nahen ankündigt, ähnlich wie der Tod in dem Grimm'schen Märchen „Die Boten des Todes", aber auch eben so unwillkommen ist, wie dieser, wenn er nun wirklich erscheint.

Im ersten Gedichte lautet in dem Briefe an Zelter das erste Reimpaar „Leute, heute".

---

201. Grabschrift.

Erschienen 1815.

Eine generelle Charakteristik der vier Lebensalter des Menschen in Form einer Grabschrift.

---

202. Lauf der Welt.

1826.

In einem Briefe aus München vom 30. September 1827 schrieb Zelter an Goethe: „Ich denke Dein in jeder Stunde, und wo ich hinkomme, denkt man Dein. Porzellantassen, Pfeifenköpfe, Dosen mit Goethe's Bildnisse sind, wie in den unzähligen Bilderläden Abdrücke, zu allen Preisen zu haben." Vergleicht man die Stelle:

Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen,

und erwägt man, daß der Inhalt jedenfalls auf eine späte Entstehungszeit hindeutet („Nun ich hier als Altmeister sitz'"), so liegt die Vermuthung, daß obige Briefstelle die Anregung zu diesen Versen gegeben, welche demnach etwa in den October 1827 zu setzen wären. Die Chronologie

der Entſtehung ſchreibt aber das Gedicht dem J. 1826 zu; und nach einer brieflichen Mittheilung, die mir Varnhagen von Enſe für den Commentar zukommen ließ, wäre es nicht von Goethe, ſondern von Friedrich Förſter verfaßt, und zwar auf Anlaß eines trefflichen Goethe'ſchen Bildniſſes, das Ludwig Sebbers aus Braunſchweig im Auguſt 1826 auf eine jetzt in der Weimarer Bibliothek befindliche Taſſe malte. Goethe ſcherzte bei dieſer Gelegenheit (ſ. den Brief an Zelter vom 12. Auguſt 1826) über die Sucht ihn zu malen in den unter den zahmen Xenien befindlichen Verſen:

Sibylliniſch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen;
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto öfter wollen ſie's malen.

---

203. Beiſpiel. 204. Umgekehrt.

Erſchienen 1815.

Goethe's Leben bewegte ſich meiſtens in einem Kreislauf der mannigfaltigſten Beſchäftigungen, den er ſeinen Zodiacus zu nennen pflegte: morgendliches Dichten und Sinnen, laufende Tagesgeſchäfte, Kunſtbetrachtungen, Lectüre, Geſpräch mit Freunden und Fremden löſten einander ab; (vgl. oben Nr. 174) und zu dieſer abwechſelnden Thätigkeit zwang ihn, wie er in einem Briefe an Knebel geſteht, „Das Bedürfniß ſeiner Natur". Machte ihn nun mitunter die Maſſe deſſen, was er ſich aufgebürdet hätte, ungeduldig, ſo nahm er ſich die Mutter Erde zum Beiſpiel, die, ohne die Geduld zu verlieren, ſich ſchon ſeit Aeonen täglich um

ſich ſelbſt und jährlich*) um die Sonne dreht. Aehnlich, wie hier, heißt es in den zahmen Xenien (Abtheil. II, 6):

Wie das Geſtirn,
Ohne Haſt,
Aber ohne Raſt
Drehe ſich Jeder
Um die eigne Laſt.

Der zweite, ziemlich unbedeutende Reimſpruch, der nur durch die Zuſpitzung in das Sprachſpiel „Lieb- und Schaden-froh" etwas gehoben wird, charakteriſirt auch nicht einmal Goethe's Natur. Schadenfreude war ihm ganz fremd.

---

205. Fürſtenregel.

Erſchienen 1815.

Der Dichter gibt den Fürſten eine Doppelregel. Wollen ſie die Unterthanen abhalten, über ihre Lage nachzudenken und auf Neuerungen zu ſinnen, ſo müſſen ſie ihnen panem et circenses bieten und ſie in einem Taumel von Vergnügungen erhalten (wozu man freilich, wie die römiſchen Cäſaren, eines unterjochten Hinterlandes zum Aufbringen der Mittel bedarf). Will aber der Fürſt ſeinem Volke wahrhaft nützen, ſo mag er immerhin ſtarke Anforderungen an daſſelbe machen, wenn er nur zugleich ihm einen förderlichen Schutz gewährt; und dieſes iſt nicht, wie ein Interpret meint, ein humoriſtiſcher, ſondern ein ſehr ernſt gemeinter Rath.

---

*) Statt „jährlich ſo wie jährlich" (V. 4) iſt wohl; „jährlich ſo wie täglich" zu leſen.

206. Lug oder Trug.

Erſchienen 1815.

Mundus vult decipi, die Welt will betrogen ſein, iſt ein alter Spuch. D'Alembert behandelte die Frage 1777 in einem Briefe, und die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſtellte im folgenden Jahre gar die Preisaufgabe: Est-il utile au peuple dêtre trompé? Goethe erklärt es für unerlaubt, meint aber, wenn man dem Volk etwas aufbinden wolle, möge man es nur nicht fein machen, wie er es denn auch anderswo als Requiſit einer ächten Volksreligion erklärt, daß ſie eine ſtarke Beimiſchung von „Abſurdem" enthalte.

---

207. Egalité.

Späteſtens Frühjahr 1814.

Goethe überſandte die Verſe mit einigen andern an Zelter als Beilage zu einem Briefe vom 22. April 1814 ohne Ueberſchrift. Die jetzige Ueberſchrift, die an das Geſchrei der franzöſiſchen Revolutionäre nach Gleichheit erinnert, iſt nicht glücklich gewählt. Das Gedicht hebt als eine Eigenthümlichkeit des Neides hervor, daß er ſich nur auf Gleichgeſtellte ausdehne, woraus denn nothwendig folgt, daß je mehr Menſchen und je höher ſtehenden einer ſich gleich dünkt, deſto weiter und höher ſich ſein Neid erſtrecke.

---

208. Wie Du mir, ſo ich Dir.

Erſchienen 1815.

Nur durch Liebe und Wohlthätigkeit werden Gegenliebe und Gegendienſte hervorgerufen.

---

209. Zeit und Zeitung.

Erſchienen 1815.

Goethe pflegte ſich wenig um die politiſche Tagesgeſchichte zu bekümmern und legte oft längere Zeit hindurch die eingehenden Zeitungen ungeleſen bei Seite. In den Annalen heißt es unter dem J. 1808: „Von jeher und noch mehr ſeit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da ſind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, . . . las ich keine mehr.“ In ähnlichem Sinne ſagt er in den zahmen Xenien (Abtheilung V.):

Das Zeitungs-Geſchwiſter
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um die Philiſter
Zum Narren zu halten?

Er ließ ſich durch ſeine Freunde den Ausgang, den Abſchluß der Zeitbegebenheiten berichten, „ohne ſich über die mittlern Zweifel zu beunruhigen“. Doch machte es ihm in ſpätern Jahren mitunter Vergnügen, einen frühern Jahrgang von Zeitungen gebunden zu leſen, wobei er aber immer mehr die Ueberzeugung gewann, „daß weder für ihn noch ſeine Freunde, beſonders im Sinn einer höhern Bildung, daraus das Mindeſte abzuleiten ſei.“

---

210. Zeichen der Zeit.

Erschienen 1815.

Der Spruch kann sich an Räthselhaftigkeit der Beziehung mit den Sprüchen des Bakis messen. Der Interpret muß sich einstweilen mit dem nächstfolgenden Spruche trösten.

---

211. Kommt Zeit, kommt Rath.

Erschienen 1815.

Der umfassendere Sinn des Sprichwortes in der Ueberschrift wird in den beiden darunter zusammengestellten Doppelversen auf schwierige Gegenstände wissenschaftlicher Forschung und auf schwerlösliche Kunstprobleme eingeschränkt. Bekanntlich hob Goethe manchmal einen widerspänstigen poetischen Stoff viele Jahre hindurch für einen glücklichern Moment auf, der die Rosenknospe zur Entfaltung brachte.

---

212. National-Versammlung.

Erschienen 1820.

Die Versammlungen der Volksrepräsentanten scheiden sich bekanntlich stets in eine Anzahl von Parteien und Fractionen, die sich feindlich einander gegenübergestehen, weil sie vor Allem ihre besondern Interessen im Auge haben. Doch gibt es unter ihnen auch Männer, die vorzugsweise die Wohlfahrt des Ganzen erstreben. Willst Du sie herausfinden, so gib Deine Stimme, frei von Parteirücksichten, nach Deiner persönlichen Ueberzeugung, nur im Hinblick

auf das allgemeine Staatswohl ab, und habe dann Acht, wen Du mit Deinem Votum Dir gewinneſt und wen entfremdeſt.

---

213. Dem 31. October 1817.

In der letzten Hälfte des Jahres 1816 faßte Goethe den Vorſatz, dem in's folgende Jahr fallenden dreihundertjährigen Reformations-Jubiläum eine große Cantate, etwa im Sinne des Händel'ſchen Meſſias, zu widmen. Wir gehen darauf, wenn es gleich nicht für das vorliegende Gedicht erforderlich iſt, etwas näher ein, weil bei dieſem Anlaß Goethe's Anſichten über Proteſtantismus und Katholicismus, wie über Judenthum und Chriſtenthum im Briefwechſel mit Zelter ſich einmal beſtimmter kund gaben. „Da der Hauptbegriff des Lutherthums", ſchrieb er am 14. Novbr. 1816, „ſehr würdig begründet iſt, ſo gibt er ſchönen Anlaß ſowohl zu dichteriſcher als muſicaliſcher Behandlung. Dieſer Grund nun beruht auf dem entſchiedenen Gegenſatz von Geſetz und Evangelium, ſodann auf der Vermittlung ſolcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höhern Standpunkt zu gelangen, anſtatt jener zwei Worte die Ausdrücke Nothwendigkeit und Freiheit mit ihren Synonymen, mit ihrer Entfernung und Annäherung, ſo ſiehſt Du deutlich, daß in dieſem Kreiſe Alles enthalten iſt, was den Menſchen intereſſiren kann. — Und ſo erblickt denn Luther in dem alten und neuen Teſtament das Symbol des großen ſich immer wiederholenden Weltweſens: Dort das Geſetz, das nach Liebe ſtrebt; hier die Liebe, die gegen das Geſetz zurückſtrebt und es erfüllt, aber nich aus eigener Macht und Gewalt, ſondern durch den Glauben,

und zwar durch den Glauben an den allverkündigten und Alles bewirkenden Messias. Aus diesem Wenigen überzeugt man sich, wie das Lutherthum mit dem Pabstthum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerstrebt, sobald diese sich entschließt, die Bibel als Weltspiegel zu betrachten, was ihr eigentlich nicht schwer fallen sollte." — Weiter hin heißt es: „Vielleicht ist's hier am Platze, zu dem Obgesagten ein Wort, den Katholicismus betreffend, anzufügen. Bald nach ihrer Entstehung und Verbreitung litt die christliche Religion durch sinnige und unsinnige Ketzereien; sie verlor ihr ursprüngliches Reine. Als sie aber gar rohe Völker und verderbte Gesittete bändigen und beherrschen sollte, waren derbe Mittel nöthig; nicht Lehren, sondern Dienst bedurfte man. Der einzige Mittler zwischen dem höchsten Gott des Himmels und den Erdenmenschen war nicht genug u. s. w. was wir alle wissen, und so entstand eine Art von heidnischem Judenthum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte alles in den Gemüthern umgeworfen werden; deßhalb bezieht sich das Lutherthum einzig auf die Bibel. Luther's Verfahren ist kein Geheimniß; und jetzt, da wir ihn feiern sollen, thun wir es nur alsdann im rechten Sinne, wenn wir sein Verdienst anerkennen, darstellen, was er seiner Zeit und den Nachkommen geleistet hat. Dieses Fest wäre so zu begehen, daß es jeder wohldenkende Katholik mitfeierte."

Die beabsichtigte große Cantate wurde bald nach Aufstellung eines ausführlichen Schemas (s. Brief an Zelter vom 10. December 1816) zurückgelegt und blieb unausgeführt, wie es in Annalen heißt, „wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung", in Wahrheit aber, weil die Aufgabe

für Goethe's damalige Arbeitskraft viel zu groß und umfassend angelegt war. Er brachte indeß doch einen kleinen Tribut zu dem Jubiläum, indem er die vorliegenden drei Strophen dichtete, worin er sich als eifrigen Protestanten „in Kunst und Wissenschaft" bekennt. Daß er hierbei vorzüglich an seine Stellung als Naturforscher den Zunftgelehrten gegenüber und als Künstler im Verhältniß zu den Neuromantikern gedacht habe, braucht kaum gesagt zu werden. Auffallend und ungehörig erscheint in dem Gedichte die Hervorhebung des „Türkenthrons" und des gemeinsamen „Erbfeindes".

214. Dreifaltigkeit.

Erschienen 1837.

Das Gedicht ist vielleicht deßhalb so lange zurückbehalten worden, weil es eines der christlichen Hauptdogmen ziemlich heterodox behandelt. Er bekennt sich zwar in den Schlußversen „treulich, unverstohlen" zu dem alten Credo von der heiligen Dreifaltigkeit, aber der heilige Geist, die dritte Person, auf welche die Kirche nur „eine kurze Frist", namentlich zu Pfingsten die Aufmerksamkeit hinlenkt, ist ihm der „Erste und Letzte". Gott Vater, als Weltschöpfer gedacht, tritt ihm, nachdem er sich der Welt einverleibt, als Person ganz zurück; dem Dichter war bekanntlich Gott das belebende Princip der Natur, die Weltseele (vgl. die Bemerkungen unten zu Nr. 254 f.); der Begriff eines persönlichen, der Welt gesondert gegenüberstehenden Gottes widerstrebte ihm. Der Sohn ist als historisches Bild, wie er gelebt, gelehrt und gelitten, Gegenstand seiner Verehrung

und Bewunderung. Aber das Höchſte bleibt ihm, der heilige Geiſt, den Goethe wohl als das ewige Fortwirken der Gottheit in der geiſtigen Welt auffaßte.

---

215. Agape.

1819 oder Anfangs 1820.

Am 24. December 1819 ſchrieb Goethe an Reinhard: „Iſt Ihnen ein Buch vorgekommen: Agape (oder der Weltbund der Chriſten) von Profeſſor Käſtner in Jena? Wo nicht, ſo laſſen Sie ſich's empfohlen ſein. Geſetzt auch, man gäbe dem Verfaſſer nur für die Zeit Recht, die man zum Leſen braucht, ſo gewinnt man doch Anſichten von ſeinem Standpunkt aus, an die Niemand gedacht hat. Die ganze Frage geht darauf hinaus: Hat ſich das Chriſtenthum blos durch ſittliche Wirkung auf die Menge und durch die Menge, zufällig wogend, hervorgethan und zur Einheit geſtaltet; oder iſt es von einer Einheit, von einem entſchiedenen Bunde vorſätzlich, künſtlich ausgegangen? Er behauptet Letzteres, und wenn er es nicht ſtreng beweist, ſo gibt er uns doch Verdacht genug, es möge ſo ſein. Wie wunderlich iſt die Aehnlichkeit mit unſerer neuen allgemeinen Verſchwörung, wo noch immer nicht für Jedermann entſchieden iſt, ob ſie von der Peripherie zu einem Mittelpunkt, oder vom Mittelpunkt zur Peripherie ſtrebe! Vielleicht irrt man nicht, wenn man Beides zugibt und ein pulſirendes Wechſelverhältniß zwiſchen Dispoſition und Determination annimmt."

Käſtner's Anſicht war, das Liebesmahl („Agape") ſei der Kern- und Anfangspunkt jenes Weltbundes der Chriſten

gewesen. Einzelnes in seiner Schrift bekämpfte unter andern der Philologe Eichstädt mit Erfolg. Der Dichter gibt nun in den vorliegenden Strophen den Empfindungen Ausdruck, welche die Lectüre von Kästner's Buch bei einem gläubigen Christen erregen muß; es ist für einen solchen ein schwer verdaulicher Bissen; und wenn auch die Philologen dem Verfasser manchen Irrthum nachweisen, so löscht das die böse Wirkung der Schrift nicht aus, da sie den Leser um seinen arglos vertrauenden Glauben betrügt und „dem Verdachte Raum gibt, es möge wohl so sein".

216. Nativität.

1818.

Es muß dahin gestellt bleiben, ob diese am 11. April 1818 gedichteten Verse etwa für das Album eines in's Ausland Reisenden bestimmt waren. Der Deutsche, sagt das Gedicht, findet schon an seiner Muttersprache einen hinreichenden Stoff zum Studiren; es ist aber nichts dagegen zu sagen, daß er sich auch draußen in fremden Sprachen umthue; er wird dann sicher seinen Gesichtskreis erweitern; möge er nur nicht zugleich viel Verkehrtes aufnehmen!

217. Das Parterre spricht.

1814.

Das Parterre repräsentirt in diesem am 1. December 1814 entstandenen Gedichtchen etwa jenen Theil des Theaterpublikums, von welchem der Director im Vorspiel zum Faust sagt:

nur der warm und wahr reden, der ſie innerlich erfahren hat, weßhalb die auf einer Fiction beruhenden Liebeslieder in der Regel ſo kalt laſſen.

223. Jahr aus Jahr ein.

Erſchienen 1827.

Unſer Dichter liebte es, den Cyklus der Jahrszeiten in ſeine Poeſien zu verweben („Vier Jahrszeiten" I, Nr. 349 ff. „Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten" unter Nr. 277 ff. u. a.). Hier läßt er, wie in der Regel, das Liebesglück ſich erſt im Wonnemonat entwickeln, worauf ſich dann nicht weiter um den Zeitwechſel kümmert. Umgekehrt heißt es in einem der Sprüche:

Januar, Februar, März,
Du biſt mein liebes Herz;
Mai, Juni, Juli, Auguſt,
Mir iſt nichts mehr bewußt.

224. Nett und niedlich.

Erſchienen 1827.

Die Netten und Niedlichen, die allzu zierlichen und manierlichen Schönen waren nicht ganz des Dichters Geſchmack. Die beiden Strophen ſind als zwei etwas getrennten Epochen angehörig aufzufaſſen, wie ſie denn auch in der metriſchen Form von einander abweichen. In der erſten Strophe beobachtet der Dichter erſt das zierliche Weſen des vorübergehenden Mädchens und wünſcht, daß ſie ihm angehören

möge; in der zweiten, in ruhigen Trochäen durchgeführten Strophe iſt ſie bereits ſein, aber der Dichter noch nicht ganz befriedigt, weil ſie mit gar zu ſpitzen Lippen küßt; denn er liebte es ja, Wein und Kuß

Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern feſt ſich anzuſaugen
An geliebte Lippen.

225. Für Sie.

Erſchienen 1827.

Der Dichter lehnt hier die Frage der Neugierigen ab, die zu wiſſen wünſchten, welche der vielen ſchönen Geſtalten in ſeinen Dichtungen das Abbild ſeiner eigentlichen Geliebten ſei. Jede, erwiedert er, wird die Züge, die ich von ihr entlehnt, erkennen; und ſo wird auch Sie wiſſen, was ihr urſprünglich angehört.

226. Stets derſelbe.

Erſchienen 1821.

Der Dichter ſpricht in der erſten Strophe von einer Schönen, die er auf dem Markt im Volksgedränge bemerkt, und mit der er in einem ſtillen Liebesverhältniß ſteht. Darüber wird er denn in Str. 2 zur Rede geſtellt, daß er im Greiſenalter noch immer von Mädchen ſpricht, und aufgefordert die jetzige Geliebte klar zu bezeichnen. Er nennt „die Wahrheit“. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er dabei an die Stelle im Buch der Weisheit 6, 13 ff.

gedacht: „Die Weisheit iſt ſchön und unvergänglich, und läßt ſich gern ſehen von denen, die ſie lieb haben, und läßt ſich finden von denen, die ſie ſuchen. Ja ſie begegnet und gibt ſich ſelbſt zu erkennen denen, die ſie gern haben u. ſ. w.“

---

227. Den Abſolutiſten.

Erſchienen 1827.

Der Dichter hat nichts dagegen, daß die Philoſophen jetzt nach dem „Abſoluten“ als dem höchſten Guten ſtreben, bemerkt jedoch, daß nach ſeinen Herzenserfahrungen das Abſoluteſte, die abſolute, unbedingte Liebe, uns am meiſten zu bedingen und beſchränken vermöge.

---

228. Räthſel. 229. Desgleichen.

Wahrſcheinlich 1802.

Beide Räthſel, wenn gleich erſt 1827 gedruckt, wurden vermuthlich (wie oben Nr. 198) ſchon 1802 für Schiller's Turandot gedichtet. Man hat das erſte als den Spiegel, das zweite als die Thränen gedeutet, beide meines Erachtens gleich unglücklich. So viel iſt ſicher, daß, wenn dieſe die intentionirten Löſungen waren, die Ausführung beider Räthſel als ganz verfehlt zu betrachten iſt. An dem erſten haben ſich auf meinen Wunſch geübte Räthſellöſerinnen verſucht, ohne eine mich ganz befriedigende Deutung herauszubringen. Ich will eine der aufgefundenen nicht vorenthalten, obwohl auch ſie mir nicht völlig zuſagt: Das täglich angewandte, zum treuſten Dienſt gelind erbötige Organ iſt

die Zunge, die von einem Theile der Männer, der an Aktentiſche und mühſame Handleiſtungen gebannt iſt, weniger, von den Frauen aber durchſchnittlich viel im geſelligen Verkehr, wie in ihrem Schalten unter Kindern und Geſinde gebraucht wird. Die Zunge iſt ein einfaches Organ, aber vielfachen Gebrauchs, mitunter „ſpitz und ſcharf“. Wenn im muntern Zungenſpiel manche Wiederholungen vorkommen, ſo laſſen wir uns das gefallen; es fließt manchmal recht glatt von der Zunge, wenn wir gleich im Innern Herbes leiden. Den größten und ſtets neuen Reiz hat aber ein ſchönes Zungenſpiel, wenn das Herz, die Liebe ihm Weihe und Würze gibt. — Das zweite Räthſel ſchloß ſich wahrſcheinlich dem Sinne nach an das erſte an. Ich deute es als die Zähne, die mit Schmerzen ankommen und uns wieder Schmerzen bringen, wenn ſie Abſchied nehmen, in der Zwiſchenzeit uns zwar gute Gaben bereiten, aber auch oft großes Weh, welches letztere Goethe ſelbſt manchmal an ſich erfahren. Wie er die Zähne hier etwas hyperboliſch „die beſten Freunde, die wir haben“ nennt, ſo ſpricht ſich der große Werth, den er auf ſie legt, auch in den zahmen Xenien (Abth. IV) aus:

Ich neide nichts, ich laß' es gehn,
Und kann mich immer Manchem gleich erhalten;
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzuſehn,
Das iſt die größte Prüfung mein, des Alten.

Wie dürftig und nüchtern Goethe's Räthſel ſind, tritt erſt bei Vergleichung mit den für denſelben Zweck gedichteten Schiller'ſchen recht klar hervor. Die letztern ſind voll poetiſchen Schwungs, werden dadurch aber freilich auch der eigentlichen Natur des Räthſels etwas untreu; Goethe deutet dieſes an, indem er „den ſchönen Fehler“ an

ihnen rügt, „daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes seien, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könne."

---

230. Feindseliger Blick.

Erschienen 1827.

Goethe hatte eine große Antipathie gegen Brillen. Er bediente sich zwar mitunter einer Lorgnette, aber nur im Theater in seiner etwas weit abliegenden Loge, in Bildergalerien und in seinem Zimmer, um einen entferntern Gegenstand auf der Straße zu erkennen. Seinen Wilhelm Meister läßt er sogar die Ansicht aussprechen, daß überhaupt die Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, sittlich nachtheilig wirken. „Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist; denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit der innern Urtheilskraft außer Gleichgewicht gesetzt." Ottilie in den Wahlverwandtschaften schreibt in ihr Tagebuch: „Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht ihn anzusehn und uns mit ihm zu unterhalten." Goethe hielt schon Lavater's genaues Betrachten der Physiognomie mit unbewaffnetem Auge für eine Art „Tücke"; um so mehr mußte ihm ein durch Augengläser geschärftes Beobachten zuwider sein. Noch im spätesten Alter äußerte er darüber gegen Eckermann: „So wie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. — Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wolle ein Fremder mir bei der ersten

Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. — Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen; denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht in's Auge sehen kann, und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist?"

---

231. Vielrath.

Erschienen 1827.

Um den Rath eines Mannes gebührend abzuschätzen, muß man den Mann selbst durchschauen. Fragst Du nun eine ganze Reihe um Rath, wozu soll das fruchten? Jeder wird Dir nach seiner individuellen Anschauung rathen, und wie ist es möglich, Mann für Mann zu kennen? In der vierten Abtheilung der zahmen Xenien, wo sich der Spruch wiederfindet, laut die letzte Hälfte:

Was *) wäre Rath sodann,
Sie zu verstehen?

---

*) Statt „Was" sollte man „Wo" erwarten.

Kennst Du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

---

232. Sprache.

Spätestens 1775.

Diese Verse erschienen 1773, H. D. unterzeichnet, im Göttinger Musen-Almanach für das folgende Jahr. Der Dichter tritt dem Gerede über Reichthum und Armuth, Stärke und Schwäche einer Sprache entgegen. Die Sprache ist eine goldgefüllte Urne, ein starkes Schwert; aber ungebraucht ist sie eine vergrabene Urne, ein im Arsenal ruhendes Schwert. Weißt Du in die Urne geschickt zu greifen, so kannst Du die Schätze der Sprache spenden; weißt Du das Schwert recht zu führen, so kannst Du Triumphe über die Nachbarn mit der Sprache erringen.

---

233. Kein Vergleich.

Erschienen 1827.

Die Verse sind wahrscheinlich frühern Ursprungs. Jean Paul hatte sich schon in seiner Vorschule der Aesthetik (1804, zweite Aufl. 1812) gegen das Binde 's in zusammengesetzten Wörtern, wie gegen die Endungen ung, keit u. a. ausgesprochen und demgemäß auch Ordenstern, Ableitsylbe, Darstellmittel u. s. w. geschrieben. Im J. 1818 führte er seine Ansichten im Morgenblatt in Briefform weiter aus. Goethe bekennt, daß er auch jene Wortanhängsel gern los wäre, zeigt aber, wie man durch eine

rücksichtslose Ausmusterung derselben in Verlegenheit gerathe. Schreibe einer statt Vergleichung: Vergleich von Deutschen und Franzosen, so werde jeder Patriot sogleich zornig werden und von einer gütlichen Abfindung mit den Feinden nichts wissen wollen — und dies möchte auf 1813 oder 1814 als Entstehungszeit der Verse hindeuten, — während er sich eine Vergleichung mit ihnen, eine Nebeneinanderstellung der beiderseitigen Eigenschaften, wobei wir Deutschen nur gewinnen können, ganz wohl gefallen lassen werde.

---

234. Etymologie.

(Spricht Mephistopheles).

Erschienen 1887.

Die ersten 14 Verse, ein Spott auf die Etymologen, die aus den Lauten der Wörter die Urbedeutung derselben herausfühlen wollen und daher zufällig ähnlichlautende Wörter des verschiedensten Sinnes gewaltsam zusammenzubringen suchen, sind wahrscheinlich als Nebenschößling zur classischen Walpurgisnacht im zweiten Theil des Faust entstanden. Der Greif, den Mephistopheles dort als den klugen Greis begrüßt, verbittet sich diese Benennung:

„Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt.
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns."

Die sechs angehängten Verse sollten unter einer eigenen Ueberschrift (etwa: Metrische Rigoristen) abgesondert sein.

Goethe ſpricht hier ſeinen Aerger über die ſtrengen Metriker aus, welche, ſtatt die im heroiſchen und elegiſchen Versmaß geſchriebenen deutſchen Dichtungen unbefangen zu genießen, fortwährend die Sylben meſſen und abwägen und namentlich die Trochäen als Stellvertreter der Spondeen nicht dulden wollten. Vielleicht rief die Verſe A. W. Schlegel's hochmüthige Aeußerung in ſeiner Indiſchen Bibliothek (Bd. I „Vom deutſchen Hexameter") hervor: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können." Goethe hatte ganz Recht zu ſagen, das heiße nichts Anderes, als den Hexameter aus der deutſchen Poeſie verbannen. Denn wie ſoll ſich der deutſche Dichter in einem Metrum bewegen, das Tauſende von dichteriſchen Ausdrücken, z. B. alle Amphimacer und Doppeltrochäen („Uebermuth, Erdenſöhne") ausſchließt? In den zahmen Xenien (Abtheil. V.) erklärt er:

Allerlieblichſte Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben,
Und ſchwerfälligſte Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entſteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Rede lieblich fließen,
Laß mich des Geſangs genießen
Und des Blicks, der mich verſteht!

---

235. Kunſt und Alterthum.

Erſchienen 1823.

Das Gedichtchen führt den Titel der Zeitſchrift, worin es zuerſt erſchien (IV, 2), und bezieht ſich eben auf dieſen

Titel. Man mochte den Zusatz „und Alterthum“ durch den Inhalt der Zeitschrift wenig gerechtfertigt gefunden haben. Der Dichter antwortet scherzend, wenn die Kunst (d. h. die der Kunst gewidmeten Aufsätze) der Zeitschrift Gunst erworben, so habe das Alterthum durch seinen Ruhm dem Titel ein Relief gegeben.

236. Museen.

April 1816.

Ausdruck des Verdrusses über den Mangel an Vorsicht und Sorgfalt beim Zurückholen der von den Franzosen fortgeschleppten Kunstschätze und beim Herüberschaffen neu angekaufter.

237. Panacee.

Erschienen 1828.

Der Dichter empfiehlt als Panacee (Universalarznei) gegen Geistesverkümmerung und Herzensfrost, als ein unfehlbares Vergnügungs-, Belebungs- und Erwärmungsmittel die fortwährende Freude am Großen.

238. Homer wieder Homer.

1821.

Im J. 1796 hatte Goethe im Gedicht „Hermann und Dorothea“ den Philologen F. A. Wolf hoch leben lassen (s. I, Nr. 210),

Der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch rief in die vollere Bahn.

Im Jahr 1820 nahm er Wolf's Prolegomena abermals vor und fand, daß beim Studium derſelben ſtets eine Syſtole und Diaſtole in ihm vorging. „Ich war gewohnt", ſagt er, „die beiden Homeriſchen Gedichte als Ganzheiten anzuſehen, und hier wurden ſie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfſinn und Geſchicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem ſich mein Verſtand dieſer Vorſtellung willig hingab, faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl Alles auf einen Punkt zuſammen." In ſolcher Stimmung war ihm nun das Bekanntwerden mit Schubarth ſehr willkommen. „Karl Ernſt Schubarth", ſchrieb er den 19. October 1821 an Zelter, „iſt gegenwärtig in Berlin; meldet er ſich, ſo ſei ihm freundlich. Es kommt ein Büchlein von ihm heraus: Ideen über Homer und ſein Zeitalter; begegnet es Dir, ſo greife darnach. Es iſt vermittelnd, einend, verſöhnend, und heilt die Wunden, die uns von dem Raubgethier (Wolf und Anhängern) geſchlagen worden." Ungefähr gleichzeitig ward ihm ein engliſcher Aufſatz über Homer bekannt, worin ebenfalls die Einheit und Untheilbarkeit der Homeriſchen Gedichte vertheidigt wurde; und ſo befeſtigte ſich in Goethe die Anſicht, „daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit ſolchen Werken geſchieht, der letzte Redacteur und ſinnige Abſchreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach ſeiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzuſtellen und zu überliefern." Die Reaction gegen die Wolf'ſche Anſicht, den Rückgang vom Unglauben zum Glauben, vom Sondern zum Vereinen, von der Kritik zum Genuß leitete er, wie hier im Gedicht („Denn Jugend weiß uns zu entzünden"), ſo auch in den Annalen (unter

1821) von der veränderten Sinnesweise der jüngern Generation ab: „Eine frische Jugend war herangewachsen, unterrichtet wie lebenslustig; sie unternahm mit Muth und Freiheit, den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unserer Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirksamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückelte überhaupt nicht; die Zeit hatte sich in manchem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den frühern Geist der Versöhnung wiederum walten." (Vgl. den Aufsatz „Homer noch einmal" aus dem J. 1827).

---

239. Zum Divan.

Vermuthlich um 1815.

Das Gedicht dürfte, obwohl erst 1833 veröffentlicht, etwa dem J. 1815 angehören, worin ein großer Theil des westöstlichen Divans entstand. Nachdem durch die damaligen Leistungen der Orientalisten die Geisteswelt des Morgenlandes tiefer aufgeschlossen worden war, mußte Jeder, der durch Studium seiner selbst und Anderer das Gemeinsame der Menschennatur kennen gelernt, zur Einsicht gelangen, daß Orient und Occident viel mehr Verwandtschafts- und Verknüpfungspunkte haben, als man bisher geahnt. So gefiel sich denn unser Dichter eine Reihe von Jahren (1814 bis 1819 und später) darin „sich zwischen Osten und Westen sinnig zu wiegen"; sinnig deutet auf die in den Gedichten des Divans vorwaltende Reflexion; „es ist eine Dichtart", schrieb er im März 1816 an Zelter, „die meinem Alter, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht zusagt." Der

am Schluß ausgeſprochene Wunſch, daß dieſes Schaukeln zwiſchen den beiden Welten zum Beſten gedeihen möge, deutet an, daß er bei der Abfaſſung des Gedichtes noch in der Production für den Divan begriffen war.

---

240. Angedenken.

1828.

Die Verſe erſchienen 1829 im Chaos (vgl. die Bemerkungen zu Nr. 151), waren aber ſchon im vorhergehenden Jahre gedichtet worden. In die Interpretation derſelben: „ſie feiern die Geliebte als Inbegriff des Guten, Schönen und Lieben, deren Angedenken für den Dichter das höchſte Glück iſt“ kann ich nicht einſtimmen. Unſer Gedicht ſagt: Angedenken an das Gute, das man im Leben kennen gelernt, oder auch an eigenes löbliches Wirken, erfriſcht uns fortwährend zu weiterm löblichen Streben; Andenken an das Schöne, das uns erfreut hat, erquickt und erwärmt das Herz; Andenken an die Liebe, die man erfahren, wäre ein herrlicher Segen, wenn die Erinnerung ſtets lebendig bliebe; das Beſte aber bleibt das Feſthalten des erkannten *Wahren*, des *Geſetzlichen* und *Göttlichen*, des „Einen“, das ſich durch die wechſelnden Erſcheinungen hindurchzieht und ihnen zu Grunde liegt. Vgl. oben (Nr. 226), „Stets derſelbe“, wo er die Wahrheit als die Geliebte ſeines Greiſenalters bezeichnet.

---

241. Weltliteratur.

Erschienen 1827.

Schon seit dem Bekanntwerden mit Herder in Straßburg stand in Goethe die Ueberzeugung fest, daß die Anlage zur Poesie „von Pol zu Pol" ausgesät und nicht einem einzelnen Volke, noch viel weniger einzelnen Individuen ausschließlich zugetheilt sei. Er fand aber auch bei genauerer Vergleichung der Lieder der verschiedenen Völker, daß sie alle in ihrem innersten Charakter einander verwandt sind. „Es gibt nur Eine Poesie", schrieb er 1825, „die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein." Er sah es den Deutschen, wie keiner andern Nation gelingen, die Dichtungen der verschiedensten Völker in trefflichen Uebertragungen und Nachbildungen sich anzueignen; und so entwickelte sich in ihm die Idee und Forderung einer Weltliteratur, die ein geistiges Band für die Nationen werden sollte. „Nationalliteratur", äußerte er 1827 in den Gesprächen mit Eckermann, „will jetzt nichts sagen; die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe greift in unserm Gedicht aus dem vielstimmigen Völkerchor nur die althebräische Poesie (David's Psalmen und das hohe Lied), die persischen Liebeslieder (worin Bülbül, die Nachtigall, sehnsüchtig die Rose besingt) und die Gesänge amerikanischer Wilden heraus.

242. Gleichgewicht.

Erschienen 1821.

Es mochte unserm Dichter in seinem hohen Alter oft der Gedanke kommen, wie mancher der Mitstrebenden schon vor ihm dahingegangen sei; hier und da war einer schon in den ersten Schlachten gefallen, Andere, wie Schiller, im schönsten Siegeslauf, während er selbst noch bis in's späte Greisenalter „im Bivouac übernachten mußte". Er fühlte sich dann wohl versucht, wieder Schiller's und Winckelmann's Loos, wie er es bei ihrem Tode gethan, zu preisen, daß sie, jugendkräftig geschieden, nun auch jugendlich im Andenken der Welt fortlebten. Aber dann ward er sich auch bewußt, daß er selbst noch im höchsten Alter nach Kräften fortstrebe und „seinen und seines Herrn Ruhm zu mehren" trachte, und durfte sich so mit der Hoffnung trösten, auch auf dem Bett der Ehren dahinzuscheiden.

---

243. Lebensgenuß.

Erschienen 1821.

Goethe äußerte selbst einmal in den Gesprächen mit Eckermann, sein Leben sei von Jugend auf bis in's hohe Alter nur Mühe und Arbeit und nie auf behaglichen Genuß gerichtet gewesen. Hier läßt er einen Andern darüber seine Verwunderung und Mißbilligung aussprechen; man müsse, meint dieser, sich doch auch mitunter einen guten Tag machen. Der Dichter antwortet zunächst ungefähr mit den Worten im Schatzgräber (I, Nr. 133):

Tages Arbeit! Abends Gäste!

Uebrigens habe er dann nicht einen guten Tag, wenn man ihn in Zerstreuungen hineinzerre, die ihm alle Sammlung und den Gebrauch seiner Kräfte verwehren (Str. 2). Erst da habe er da einen guten Tag, wo er wirksam und förderlich zur Erzielung des Rechten, Guten, Schönen und Wahren eingreifen könne (Str. 3). Die Schlußstrophe hat man als gegen diejenigen gerichtet angesehen, welche meinten, er habe in den Zeiten der Erhebung des Vaterlandes sich nicht so zurückhaltend bewiesen, sondern kräftig auf den Tag wirken sollen. Der Dichter sagt aber im Allgemeinen: Mein Sinnen und Trachten ist nicht auf den Tag und die Stunde gerichtet. Diese Sinnesweise nahm bei ihm mit den Jahren zu. „Ich gestehe", schrieb er am 1. December 1831 an Wilh. von Humboldt, „daß in meinen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nahräumlich, ist ganz Eins; ja, ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich."

---

244. Heut und ewig.

Vermuthlich 1784 oder 1785.

Die Strophe erschien erst 1820 in Kunst und Alterthum. Wenn sie, wie nicht unwahrscheinlich, für die Geheimnisse (s. oben Nr. 84) ursprünglich gedichtet wurde, so geht daraus hervor, wie frühe sich schon in Goethe die beim vorhergehenden Gedicht angedeutete Sinnesweise entwickelt hatte. Es ist ein vergebliches Trachten, heißt es hier, auf den Tag wirken, die Gegenwart über sich selbst aufklären zu wollen. Aufgewogt, wie er ist, spiegelt der

Strom des Tages nur verzerrte Bilder von Allem zurück; die Gegenwart ist in Selbstsucht, Dünkel und Widerspruchsgeist befangen. Da ist es für den, der das Gute, Wahre und Bleibende erstrebt, rathsamer, schweigend sich zurückzuziehn und im Stillen für eine bessere, wenn auch weit entfernte Zukunft rastlos zu wirken. Man darf nicht glauben, daß das Tüchtige schon über Nacht zur Anerkennung reife; erst in Aeonen wird es, nach vielleicht langer Verkennung, zu siegreicher Wirksamkeit gelangen.

---

245. Schlußpoetik.

Erschienen 1827.

Ich möchte glauben, daß besonders die Angriffe, die seine Romane, auch noch die Wanderjahre erfuhren, die vorliegenden Verse hervorgerufen. Er hatte dem letztgenannten Werke ein Gedicht beigegeben (s. oben Nr. 77), worin es von dem Helden heißt:

Zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten;
Doch wendet er, sobald der Pfad bedenklich,
Den ernsten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
In's eigne Herz und in das Herz der Lieben;

und von dem Geiste, der im Ganzen herrscht, es sei ein Sinn, an dem der Leser hier und da vielleicht Anstoß nehme, der jedoch im Ganzen nicht unerfreulich und unheilsam wirke. Aber diese poetische Vorrede schützte ihn nicht vor böser Nachrede. So klagt er denn der Muse sein Leid und bittet sie um Verhaltungsregeln. Sie ermahnt ihn, nach wie vor zu Hauptgegenständen seiner Dichtung Charaktere von edlem Streben zu wählen, die wohl zu Zeiten

im Leichtsinn sich vergessen, aber nie ganz verlieren können; für einen solchen Inhalt seiner Poesie würde ihm die stillere, bessere Welt stets dankbar sein. Um einen andern Anspruch auf Ruhm solle er sich nicht bemühen; seinen reinen Absichten werde doch auf die Dauer die gebührende Anerkennung werden; die Darstellung schurkischer und verrückter Charaktere möge er denen überlassen, die daran Freude haben.

---

246. Der Narr epilogirt.

1804.

Wie das vorhergehende Gedicht sich als eine Schlußpoetik darstellt, so dieses als ein abschließendes Compendium von Lebens- und Klugheitslehren, freilich nicht wie jenes in ernstem Tone, sondern in humoristischer Laune eines Shakespeare'schen Narren gehalten, aber darum im Ganzen nicht minder ernst gemeint. Es wurde erst 1827 gedruckt, aber schon 1804 als Epilog zum zweiten Akt der Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen gedichtet, wo der erste Vers, auf den glücklich ausgeführten Plan Liebetraut's anspielend, so lautete:

Das schönste Werk hab' ich verricht.

Den gescheidten Narren sieht es nicht an, wenn man ihm das gebührende Los dafür vorenthält und Andern zuwendet; er wird dagegen auch wohl einmal gelobt, wenn er etwas Dummes gemacht; und so setzt sich Eins gegen das Andere in's Gleichgewicht. Kein Wunder, daß er, dies erkennend, verdientes Lob mit Gleichmuth annimmt. Wenn ihn ein Mächtiger kränkt, so befolgt er die bereits oben in Nr. 187 gegebene Lebensregel:

Ueber Wetter- und Herrenlaunen
Runzle niemals die Augenbraunen;

aber gegen ſeines Gleichen ſetzt er ſich wacker zur Wehr. Im Glück freut er ſich der ſchönen Gegenwart, und vergällt ſich nicht ihren Genuß durch Angſt vor zukünftigem Unglück; im Mißgeſchick labt er ſich an froher Hoffnung und läßt auch das etwaige Gute, das ſeine Lebenslage bietet, nicht ungenoſſen. Er weiß, daß die Fügungen des Geſchicks ſich nicht ändern laſſen, und daß, wie hoch oder niedrig auch die Menſchen geſtellt ſind, ihr Glück hauptſächlich auf Befriedigung derſelben einfachen Bedürfniſſe beruht; wie es auch im zehnten Epigramme aus Venedig heißt:

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren ſo gut es vermag.
Merke Dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe desgleichen;
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich wie er auch will.

Politica.

Goethe war kein Freund von politiſcher Poeſie („Politiſch Lied ein garſtig Lied"), und ſo fehlte auch bei ſeinen Lebzeiten die vorliegende Rubrik in ſeinen Werken. Nichtsdeſtoweniger ſprach er für ſich im Stillen ſeinen Verdruß über das politiſche Gebahren des Tages, um ſich davon zu befreien, bald paraboliſch, bald epigrammatiſch in kleinen Gedichten und Sprüchen aus, die nach ſeinem Tode theilweiſe hier, und zum größern Theile in den zahmen Xenien am Schluſſe der ſechsten Abtheilung eingereiht worden ſind.

---

247. Bei einer großen Wassersnoth.

Vermuthlich gegen Ende 1816.

Bei der stürmischen Begeisterung, die 1813 in Deutschland erwachte, war es unserm Dichter unbehaglich zu Muthe; es schien ihm, als ob man gegen Wassersnoth das eben so gefährliche Feuer zu Hülfe rufe. Im November dieses Jahres äußerte er sich in einer Unterredung mit dem Historiker Luden, der von Erhebung des deutschen Volkes, vom Festhalten der errungenen Freiheit gesprochen, in folgender Art: „Ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit! Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür sehe ich aber Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von darther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch weithin nach Morgen aus."

---

248. Und als die Fische gesotten waren.

Vermuthlich 1815.

Die vorliegenden Verse, wenn gleich an dem Schlußvers des vorhergehenden Gedichtes anknüpfend, sind doch

wahrſcheinlich etwas ſpätern Urſprungs, wie ſie auch durch die Reimloſigkeit der Zeilen ungerader Zahl abweichen. Goethe ſpottet hier über die Haſt, womit ſich die Sieger in den Raub zu theilen eilten, und die Unverſchämtheit der Starken, die ſich den Löwenantheil zulegten.

---

249. Die Engel ſtritten für uns Gerechte.

2. März 1815.

Seltſamer Weiſe erſchien unſerm Dichter das Verhalten der Deutſchen in den Befreiungskriegen in viel ungünſtigerm Lichte, als in den frühern Kämpfen gegen Frankreich. Vorher, heißt es hier, ſtritten die Engel für unſere gerechte Sache; dennoch erlagen wir überall, und dem böſen Feinde ward der Sieg und Siegesgewinn. Da gab Logos (das Wort, Gott Sohn) den Beſiegten auf ihr Beten und Flehen ein, ſich auch einmal „als Teufel zu geriren", und ſiehe, da errangen ſie den Sieg. Den heldenmüthigen, wenn gleich erbitterten Kampf gegen die Unterdrücker als ein teufliſches Gebahren aufgefaßt zu finden, bleibt doch bei aller Abneigung Goethe's gegen Krieg und Kriegslärm auffallend. Speciell das Schalten der ſieggekrönten Deutſchen im eroberten Frankreich kann nicht wohl gemeint ſein, da ihr Sieg ja erſt als Folge des teufliſchen Treibens dargeſtellt iſt.

---

250. Am jüngsten Tag vor Gottes Thron.

Vielleicht 1821.

Das Gedicht ist vielleicht erst durch Napoleon's Tod (5. Mai 1821) hervorgerufen worden, kann aber auch schon früher, etwa 1815 auf Veranlassung der erbitterungsvollen Urtheile, die allseitig in Deutschland über den Bezwungenen gefällt wurden, entstanden sein. Bekanntlich bewunderte Goethe Napoleon's Größe und schätzte besonders an ihm das Verdienst, die Hyder der Revolution gebändigt zu haben. Er verehrte und liebte dessen Bruder Ludwig, und haßte auch überhaupt die Franzosen nicht, obwohl er sich über die Befreiung von ihrer Herrschaft aufrichtig mitfreute. „Wie hätte ich", sagte er einmal zu Eckermann, „ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört, und der ich einen großen Theil meiner Bildung verdanke?" Napoleon selbst schien ihm so unüberwindlich, daß er der Erhebung Deutschlands gegen ihn Anfangs mit hoffnungslosem Unmuth zusah. Als ihm auf seiner Durchreise nach Böhmen im April 1813 Körner, der Vater des Dichters, die Hoffnung auf schönere Zeiten äußerte, rief er heftig auffahrend: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen." Jetzt, wo er gebändigt darniederlag, waren ihm die Fußtritte ein Gräuel, die man dem todwunden Löwen von allen Seiten versetzte. Ein Ausfluß dieser Stimmung ist das vorliegende Gedicht, so wie auch der Spruch unter den zahmen Xenien (Abtheil. VI, gegen Ende):

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein!

Ein Kerl, den alle Menſchen haſſen,
Der muß was ſein!

---

251. Wolltet ihr in Leipzigs Gauen.

Vermuthlich 1815.

Nach glücklich durchgefochtenem Kampfe wurde mehrſeits der Vorſchlag gemacht, auf dem Leipziger Schlachtfelde ein großartiges Siegesdenkmal zu errichten. Der Dichter räth allen deutſchen Männern und Frauen, insbeſondere auch den vornehmen Herren und Damen, in frommer Proceſſion dorthin zu wallfahrten und ſämmtlich ihre Thorheiten zu einem runden Haufen zuſammenzuwerfen; das werde eine ungeheure Rieſenſäule geben.

---

252. Die Deutſchen ſind recht gute Leut'.

Vermuthlich 1815.

Goethe erkennt es hier an, daß dem deutſchen Volke im Ganzen einmal, und zwar zum erſten Mal, eine große That gelungen, und wünſcht, daß es nicht das letzte Mal ſein möge. Das Gedichtchen liegt ganz in dem Gedankenkreiſe von Goethe's Geſpräch mit Luden im November 1813, deſſen wir oben bei Nr. 247 gedachten, und möchte daher dieſer Zeit zuzuſchreiben ſein. „Ich habe oft", ſagte er zu Luden, „einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt (vgl. V. 1 und 2). Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit andern Völkern

erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." — Auch die Hoffnung, die in unserm Schlußverse „Daß es nicht möge das letzte Mal sein!" anklingt, drückt sich in dem Gespräch viel bestimmter aus. „Ich halte", sagte er zu Luden, „den Glauben an Deutschlands Zukunft so fest, als Sie. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, die um so viel größer sein wird denn jene gewaltige Aufgabe, als ihre Bildung jetzt höher steht."

253. Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinigen.

Spätestens 1816.

Die Mecklenburgischen Stände hatten 1814 beschlossen, dem Fürsten Blücher in seiner Geburtsstadt Rostock ein Denkmal zu errichten. Goethe wurde von dem ständischen

Ausschuß ersucht, die Ausführung des Plans durch seinen Rath zu unterstützen. Der Erzguß der neun Fuß hohen Statue wurde im Sommer 1818 vollendet, und im nächsten Jahre das Denkmal aufgestellt. Goethe hatte dazu zwei Votivtafeln entworfen; die eine stellt den Helden dar, wie er, vom Genius des Vaterlandes mit der Aegide gedeckt, sich vom Sturz mit dem Pferde aufrafft; die andere zeigt ihn zu Rosse, wie er dämonische Gestalten in den Abgrund treibt. Die zugehörigen Inschriften hatte er bereits Anfangs Juni 1816 eingesandt. In der ersten, die jetzt die Ueberschrift der Verse bildet, stand ursprünglich „Seinen", welches mit Goethe's Zustimmung in „Seinigen" verändert wurde. Der letzte der Verse lautet: „Von Feinden los", nicht, wie es erst seit 1837 heißt, „Vom Feinde los".

Gott und Welt.

Der dritte Band von Goethe's Werken (Ausgabe in 40 B.) eröffnet sich mit einer Sammlung von Reimsprüchen „Gott, Gemüth und Welt" überschrieben, die verwandten Inhaltes mit der vorliegenden Rubrik sind und sich auf Gott und sein Verhältniß zur Welt und zum Menschen, auf des Dichters kosmogonische Ansichten, das Gesetz der Polarität und seine Theorie des Lichts beziehen. Diese Sammlung muß spätestens 1814 entstanden oder abgeschlossen worden sein, da sie sich bereits in der 1815 erschienenen Ausgabe von Goethe's Werken befindet. Daß

er sie nicht unter die vorliegende erst 1827 eingeführte Rubrik geordnet hat, erklärt sich daraus, daß jene erste Sammlung aus kurzen Sprüchen besteht, während „Gott und Welt“ vorherrschend aus größern Gedichten zusammengesetzt ist. Nur die beiden längsten jener Sprüche: „Was wär' ein Gott u. s. w.“ und „Im Innern ist ein Universum auch“ hat er in die Sammlung von 1827 herübergenommen und dem Prooemion angehängt. Das vorgesetzte Motto „Weite Welt und breites Leben u. s. w.“ erschien zuerst 1817 vor dem ersten Heft zur Naturwissenschaft.

---

254. Prooemion.

1816.

Dieses im März 1816 entstandene Gedicht wurde zuerst 1817 in dem ersten Heft Zur Naturwissenschaft veröffentlicht. Daß die beiden angehängten Strophen frühern Ursprungs sind, ist bereits erwähnt.

Unser Gedicht trägt ein Gepräge, als sei es schon ursprünglich zur Einleitung und Bevorwortung einer auf „Gott und Welt“ bezüglichen Sammlung bestimmt gewesen. Die sechs ersten Verse erinnern an die Art, wie die Orientalen ihre Briefe, Bekanntmachungen u. dgl. anheben. Es spricht sich hier dieselbe Ansicht von Gott und seinem Verhältniß zur Welt aus, die uns auch in dem nächstfolgenden viel früher entstandenen Gedichte „Weltseele“ begegnet. Die Weltschöpfung dachte Goethe sich nicht als einen einmaligen Akt, sondern als einen noch immer fortwährenden Prozeß: Gott ist „von Ewigkeit in schaffendem Beruf“; und nicht bloß in der Körperwelt ist die ganze Entwickelung der

Dinge eine continuirliche Offenbarung Gottes, ſondern auch in der Geiſteswelt iſt, wie Schelling es ausdrückt, „alles wahre Sein göttlich.“ Gott ſchafft „Glauben, Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft“. Dieſer Anſicht iſt es nun ganz entſprechend, wenn für Goethe die Naturwiſſenſchaft nichts Anderes iſt, als die Erforſchung der göttlichen Geſetze, der Gedanken Gottes:

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht,
Du findeſt nur Bekanntes, das Ihm gleicht.

An ein vollſtändiges Erfaſſen dieſer Gedanken iſt freilich nicht zu denken:

Und Deines Geiſtes höchſter Feuerflug
Hat ſchon am Gleichniß, hat am Bild genug;

aber auch ſchon die bloße Ahnung jener Geſetze, das entfernte Erkennen derſelben in Bild und Gleichniß gewährt unnennbare Freude, indem es einen Blick in den innern Zuſammenhang der Dinge und in eine unendliche Stufenfolge derſelben erſchließt.

Was den Inhalt der erſten angehängten Strophe betrifft, ſo widerſtrebte unſerm Dichter nichts mehr, als die Vorſtellung eines von der Welt geſonderten und ihr gegenüber ſtehenden Gottes. Falk charakteriſirt ſeine Weltanſicht als eine ſolche, „welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinanderſtellt, ſondern in ſeliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Weſen denkt.“ Die zweite angehängte Strophe entſpricht dann weiter der Schelling'ſchen Lehre, „daß im Menſchen die Gottheit in ihrer herrlichſten Offenbarung hervortrete, daß in ihm (dem Ideal-Menſchen) der Kern und die höchſte Blüthe der Natur, daß er ein Abbild des Univerſums, ein Mikrokosmus ſei“,

woraus sich denn auch erklärt, warum die Völker das Höchste und Schönste, was sie im Menschen fanden, zum Bilde einer Gottheit vereinigten.

---

255. Weltseele.

Spätestens 1803.

Dieses Gedicht erschien 1803 unter der Ueberschrift „Weltschöpfung“ im Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Wieland und Goethe, und zwar unter die „der Geselligkeit gewidmeten Lieder“ gereiht. Vielleicht war es auch zunächst für jenen gesellschaftlichen Kreis bestimmt, für den mehrere der „geselligen Lieder“ des ersten Bandes (s. die Vorbemerkungen dazu Bd. I, S. 130 f.) gedichtet wurden. Sollte es wirklich ursprünglich ein Gesellschaftslied sein, so trat hier Goethe ausnahmsweise einmal als Nebenbuhler Schiller's in dieser Gattung auf. In der Regel wählte er sich für das gesellige Lied leichtere Sujets, anmuthige und gefällige Stoffe, deren Behandlung ihm meisterhaft gelang; wogegen Schiller durch den Ernst seiner Gesinnung und den hohen Schwung seiner Gefühle zu den erhabensten und großartigsten Gegenständen hingezogen ward, und z. B. dem Gesellschaftskreise umfassende weltgeschichtliche Gemälde aufrollte, wie in den „vier Weltaltern“, oder in das volle Aehrenfeld der Ilias hineinfiel und daraus heimtrug was er konnte, wie im „Siegesfest“, oder das ganze Universum in den Kreis der Freude und Sympathie hereinrief, wie im Hymnus „an die Freude“. In ähnlicher Weise greift hier Goethe einmal nach einem

der erhabenſten Liederſtoffe und ſtimmt in begeiſterten Tönen den Hymnus der Kosmogonie an.*)

Möglich wäre es aber auch, daß unſer Gedicht ſchon ein paar Jahre früher entſtanden iſt. Es liegt der Gedanke nahe, daß der Verkehr mit Schelling dem Dichter den Anſtoß zu dieſer Production gegeben; und zwar möchte, nach einer Stelle in Goethe's Annalen zu urtheilen, die Entſtehung derſelben mit einiger Wahrſcheinlichkeit in das J. 1798 zu ſetzen ſein. Unter dieſem Jahr berichtet Goethe nämlich: „In der Naturwiſſenſchaft fand ich Manches zu denken, zu beſchauen und zu thun. Schelling's Weltſeele beſchäftigte unſer höchſtes Geiſtesvermögen. Wir ſahen ſie nun in der ewigen Metamorphoſe der Außenwelt abermals verkörpert." Es läßt ſich freilich nachweiſen, daß die Weltanſchauung, der unſer Gedicht entfloß, ſich aus weit frühern Jahren her datirt, als wo er mit Schelling bekannt wurde. Er neigte, ſogar ehe er Spinoza kennen lernte, zu einer gewiſſen pantheiſtiſchen Anſicht der Welt hin, und mit Recht bemerkt Eckermann, daß er nur darum dieſen Denker ſo liebgewann, weil derſelbe den Bedürfniſſen ſeines Innern ſo gemäß war. „Er fand in ihm", ſagt Eckermann, „ſich ſelbſt wieder, und ſo konnte er ſich auch an ihm auf's ſchönſte befeſtigen; und da ſolche Anſichten nicht ſubjectiver Art waren, ſondern in den Werken und Aeußerungen Gottes durch die Welt ein Fundament hatten,

*) Das Gedicht als „einen geſellſchaftlichen Scherz" aufzufaſſen, wie dies neuerdings geſchehen, und darin eine humoriſtiſche Verwendung der Monadenlehre zu einem Spaß zu ſehen, iſt unſtatthaft. Der Ton des Gedichtes, Goethe's eigene Erklärungen über daſſelbe, der Platz, den er ihm angewieſen, und der Ernſt, womit er ſich wiederholt über jene Lehre geäußert, ſprechen entſchieden gegen eine ſolche Auffaſſung.

so waren es nicht Schalen, die er bei seiner eigenen spätern tiefen Welt- und Naturforschung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, sondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gesunder Richtung fortwuchs und sich zuletzt zu der Blüthe einer reichen Erkenntniß entfaltete." Wahrscheinlich war es aber die Freude, in Schelling's damaligem philosophischen System sein eigenste Ueberzeugung noch bestimmter und belebender, als in Spinoza, ausgesprochen zu finden, was ihm den vorliegenden Hymnus eingab. Wie sehr in der That Schelling's Naturphilosophie mit dem Inhalte desselben übereinstimmt, läßt sich recht augenfällig machen, wenn man einige Hauptsätze Schelling's zusammenstellt: „Alles wahre Sein ist lebendig und göttlich, die ganze Entwickelung der Dinge und ihr Dasein ist nichts als die Offenbarung des lebendigen Gottes. Gott ist das beseelende Prinzip der Dinge, die Weltseele. In der Natur lebt der Geist noch unbewußt, traumartig, gleichsam erstarrt und versteinert; die Gesetze der Natur sind Gottes Gedanken. Schon deutlicher, obschon ihnen selbst nicht bewußt, erscheint der lebendige Geist in den Thieren und leuchtet bei ihnen schon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß. Im Menschen tritt er in seiner wahren und herrlichsten Offenbarung hervor u. s. w."

Ehe man sich an einer nähern Interpretation des Gedichtes versucht, scheint es rathsam, darüber den Dichter selbst zu hören, der im Briefwechsel mit Zelter sich über den Sinn des Ganzen geäußert hat. Am 4. Mai 1826 schrieb ihm Zelter: „Hab' ich Dir wohl jemals die beigehende Composition gesandt? Sie ist schon vor zwanzig Jahren am Tage nach meiner Hochzeit unter dem Namen

Weltſchöpfung gemacht. Nun kommt mir das Stück zufällig wieder unter die Hände, und indem ich über Dich und mich erſtaune, wünſchte ich wohl zu wiſſen, unter welchen Umſtänden das Gedicht gemacht iſt.“ Goethe antwortete: „Schönſten Dank für die Partitur des wahrhaft enthuſiaſtiſchen Liedes. Es iſt ſeine guten dreißig Jahre alt (wieder eine Hinweiſung auf eine frühere Urſprungszeit als 1803) und ſchreibt ſich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth ſich noch mit dem Univerſum identificirte, es auszufüllen, ja in ſeinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte.“ Mit dieſer Erklärung könnte es vielleicht einigen Leſern ergehen, wie dem wackern Zelter, der offen geſtand, daß er damit nichts anzufangen wiſſe. Naiv genug fügte er das Bekenntniß hinzu, er habe „das enthuſiaſtiſche Lied“, ohne es im Mindeſten zu verſtehen, nur nach einzelnen dunkeln Anregungen componirt. „Nur gewiſſe Tonlängen“, ſchrieb er, „Regionen, Planeten u. dgl. erzeugten mir feſte Klänge, denen ich alles Uebrige anthun ſollte.“

Halten wir uns nun an das Gedicht ſelbſt, ſo dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß es das Univerſalleben der Natur darſtellen ſoll, wie es aus dem gemeinſamen Urquell der Gottheit nach allen Richtungen ſich ergießt; und ſo möchte wohl die ältere Ueberſchrift Weltſchöpfung als die bezeichnendere anzuſehen ſein. Wir dürfen dabei aber nicht an eine erſte, oder eine einmalige Weltſchöpfung denken, ſondern dieſer Proceß der Weltbeſeelung muß als ein continuirlicher gedacht werden. Aus dem Centralquell, dem Herzen des Weltalls, empfangen alle Lebensſtröme, die das Univerſum durchpulſen, ihre belebende Kraft. Der Dichter nun, der, wie Schiller ſagt,

der Dinge geheimſte Saat belauſcht, der mit den Göttern zu Rath ſitzt, iſt im Weltmittelpunkt, an dem Born, woraus alles Leben quillt, an der Tafel, wo die Lebenskräfte ihren „heiligen Schmaus“ halten, auch zugegen, und führt als Herold das Wort für die Gottheit, indem er jenen befiehlt, ſich nun nach allen Regionen durch das Weltall zu vertheilen. Dieſes Sichverſetzen in das Weltcentrum und dieſe Theilnahme an dem Schöpfungsact iſt es wohl, was Goethe eben als ein Identificiren mit dem Univerſum und ein theilweiſes Hervorbringen deſſelben bezeichnete.

Zuerſt werden nun (Str. 2) gewaltige Lebenskräfte in's All entſandt, welche neue Sterne geſtalten ſollen. Sie vollziehen ihren Auftrag ſogleich, und ſchon ſieht der Dichter ſie als neue Sterne geſellig unter ältern im lichtbeſäten Raume glänzen. Andere Kräfte werden zur Bildung neuer Kometen in die Welt entlaſſen (Str. 3); wieder andere ſind beſtimmt, ſich auf rohe, noch ungeformte Planeten zu werfen („greifet raſch nach ungeformten Erden“) um dort ſtufenweiſe, in abgemeſſenen Perioden (man denke an die von der Geologie nachgewieſene ſtufenförmige Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt auf unſerm Planeten) ein immer reicheres Leben zu entfalten (Str. 4). Der Dichter verweilt dann in den übrigen Strophen bei dieſer allmähligen Entwickelung des Lebens auf einem Planeten. Jene vom Weltcentrum ausſtrömenden Lebenskräfte ſind es, die dem Stein in ſeinen Grüften die feſte kryſtalliniſche Form vorſchreiben und den „wandelbaren Flor“, die Pflanzenwelt, im Luftreiche durch einen beſtimmten Kreislauf von Keimen, Wachſen, Blühen, Fruchtbringen und Verwelken hindurchführen (Str. 5). Hat aber einmal das vegetabiliſche Leben auf einem Planeten begonnen, ſo ſucht es ſich ſelbſt bis

in die ihm ungünstigsten Stellen auszubreiten (Str. 6). „Und so verdrängt" in Str. 7 ist noch immer Anrede des Dichters an die entsandten Lebenskräfte, die dadurch, daß sie den Planeten mit einer reichen Vegetation überkleiden, seine düstere, feuchtqualmende Oberfläche in ein weites, von bunter Farbenpracht glühendes Paradies verwandeln sollen. Nun aber (Str. 8) stellt sich auch die Thierwelt ein, die „gestaltenreiche Schaar", die ein Auge mitbringt, das „holde Licht zu schauen"; und nicht lange währt's, so haben die Lebenskräfte sich sogar zum ersten Menschenpaar verkörpert. Wenn aber zwei Menschen einander in's liebende Auge schauen, so fühlen sich beide innerlich befriedigt und beseligt, indem sie sich als verwandten, ja identischen Wesens, als Ausfluß desselben Urquells alles Lebens empfinden. So erkläre ich mir die etwas mystisch gehaltenen Schlußverse: Jeder Mensch ist ein Mikrokosmos, in dem sich das Alleben im Kleinen darstellt, und so wird ein liebend Paar „im sel'gen Wechselblick" mit Dank des schönsten Lebens inne, das „vom All in's All", aus einem Mikrokosmus in den andern hinüber und zurückströmt.

Goethe hat seine Ansichten über die Beseelung des Weltalls weiter ausgeführt in einem durch Wieland's Tod veranlaßten Gespräche mit Falk,*) woraus wir Einiges herausheben. Hiernach hegte Goethe die Ueberzeugung, daß von einem Untergange so hoher Seelenkräfte, wie sich in Wieland gezeigt, niemals die Rede sein könne. Er unterschied aber verschiedene Classen und Rangordnungen der

*) Falk: Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt; 2. Aufl. S. 60 ff.

letzten Urbeſtandtheile aller Weſen, die er Seelen oder noch lieber Monaden nannte; es gebe „Weltmonaden, Weltſeelen, wie Ameiſenmonaden, Ameiſenſeelen“, die, obwohl in ihrer Kraft und Wirkſamkeit außerordentlich verſchieden, doch im Urweſen einander verwandt ſeien. Die niedere Monade werde aber von einer höhern in ihren Kreis geriſſen und müſſe ihr, wenn auch widerwillig, gehorchen. Wenn nun irgend eine regierende Hauptmonas die ihr untergebenen Monaden ihres Dienſtes entlaſſe, ſo ſei dies der Tod, den Goethe demnach als einen ſelbſtändigen Act der Hauptmonas betrachtete. Alle Monaden aber ſeien von Natur ſo unverwüſtlich, daß ſie ihre Thätigkeit ſelbſt im Moment der Auflöſung nicht einſtellen; jede derſelben gehe, wohin ſie gehöre, in's Waſſer, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne. Was das Schickſal des Hauptmonas anlange, ſo komme Alles darauf an, wie mächtig die in ihr enthaltene „Intention“ ſei. Er müſſe es ſeinen Anſichten völlig gemäß finden, wenn er Wielanden einſt als einer Weltmonade, als einem Stern erſter Größe nach Jahrtauſenden wieder begegnete und Zeuge davon wäre, wie er mit ſeinem lieblichen Lichte Alles, was ihm nahe käme, erquickte und erheiterte. — Auf die Frage, ob die Uebergänge in andere Zuſtände für die Monaden mit Bewußtſein verbunden ſeien, lautete die Antwort: „Die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weiſſagung ausſieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zuſtandes, folglich Gedächtniß iſt.“

Wir laſſen dahin geſtellt, ob nicht Einiges in der Relation dieſes Geſpräches als Falk's Zuthat anzuſehen

sei; so viel ist aber gewiß, daß der wesentliche Inhalt desselben mit Goethe's anderweitigen Aeußerungen über den Gegenstand*) im Einklang steht. So schrieb er z. B. an Zelter beim Tode seines Sohnes, wo er wahrlich nicht in der Stimmung war, mit seinem System zu scherzen: „Wirken wir fort, bis wir vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

256. Eins und Alles.

Erschienen 1823.

Der Anfang unsers Gedichtes und die beiden Schlußverse können leicht zu der Ansicht verleiten, daß Goethe hier von seinem Glauben an die Fortdauer des Menschen jenseits des Todes, der aus seinen zum vorigen Gedicht erwähnten Aeußerungen hervorblickt, abtrünnig geworden sei. Es ist hier von einem Verschwinden des Einzelnen, von einem willigen Sichaufgeben, ja sogar von einem

*) Brief an Zelter, Nr. 530; Gespräche mit Eckermann I, 120—122, 154. II, 56, 68, 148 f., 282 ff., 289, 295 ff., 303, 347 f.; Morphologie Bnd. I, Heft 4, 314.

Zerfallen in Nichts, dem Alles unterworfen sei, die Rede. Achten wir aber auf seine ungefähr gleichzeitigen Gespräche mit Eckermann über diesen Gegenstand, so sehen wir, daß seine alte Ueberzeugung von der Unzerstörbarkeit des Menschengeistes noch immer fest stand. Freilich war er von jeher einem Brüten über das jenseitige Leben abhold; und vielleicht eben der Unmuth darüber, daß so Manche, statt das diesseitige Leben mit frischer und schöner Thätigkeit auszufüllen, sich einem fruchtlosen Speculiren über das zukünftige hingeben, ließ ihn Einiges hier schroffer aussprechen, als ihm nachher selbst lieb war. „Ich möchte keineswegs", sagte er damals zu Eckermann, „das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen. Allein solche unbegreifliche Dinge liegen uns zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein." Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, meinte er, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun hätten. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu ringen habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen und sei thätig und nützlich in dieser. Indeß gestand er bald nachher, daß ihn in seinem hohen Alter mitunter der Gedanke an den Tod beschäftigte. „Mich läßt dieser Gedanke", fuhr er fort, „in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit." Mit zunehmendem Alter stellte sich ohne Zweifel jener Gedanke immer häufiger bei

ihm ein; aber er ſuchte fortwährend eben ſo wenig in ſpitzfindigem metaphyſiſchem Grübeln, als in den Verheißungen einer poſitiven Religion Stützen für ſeine Hoffnung. „Die Ueberzeugung von unſerer Fortdauer", ſagte er damals zu Eckermann, „entſpringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinen Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag." Und ein ander Mal äußerte er ſich ſo, „Die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper ſind ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. Ich zweifle nicht an der Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir ſind auch nicht auf gleiche Weiſe unſterblich, und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſein." Nehmen wir hierzu, daß er nach ſeiner eigenen Erklärung unter Entelechie daſſelbe verſtand, was Leibnitz Monade nannte, ſo finden wir, wie durchaus unverändert ſich ſeine Anſichten von dem künftigen Leben ſeit jenem Geſpräche mit Falk bei Wieland's Tode (ſ. die Bemerk. zum vorhergehenden Gedichte) erhalten haben.

Wenn alſo unſer Gedicht ſchließt:

Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will,

ſo kann nicht eine Vernichtung der Weſen gemeint ſein, ſondern, ſpeciell auf den Tod des Menſchen bezogen, würde man die Verſe ſo interpretiren können: durch den Tod löst ſich die Verbindung der Hauptmonas mit ihren untergeordneten auf; jene entläßt dieſe aus ihrem Dienſte; die

letztern zerstreuen sich, aber jede, so wie auch die Hauptmonas, begibt sich in eine neue ihr angemessene Sphäre, um dort auf's Neue zu wirken und dadurch „im Sein zu beharren." Und ähnlich ist in Str. 1 das Sichaufgeben und das Verschwinden des Einzelnen, der sich im Gränzenlosen wieder findet, zu deuten. Die weiter folgenden Strophen schildern dann den hohen Beruf des Menschen, nach dem Vorbilde des Weltgeistes, und unter der Leitung hoher Meister, durch stetes Umschaffen des Geschaffenen dieses einer immer höhern Vollkommenheit entgegenzuführen.

257. Vermächtniß.

1829.

Wie Goethe's Thätigkeit um das J. 1829 überhaupt (nach seiner eigenen Bezeichnung) testamentlicher Natur war, so auch das vorliegende Gedicht. „Ich habe es", sagte er am 12. Februar 1829 zu Eckermann, „als Widerspruch der Verse: Denn Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will (die Schlußverse des vorhergehenden Gedichtes) geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung, zu meinem Aerger, in goldenen Buchstaben ausgestellt haben." Er bereute es offenbar, in dem vorhergehenden Gedichte die Vergänglichkeit und stete Umwandlung des Einzelnen gegenüber der Fortdauer des in den Einzelbildungen wirkenden Ewigen und Gesetzlichen so stark betont zu haben; darum heißt es hier: Eben weil das Ewige nicht vergehen kann, wird auch keine jener entelechischen Monaden, die ein Ausfluß des Ewigen sind, in Nichts zerfallen (Str. 1). An

dieſer längſt gefundenen Wahrheit räth uns der Dichter feſtzuhalten; ſie ſei vom Allweiſen, der unſerer Erde und den verſchwiſterten Planeten die Bahn um die Sonne gewieſen, in unſer Inneres gepflanzt (Str. 2). Dann verweist er uns an das Gewiſſen unſerer Bruſt, als an ein fortdauerndes Orakel, eine leuchtende Sonne für unſer ſittliches Leben (Str. 3). Aber nicht bloß den Anſprüchen des Gewiſſens, auch den Sinnen können wir vertrauen, wenn der Verſtand uns wach erhält, und wir dürfen in dieſem Vertrauen durch die reich geſchmückte Welt wandeln (Str. 4). Des in ihr uns beſchiedenen Glückes ſollen wir uns mäßig und vernünftig freuen, nicht thieriſch blind in den Augenblick aufgehend, ſondern im gegenwärtigen Momente Vergangenheit und Zukunft durch Erinnerung und Hoffnung mitgenießend. Dann folgen in den beiden Schlußſtrophen noch ein paar Hauptſätze aus Goethe's eſoteriſcher Lebensweisheit: Was ſich Dir im Leben als fruchtbar und fördernd erwieſen hat, ſei Dir das Wahre, wenn es auch Andern anders erſcheint. Beobachte das Treiben und Meinen der großen Welt, aber laß ſie nach ihrer Weiſe ſchalten und ſei zufrieden, wenn ſich Dir und Deinen Ueberzeugungen auch nur eine kleine Zahl von Auserleſenen anſchließt. Von jeher war es das Loos tiefer Denker und großer Künſtler, daß ſie, von der Menge verkannt, nur wenigen edlen Geiſtern und Seelen vordachten und vorempfanden. — Das ſind die inhaltsſchweren Worte, die uns der Dichter als die reifſten Früchte ſeines Nachdenkens und ſeiner Lebenserfahrungen, als ſein Vermächtniß, hinterlaſſen wollte.

Eines dieſer Worte fordert uns zu einer mehr verweilenden Betrachtung auf. Ueber den Sinn des Verſes:

Was fruchtbar ist, allein ist wahr,

gibt uns eine Stelle, die Goethe's Correspondenz mit Zelter vom J. 1829 schließt, eine authentische Erklärung. „Ich habe bemerkt", schreibt er, „daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt, und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinn des Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere; und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren. Eine Stelle in des Aristoteles Poetik (in dem Aufsatz „Nachlese zu Aristoteles Poetik" aus dem J. 1826) legte ich aus als Bezug auf den Poeten und die Composition. Herr von Raumer beharrt bei dem einmal angenommenen Sinne, indem er diese Worte als von der Wirkung auf's Publikum zu verstehen deutet, und daraus auch ganz gute und annehmbare Folgen entwickelt. Ich aber muß bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen, die mir daraus geworden, nicht entbehren kann. Für mich erklärt sich sehr Vieles aus dieser Art, die Sache anzusehen; ein Jeder, der bei seiner Meinung verharrt, versichert uns nur, daß er sie nicht entbehren könne. Aller dialektische Selbstbetrug wird uns dadurch deutlich. Möge Dir diese Betrachtung nicht allzu abstrus vorkommen!" — Uns erscheint sie nicht abstrus, aber jedenfalls bedenklich. Wie soll die objective Wahrheit jemals gewonnen werden, wenn Jeder das Recht ansprechen darf, sich bei seiner subjectiven Meinung zu beruhigen? Consequent blieb sich Goethe freilich auch mit dieser Lehre. Sie war fast eine nothwendige Folge jenes andern Satzes von ihm, daß „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe." Zwischen der

Denkweise der großen Menge und dem Denken einzelner ausgesuchten, hochbegünstigten Geister sah er eine unausfüllbare Kluft, und selbst die letztern erschienen ihm großentheils durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen, durch abweichenden Bildungsgang und dadurch bedingte Lebensanschauung so weit von einander geschieden, daß jeder Verständigungs- und Vereinigungsversuch ihm verlorene Mühe dünkte. Wir können eine solche Denkweise höchstens nur als Ausnahme bei einzelnen hervorragenden Geistern gelten lassen, deren Beruf es ist, durch Widerspruch und Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen. Im Allgemeinen aber halten wir es mit Lessing, mit seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen und zu messen, und mit seinem freudigen Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewußt. „Seine Sache war das Unterscheiden", sagte er zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf's trefflichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen; die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen." — Wer mit Goethe's Bildungsgange vertraut ist, weiß, was alles dazu beigetragen hat, diese Richtung in ihm zu begründen und zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, die ererbte Apprehension und Reizbarkeit für Widerspruch und Tadel, die sich in dem vom Schicksal, wie von der nähern Umgebung gleich zart und schonend Behandelten mit den Jahren verstärkte, das Gefühl, daß er ein zu großes Pfund zu verwalten, eine zu reiche Geistesfülle der

Welt zu überliefern hatte, um ſich lange in den labyrinthiſchen Krümmen des Zweifels und der Polemik zu verweilen — dies alles wirkte nach Einem Ziele zuſammen. Beſonders aber waren es die Erfahrungen, die er als Naturforſcher gemacht hatte, was ihn auf ſeiner einſamen Bahn feſthielt. Die ganze Zunft der Fachgelehrten mit ſehr wenigen Ausnahmen verſagte fortwährend ſeinen Leiſtungen in der Chromatik die Anerkennung, auf die er gerechten Anſpruch zu haben glaubte; er ſelbſt war nicht im Stande, ſeinen Irrthum zu erkennen; — was blieb ihm übrig, als ſich mit dem Gedanken zu tröſten, daß das Vernünftige ſtets lange in der Minorität bleibe, und im Vertrauen auf eine gerechtere Zukunft ſtille ſeinen Weg fortzuwandeln?

---

258. Parabaſe.

Erſchienen 1820.

Goethe hatte im J. 1796 Vorträge über die drei erſten Capitel des „Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie“ ausgearbeitet, die er 1820 im dritten Hefte des erſten Bandes zur Morphologie mittheilte; und denen er das vorliegende Gedicht ohne Ueberſchrift vorſetzte. Urſprünglich hatte dieſes alſo eine ſpeciellere Beziehung, indem es auf die anatomiſch-oſteologiſchen Forſchungen der neunziger Jahre zurückwies. Da aber Goethe's Streben bei dieſen Forſchungen, einen allgemeinen Typus aufzuſtellen und die geſetzliche Metamorphoſe der Geſtalten nachzuweiſen, auf jedem Gebiet der Naturwiſſenſchaft, wo er ſich beſchäftigte, daſſelbe blieb, ſo ließ ſich das Gedicht füglich an dieſer

Stelle als eine Charakteristik seiner gesammten naturwissenschaftlichen Thätigkeit einreihen. Parabase bezeichnet in der alten attischen Komödie eine Ansprache des Chorführers an die Zuschauer im Namen des Dichters.

---

259. Die Metamorphose der Pflanzen.

Beendigt 1798.

Wenn gleich dieses Gedicht erst am 17. Juni 1798 abgeschlossen wurde, so gehört es doch seiner Conception und dem größern Theile seiner Ausführung nach ohne Zweifel einer frühern Zeit an. In den Annalen sagt Goethe unter dem J. 1797: „Ich schrieb den neuen Pausias und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form.“ Aber auf eine noch frühere erste Abfassung des Gedichtes (gegen Anfang der neunziger Jahre) deutet er selbst in seinen Mittheilungen über die Schicksale der Abhandlung Metamorphose der Pflanzen hin. Er schrieb diese Abhandlung, nachdem er in Italien am letzten Ziel seiner Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile klar erkannt hatte, bald nach der Rückkehr in die Heimath nieder und veröffentlichte sie im J. 1790. Die Aufnahme, die sie bei dem Publicum fand, war für den Verfasser wenig ermuthigend. Die Männer der Wissenschaft konnten sich in die neuen Ideen nicht finden; allgemein aber war nicht zufrieden, daß der Dichter, der seine Kunst bisher mit so schönem Erfolge geübt hatte, sich auf ein ganz heterogenes Gebiet warf. „Nirgends“, erzählt er, „wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar

sein. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwunge von Zeiten beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle gar wohl begegnen könnten. Freundinnen, welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich durch Gestalt, Farbe und Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese wohlwollenden Gemüther zur Theilnahme durch eine Elegie zu locken ... Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichsten Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden; sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen."

Wer die „eigentlich Geliebte" gewesen, an die das Gedicht zunächst sich richtet (V. 1), erräth sich leicht, wenn man an die Zeit denkt, wovon hier die Rede ist. Auch bestätigt es Riemer's Zeugniß, daß es Christiane Vulpius, seine nachherige Gattin, war. Ehe sie in Goethe's Haus zog, leistete sie ihm, wie Riemer berichtet, „bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß Beider zueinander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören." — Man ist nicht berechtigt, diese bestimmten Eröffnungen als unglaubhaft und aus der

Luft gegriffen zu bezeichnen. Die Sache verhält ſich wohl ſo, daß unſer Gedicht um das J. 1790 in ſeiner erſten Faſſung als ein Seitenſchößling der Römiſchen Elegien entſtand, im J. 1797 nochmals überarbeitet, und am 17. Juni 1798 die letzte Hand daran für Schiller's Muſenalmanach auf das J. 1799 gelegt wurde.

Den vollſtändigſten Commentar zu unſerer Elegie würde nun freilich jene gleichnamige Abhandlung aus dem J. 1790 bilden. Für die Leſer, welche das Volumen derſelben abſchreckt, verſuchen wir hier einen kürzern zu geben, wobei wir jedoch ſo viel als möglich Goethe's eigene Worte gebrauchen.

Die Natur bringt das Pflanzengebilde durch Umwandlung hervor, indem ſie einen Theil durch den andern entſtehen läßt und die verſchiedenſten Geſtalten durch Modification eines einzigen Organs darſtellt. Dieſe Umwandlung nennt man Metamorphoſe der Pflanze; ſie iſt das „geheime Geſetz“ (V. 6), das allen Pflanzenbildungen zu Grunde liegt. Goethe unterſcheidet nun eine regelmäßige, eine unregelmäßige und eine zufällige Metamorphoſe, verfolgt aber in unſerm Gedichte nur die erſte, die er auch die fortſchreitende nennt. Zuerſt lenkt er (V. 11—22) die Aufmerkſamkeit auf den Kern, den Samen der Pflanze, und die erſten Organe ihres obern Wachsthums, die Cotyletonen (Samenblätter, Samenklappen, Samenlappen, Kernſtücke). Aus dem Samenkorn, worin die „Kraft noch einfach ſchlief“ (V. 15) ſtreben die Cotyledonen unter dem Einfluß der Feuchtigkeit an das Licht hervor. Sie ſind oft unförmlich und eben ſo ſehr in die Dicke als in die Breite ausgedehnt, nähern ſich aber bei vielen Pflanzen der Blattgeſtalt, und erſcheinen bei andern als wirkliche Blätter,

so daß sie sich deutlich als die ersten Blätter des Stengels zu erkennen geben. Aber auch selbst die blattähnlichsten Cotyledonen sind, gegen die folgenden Blätter des Stengels gehalten, immer unausgebildeter:

Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung,
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.

Sodann verfolgt der Dichter (V. 23—32) die Ausbildung der eigentlichen Stengelblätter von Knoten zu Knoten. Das Blatt, das im „untern Organ" (V. 28), den Cotyledonen, noch verwachsen ruhte, wird nun mannigfaltiger, indem sich die mittlere Rippe desselben verlängert, und die von ihr entspringenden Nebenrippen sich mehr oder weniger seitwärts ausstrecken. In diesen verschiedenen Verhältnissen der Rippen zueinander liegt die Hauptursache der Verschiedenheit der Blattformen. Die Blätter erscheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeschnitten, aus mehrern Blättchen zusammengesetzt, in welchem letzten Falle sie uns vollkommen kleine Zweige vorbilden (V. 27). Von einer solchen successiven höchsten Vermannigfaltigung der einfachsten Blattgestalt gibt uns die Dattelpalme ein auffallendes Beispiel. In einer Folge von mehrern Blättern schiebt sich die Mittelrippe vor; das fächerartige Blatt wird zerrissen, abgetheilt, und ein höchst zusammengesetztes, mit einem Zweige wetteiferndes Blatt wird entwickelt (V. 30). Wir sehen endlich die Blätter in ihrer größten Ausbreitung und Ausbildung, und werden bald darauf eine neue Erscheinung gewahr, die auf eine zweite Epoche, auf die Epoche der Blüthe hindeutet. Der Uebergang zum Blüthenstande kann schneller oder langsamer geschehen. Im letzten Falle bemerken wir, daß die Stengelblätter von ihrer Peripherie herein sich wieder anfangen zusammenzuziehen (V. 37),

dagegen an ihren untern Theilen, wo sie mit dem Stengel zusammenhängen, mehr oder weniger sich ausdehnen. Zugleich sehen wir, wo nicht die Räume des Stengels von Knoten zu Knoten merklich verlängert, doch wenigstens denselben gegen seinen vorigen Zustand viel feiner und schmächtiger gebildet. Oft geht aber jener Uebergang zum Blüthenstande schnell vor sich; und in diesem Falle rückt der Stengel, von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängert und verfeinert in die Höhe (V. 39) und versammelt an seinem Ende mehrere Blätter um eine Axe. Diese Blätter, die Blätter des Kelchs, sind eben dieselbigen Organe, welche sich bisher uns als Stengelblätter darstellten, nur daß sie nunmehr oft in sehr veränderter Gestalt um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt versammelt stehen (V. 41 bis 43). Die Natur bildet also den Kelch auf die Weise, daß sie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche sie sonst nacheinander und in einiger Entfernung voneinander hervorgebracht hätte, zusammen um eine Axe verbindet, meistens in einer bestimmten Zahl, zuweilen aber auch in nicht beständiger Menge („gezählet und ohne Zahl" V. 41 f.). Sie bildet folglich im Kelch kein neues Organ, sondern sie gesellt und modificirt nur die uns schon bekannt gewordenen Organe und bereitet sich dadurch eine Stufe näher zu ihrem Ziele. Fanden wir, daß von den Samenblättern herauf eine große Ausdehnung und Ausbildung der Blätter, besonders ihrer Peripherie, und von da zum Kelch eine Zusammenziehung des Umkreises vor sich gehe: so bemerken wir, daß das nächstfolgende Organ, die Krone (V. 44) abermals durch eine Ausdehnung hervorgebracht werde. Die feinere Organisation der Kronenblätter, ihre Farbe, ihr Geruch könnten sie als ganz neue Organe

erſcheinen laſſen; aber in manchen Fällen können wir den Uebergang des Kelchs zur Krone, und in andern Fällen ſogar den Uebergang der Stengelblätter zu Kronenblättern, mit Ueberſpringung des Kelchs, ſo deutlich wahrnehmen, daß die Entſtehung der Krone aus den frühern Organen durch bloße Metamorphoſe ganz unzweifelhaft wird. Aus den Kronenblättern gehen, gleichfalls durch fortgeſetzte Metamorphoſe, die Staubwerkzeuge hervor. Es entſteht nämlich ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir als Kronenblätter ſich ausbreiten geſehen, in höchſt zuſammengezogenem und zugleich höchſt verfeintem Zuſtande erſcheinen (V. 49 ff.). Dieſen Uebergang zeigt die Natur in einigen Fällen regelmäßig, z. B. bei der Canna und mehrere Pflanzen dieſer Familie. Ein wahres, wenig verändertes Kronenblatt zieht ſich zuſammen, und es zeigt ſich ein Staubbeutel, bei welchem das übrige Blatt die Stelle des Staubfadens vertritt. Auf gleiche Weiſe gehen die weiblichen Theile, die mit den Staubgefäßen auf gleicher Stufe des Pflanzenwachsthums ſtehen, aus den frühern Organen durch Metamorphoſe hervor (V. 51 ff.). Nachdem ſodann die Vereinigung beider Geſchlechter erfolgt iſt („Hymen ſchwebet herbei u. ſ. w."), zeigt ſich ſchließlich noch die größte Ausdehnung in der Frucht, und die größte Concentration in dem Samen, dem Ausgangspunkt einer neuen Pflanze. Und ſo vollendet die Natur, immer nach gleichem Geſetz verfahrend, durch abwechſelndes Ausdehnen und Zuſammenziehen in ſechs Schritten das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilen durch zwei Geſchlechter.

Dieſes Geſetz der Metamorphoſe (fährt nun der Dichter in V. 67 ff. fort) iſt überall in der Natur zu verfolgen, namentlich auch im Thierreiche (V. 69), mögen die Geſtalten,

die sich hier auseinander entwickeln (wie der Schmetterling aus der Raupe), beim ersten Anblick noch so verschieden erscheinen, ja selbst in der körperlichen und geistigen Entwickelung des Menschen. Das Letzterwähnte führt sodann den Dichter auf seine Neigung zu der Geliebten, die sich, der wachsenden Pflanze gleich, aus dem Keim der ersten Bekanntschaft zu holder Gewohnheit, dann weiter zur Freundschaft hinauf und endlich zur Liebe gesteigert. Die höchste Frucht der Liebe ist aber Gleichheit der Gesinnungen, Harmonie der Weltanschauung der beiden Liebenden. Mit diesem Gedanken erhebt sich das Gedicht zuletzt aus der didaktischen Sphäre in eine höhere poetische und rundet sich vortrefflich ab.

Schiller's Musenalmanach von 1799 zeigt folgende Varianten:

V. 10. Stufenweise geführt, bilde zu Blüthen und Frucht.
V. 12. Stille befeuchtender Schooß u. s. w.
V. 43. Um die Axe bildet sich so der bergende Kelch aus.
V. 47. Immer erstaunst Du auf's Neue u. s. w.
V. 52. Wickeln sich zwiefach hervor, sich zu vereinen bestimmt.
V. 54. Zahlreich reihen sie sich um den geweihten Altar.
V. 63. Nun, Geliebte, wende den Blick zum bunten Gewimmel,
V. 65. Jede Pflanze winket Dir nun die ew'gen Gesetze,
V. 73. Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
V. 75. Denke, wie mannigfach bald diese, bald jene Gestalten,

---

260. Epirrhema.

Erschienen 1820.

Unter dieser Ueberschrift finden wir zwei Sprüche zusammengestellt, die wie oben „Parabase" (Nr. 258) und

unten „Antiepirrhema“ (Nr. 262) Goethe's Art der Naturbetrachtung charakteriſiren. Der Dichter erſcheint in dieſen zwiſchengereihten Sprüchen als Chorführer und Verkünder einer eigenthümlichen Weiſe der Naturforſchung, worin er ſich mit den Zunftgelehrten in Widerſpruch weiß. Dieſes Verhältniß ſollen die gewählten Ueberſchriften andeuten; denn wie Parabaſe in der alten attiſchen Komödie die im Namen des Dichters an die Zuſchauer gerichtete Anrede des Chorführers bezeichnet, ſo heißen Epirrhema und Antiepirrhema die beiden Recitative deſſelben nach der Parabaſe. Die beiden hier vorliegenden Sprüche erſchienen zuerſt 1820 in den Heften zur Morphologie (I, 2) ohne Ueberſchrift, gleich nach den orphiſchen Urworten (Nr. 263). Der erſte empfiehlt „Eins wie Alles zu achten“; denn auch in dem Einzelnen ſpricht ſich das allgemeine Geſetz aus; eben ſo iſt nichts deßhalb, weil es als etwas Aeußeres erſcheint, unbeachtet zu laſſen; nichts iſt lediglich drinnen, und nichts lediglich draußen; denn kein Aeußeres gibt es, worin ſich nicht ein inneres Geſetz ausprägt, und kein Inneres gibt es, das ſich nicht draußen zu manifeſtiren ſtrebt (vgl. unten „Allerdings“ Nr. 274 und „Ultimatum“ Nr. 275). Der zweite Spruch läßt ſich durch Hindeutung auf ſchöne Kunſtgebilde erläutern. Man kann das Schöne der Kunſt als eine in die Erſcheinung getretene Idee und ſomit als den „wahren Schein“, auch mit Schiller als ein „ernſtes Spiel“ bezeichnen; eben ſo will Goethe die Naturgebilde angeſehen wiſſen; der äußern Erſcheinung liegt ſtets eine innere Regel, dem ſcheinbaren Formenſpiel ein ernſtes Geſetz zu Grunde, und ſelbſt in dem ſcheinbar einfachſten lebendigen Weſen wirkt Vieles, wie im Kunſtgebilde, harmoniſch zuſammen.

261. Metamorphose der Thiere.

Erschienen 1820.

Unser Gedicht erschien zuerst 1820 in den Heften zur Morphologie unter der Ueberschrift 'Αθροισμός (Sammlung, hier eine Zusammenstellung der auf die Metamorphose der Thierwelt bezüglichen Lehrsätze bezeichnend), dürfte jedoch in seinem ersten Entwurf wenigstens viel frühern Ursprungs sein, da in Go[illegible] Tagebuch unter dem 10. November 1806 „Hexamet[illegible]orphologie" angemerkt sind.

Wir wissen [illegible]überm, wie Goethe sich die Pflanzenwelt in ihrer une[illegible]achen Mannigfaltigkeit als durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder entstehend dachte. Als dieser geniale Gedanke in ihm zu völliger Klarheit gediehen war, bemühte er sich, auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden, auf den sich die Mannigfaltigkeit der Formen und Bildungen nach allgemeinen Gesetzen zurückführen ließe. Seine Ideen hierüber wurden im J. 1795 auf Zureden der beiden Humboldte zu Papier gebracht und finden sich in seinen sämmtlichen Werken unter dem Titel „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie". Im folgenden Jahre schrieb er unter dem Titel „Vorträge" noch eine weitere Ausführung über die drei ersten Capitel jenes Entwurfs. Goethe versucht hier wirklich einen allgemeinen Typus für die Thierwelt aufzustellen, und wendet sodann denselben auf Besonderes an; und in diesem Abschnitt findet sich eine ganze Reihe von Gedanken, die er viele Jahre nachher in unserm Gedicht poetisch ausgesprochen hat, so daß sich diese Production zu dem obengenannten Entwurf gerade so wie das Gedicht

„die Metamorphose der Pflanzen“ zur gleichnamigen Abhandlung verhält und gleichsam die poetische Blumenkrone des prosaischen Aufsatzes bildet. Wir sind demnach hier wieder in dem angenehmen Falle, den Dichter größtentheils auf eine möglichst authentische Art, mit seinen eigenen Worten erläutern zu können.

Das Gedicht knüpft an die frühern naturwissenschaftlichen Forschungen des Dichters an. Es unterstellt, daß man seine Betrachtungen über die Metamorphose der Pflanzen, der Insecten u. s. w. mit durchgemacht habe, und verheißt nun in den drei einleitenden Versen, dem *also vorbereiteten* Hörer durch den Mund der Muse große, umfassende Gesetze auszusprechen, ihm einen freien Blick über das weite Feld der Natur zu eröffnen. Der erste Abschnitt spricht alsdann noch in den weitern acht Versen das „zwiefach bestimmende“ höchste Gesetz aus: Für jedes lebendige Geschöpf gezogte die Natur den Kreis seiner Bedürfnisse genau ab, sorgte aber nicht, wie eine der „sterblichen Frauen“ im Einzelnen für die Nahrung jedes einzelnen Kindes, sondern als gemeinsame, allernährende Mutter streute sie die Lebensgaben in reicher Fülle*) umher und gab jedem Geschöpfe die Mittel und Organe, die ihm angemessenen Gaben zu finden und sich anzueignen.

Die vier ersten Verse des zweiten Abschnittes („Zweck sein selbst u. s. w.“) erklärt der Dichter in dem „Entwurf“ mit den Worten: „Wir denken uns das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch *jedes Geschöpf*

*) V. 8 hieß ursprünglich (richtiger): Gab ihm gemeßnes Bedürfniß und ungemessene Gaben.

Zweck ſeiner ſelbſt, und weil alle ſeine Theile in der unmittelbarſten Wechſelwirkung ſtehen, ein Verhältniß gegeneinander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, ſo iſt auch jedes Thier als phyſiologiſch vollkommen anzuſehen. Kein Theil deſſelben iſt, von innen betrachtet, unnütz, oder, wie man ſich manchmal vorſtellt, durch den Bildungstrieb gleichſam willkürlich hervorgebracht; obgleich Theile nach außen zu unnütz erſcheinen können, weil der innere Zuſammenhang der thieriſchen Natur ſich ſo geſtaltete, ohne ſich um die äußern Verhältniſſe zu bekümmern ... Jenen allgemeinen Typus („das Urbild" V. 4 des Abſchn. 2), den wir nun freilich erſt conſtruiren und in ſeinen Theilen erſt erforſchen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden." In den neun folgenden Verſen des zweiten Abſchnitts erläutert ſodann der Dichter die Behauptung, daß jedes Thier vollkommen aus dem Schooße der Natur hervorgegangen. Mag irgend ein Theil, ein Glied, ein Organ des thieriſchen Körpers beſchaffen ſein, wie es will, immer paßt es zum Ganzen. Mag der Kiefer ſchwächlich und zahnlos, oder mit mächtigen Zähnen beſetzt ſein, immer iſt er ein ſchickliches Organ, um den übrigen Gliedern die Nahrung zu fördern. Ebenſo verhält es ſich mit den mannigfach geformten und abgeſtuften Bewegungswerkzeugen. Und ſo iſt die Behauptung gerechtfertigt, daß die Mutter Natur allen Kindern die volle Geſundheit beſtimmt hat, indem die Geſundheit des thieriſchen Körpers auf dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller Theile zur Erhaltung des Lebens beruht. — Aus dem Bisherigen ergab ſich, daß Geſtalt und Organiſation des Thiers ſeine Lebensweiſe beſtimmt; allein umgekehrt haben auch Lebensweiſe und überhaupt „äußerlich wirkende Weſen"

Einfluß auf die Gestalt. Goethe spricht hierüber in dem Entwurf an folgender Stelle: „Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen bis auf einen gewissen Grad sich fügen muß. Das Wasser schwellt die Körper, die es umgibt, berührt, in die es mehr oder weniger eindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt nach den Gesetzen des Elements. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Anschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden." In ähnlicher Weise entwickelt Goethe in dem Entwurf den Einfluß anderer „äußerlich wirkenden Wesen" auf die Gestalt, wie der Luft, des Klimas, der Berghöhe, der Wärme und Kälte u. s. w. Aber nur „bis auf einen gewissen Grad" fügt sich der Typus („die geordnete Bildung") jenen Einwirkungen; über diese Grenze hinaus „zeigt er sich fest"; und je edler die Geschöpfe, je höher und feiner sie organisirt sind, desto strenger ist ihre Gestalt in einem „heiligen Kreise beschlossen." Die Natur ehrt diese Grenze, und nur dadurch ward ihr das Vollkommene möglich, indem sie nur so Willkür und Formlosigkeit abzuwehren vermag.

Bis hierhin (bis zum dritten Abschnitt des Gedichtes) war nur vom Verhältniß des innern Typus zu den von außen einwirkenden elementaren Naturkräften die Rede. Allein auch im Innern zeigt sich neben dem festen Gesetz ein Streben, den Kreis zu durchbrechen, „Willkür zu schaffen den Formen, wie dem Wollen". Doch auch dieses Streben

bewegt ſich in feſten Schranken. Der Entwurf erläutert dieſen Gedanken ſo: „Betrachten wir nach jenem erſt im Allgemeinſten aufgeſtellten Typus die verſchiedenen Theile der vollkommenſten Thiere, die wir Säugethiere nennen, ſo finden wir, daß der Bildungstrieb der Natur zwar eingeſchränkt iſt, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Geſtalt in's Unendliche möglich werden. Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, ſo werden wir finden, daß die Mannigfaltigkeit daher entſpringt, daß dieſem oder jenem Theil ein Uebergewicht über den andern zugeſtanden iſt. So ſind z. B. Hals und Extremitäten auf Koſten des Körpers bei der Giraffe begünſtigt, dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte ſtattfindet. Bei dieſer Betrachtung tritt uns nun gleich das Geſetz entgegen, daß keinem Theil etwas zugelegt werden kann, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt. Hier ſind die Schranken der thieriſchen Natur, in welchen ſich die bildende Kraft auf die wunderbarſte und beinahe auf die willkürlichſte Weiſe zu bewegen ſcheint, ohne daß ſie im Mindeſten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überſpringen. Der Bildungstrieb iſt hier in einem zwar beſchränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrſcher geſetzt. Die Rubriken ſeines Etats, in welche ſein Aufwand zu vertheilen iſt, ſind ihm vorgeſchrieben; was er auf jede wenden will, ſteht ihm bis auf einen gewiſſen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, ſo iſt er nicht ganz gehindert; allein er iſt genöthigt, an einer andern ſogleich etwas fehlen zu laſſen, und ſo kann die Natur ſich niemals verſchulden oder gar bankerutt werden.“

Im Schlußabschnitt nimmt unser Gedicht, wie in etwas verschiedener Art das Parallelgedicht „die Metamorphose der Pflanzen", einen höhern Aufschwung. Der Dichter erinnert daran, daß überall, selbst in den höchsten Gebieten menschlichen Wirkens, der schöne Begriff „von Macht und Schranken, von Willkür und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung" das höchste Ideal sei, welches der Mensch anstreben könne. Der Denker, der thätige Mann, der Dichter, der Künstler, der Herrscher, für sie alle gibt es nichts Höheres, als freie Bewegung innerhalb bestimmter Schranken, schöne Mannigfaltigkeit mit Einheit verbunden. Schließlich preist der Dichter den Menschen, die Krone der Schöpfung, glücklich, daß er der Natur diesen höchsten Gedanken nachzudenken vermag, und fordert ihn auf, sich durch prüfende und vergleichende Anwendung des Begriffs auf die mannigfachsten Gebiete von seiner Allgütigkeit zu überzeugen, und, wenn er noch irgendwie zweifle, aus dem Munde des Dichters die Betheuerung entgegenzunehmen, daß er nicht schwärme, sondern schaue.

262. Antepirrhema.

Erschienen 1820.

Des Mephistopheles Wort:

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt,

wird hier auf das tausendfältige Wirken der Natur angewandt, dem ein von Ewigkeit her durch den göttlichen

„Meiſtermann“ angelegter einheitlicher Plan zu Grunde liegt. — In Betreff der Ueberſchrift vgl. oben „Epirrhema“ (Nr. 260), mit welchem der vorliegende Spruch gleichzeitig erſchien.

263. Urworte. Orphiſch.*)

1817.

Am 9. October 1817 ſchrieb Goethe an Knebel: „Durch Hermann, Kreuzer, Zoega und Welcker bin ich in die griechiſche Mythologie, ja bis in die Orphiſchen Finſterniſſe gerathen.“ In den Annalen gedenkt er unſerer Dich-

*) Ueber der Reviſion der Correcturbogen kommt mir ein ſehr beachtenswerther Aufſatz von Ad. Stahr „Minna Herzlieb“ (in Weſtermann's Monatsheften, Märzheft 1870) zu Geſicht, aus dem ich das unſer Gedicht Betreffende nachtrage. Die Beziehungen, heißt es dort, die ſeit Minna Herzlieb's Rückkehr in das Frommann'ſche Haus (vergl. die Bemerkungen zu den Sonetten im Anfange dieſes Bandes S. 12) zwiſchen ihr und Goethe ſtattfinden, ſind bis jetzt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nur eine Spur glaube ich außer den beiden erwähnten (den Wahlverwandtſchaften und einem Gedenkblatt „Zum Geburtstag mit meinen kleinen Gedichten, den 22. Mai 1817“) in einem Gedicht aufgefunden zu haben, welches Goethe ſeinem vertrauten Sulpiz Boiſſerée ein Jahr nach dem eben angeführten Gedicht zu Minna's Geburtstage mittheilte. Es ſind dies die unter der Ueberſchrift „Urworte. Orphiſch“ ſpäter der Sammlung ſeiner Gedichte einverleibten fünf Strophen. Veranlaßt wurden ſie durch ſeine Beſchäftigung mit den Arbeiten Hermann's, Welcker's u. A. über die griechiſche Mythologie und die ſogenannten Orphiſchen Gedichte. Er verſuchte es, die in dem letztern behandelten Begriffe der Mächte, welche das Leben des Menſchen bedingen und geſtalten, wie er ſelbſt an Boiſſerée ſchreibt, „aus eigener Erfahrung = Lebendigkeit wieder aufzufriſchen.“ So wurde auch dies Gedicht, wie faſt alle ähnlichen, ein Gelegenheitsgedicht und zugleich eine Confeſſion, in welcher ſich ſein eigenes Schickſal wiederſpiegelte. Das Gedicht iſt unterzeichnet: Jena, d. 21. Mai 1818, alſo am Vorabende von Minna Herzlieb's Geburtstage, und war höchſt wahrſcheinlich zunächſt ihr ſelbſt beſtimmt, wie es denn auch mit der Anſpielung auf den Geburtstag derſelben beginnt und im Verlauf gleichſam eine Geſchichte ihres und ſeines Schickſals gibt. Die Zeilen der vierten Strophe, in welcher nach der Liebe und ihrem Glück das Walten herber Nothwendigkeit geſchildert wird, lauten:

tung unter dem J. 1817 mit den Worten: „Von Poetischem wüßte ich nichts vorzuzeigen, als die Orphischen Worte in fünf Stanzen und einen Irischen Todtengesang, aus Glenarvon übersetzt.“ Die griechischen Ueberschriften der vier ersten Stanzen hatte Knebel bereits als Titel eines 1789 an Frau von Schardt gerichteten Geburtstagsgedichtes angewandt, das 1815 in seiner Sammlung kleiner Gedichte mit dem Zusatz zur Ueberschrift „Nach dem Griechischen“ erschien. Goethe's Gedicht wurde zuerst 1820 in den Heften zur Morphologie veröffentlicht. Durch Freunde, die eine nähere Aufhellung desselben wünschen, ließ er sich noch in demselben Jahre bestimmen, einen Commentar darüber zu schreiben und ließ diesen mit dem Gedicht in Kunst und Alterthum abdrucken (1820, II, 3). Er findet sich jetzt in der vierzigbändigen Ausgabe von Goethe's Werken in Bd. 3, S. 341 ff.

Nach Goethe's eigener Angabe hat er im vorliegenden Gedichte, was von ältern und neuern Orphischen Lehren überliefert worden, „poetisch, compendiös, lakonisch vorzutragen gesucht.“ Auf diese Weise ist eine bedeutende und tiefsinnige Production entstanden, welche in großer Kürze

---

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten . . .
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten u. s. w.

Und damit kein Zweifel übrig bliebe, wie sehr der Dichter, der es bekanntlich liebte, das Individuelle in ein Allgemeines zu verwandeln und in dasselbe sein Besonderstes „hineinzugeheimnissen“, hier mit seinem eigenen Schicksal betheiligt war, hat er diese Betheiligung selbst in dem Commentar ausgesprochen, mit welchem er später diese Stanze zu begleiten für nöthig hielt. In demselben heißt es von dieser Strophe, sie bedürfe wohl keiner Anmerkungen weiter; „Niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu solchem Texte darreicht, Niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er sich nur erinnerungsweise solche Zustände hervorruft, gar Mancher, der verzweifeln möchte wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält.

fünf Hauptfactoren, die im Lebensschicksale eines jeden Menschen wirksam sind, personificirt uns vorführt.

Der Dämon in Str. 1 bedeutet, wie Goethe selbst erklärt, „die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem Andern bei noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu." Str. 1 betont nun die Unveränderlichkeit des Individuums.

Aber das feste, zähe Einzelwesen kommt in mancherlei Beziehungen, wodurch sein ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird. Diese Beziehungen faßt die Orphische Philosophie (Str. 2) unter der Personification Tyche (das Zufällige) zusammen. Als Wirkungen der Tyche hebt Goethe in seiner Erläuterung die Einflüsse hervor, welche bei Völkern die Kreuzung der Raçen, und bei der Erziehung des Einzelnen Säugamme, Wärterin, Vater, Lehrer, Aufseher, Gespielen, ländliche oder städtische Localität haben, zwischen denen allen jedoch die eigentliche Natur, „der alte Adam" sich hindurch behauptet.

Str. 3 stellt dann den Einfluß der Liebe auf das Leben des Individuums dar. Eros, der, nachdem er als sondernde, vereinigende und gestaltende Gottheit das alte Chaos („die alte Oede") in eine geordnete Welt, in den Kosmos verwandelt, sich zum Himmel emporgeschwungen, kommt, von Frühlingsglanz umgeben, zur Erde herab und schafft hier den Einzelnen Glück und Wehe. Gar manches Herz verliert sich in ein Labyrinth wechselnder Neigung; das edlere concentrirt seine Liebe auf eines.

Mit einem solchen Bündniß zweier Seelen gibt der Mensch, wie Goethe selbst interpretirt, „durch freien Ent-

schluß die Freiheit auf." Das Familienleben bringt große Freuden, aber noch größere Sorgen und Pflichten, und beschränkt den Einzelnen in seinen individuellen Wünschen und Neigungen so sehr, daß er sich nun noch gebundener als jemals fühlt (Str. 4). Diese bedingende und beschränkende Macht bezeichnete die alte Philosophie als Anagke (Nöthigung).

Doch innerhalb dieser Schranken ist dem Menschen als ein holder Genius die Elpis (Hoffnung) zugesellt, die seinen Geist mit einem Flügelschlage emporhebt, befreit und ermuthigt (Str. 5).

Ursprünglich fehlten in den Ueberschriften der fünf Strophen die deutschen Namen, und es lauteten:

Str. 1, V. 6 f. Das ändern nicht Sibyllen, nicht Propheten,
Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt

Str. 5, V. 7. Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen
Zonen;

264—270. Atmosphäre. Howard's Ehrengedächtniß. Stratus. Cumulus. Cirrus. Nimbus. Wohl zu merken!

1817—1821.

Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt „die Verse zu Howard's Ehrengedächtniß" in das J. 1817, wo unser Dichter auch einen Aufsatz über Wolkenbildung schrieb. Er selbst erwähnt ihrer in den Annalen erst unter dem J. 1821 in folgender Stelle: „Schon seit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beschäftigt und große Vortheile bei Naturerscheinungen gewährt. Ich schrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen,

welche die Hauptworte seiner Terminologie enthielten (Stratus, Cumulus u. s. w.), auf Ansuchen seiner Freunde jedoch noch einen Eingang von drei Strophen (das zweite der oben benannten Gedichte) zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes." Die Sache verhält sich wohl so, daß er die vier Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus schon im J. 1817 gedichtet, aber erst 1821 die Einleitung, und den Schluß Wohl zu merken! hinzugefügt hat. Die vier Strophen Stratus u. s. w. erschienen bereits 1820 im dritten Heft zur Naturwissenschaft, dann nochmals 1822 mit Einleitung und Schluß zusammen im vierten Hefte zur Naturwissenschaft.

Wie sich Goethe's Interesse an meteorologischen Erscheinungen allmälig entwickelte, hat er uns selbst im Vorwort seiner Aufsätze zur Meteorologie mitgetheilt. „Mit kindlichem, jugendlich frischem Sinne", sagt er, „bei einer städtisch-häuslichen Erziehung, blieb dem sehnsuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht, als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarhäuser beschränkt, desto freier die Abendseite. Das Abglimmen des Lichts bei heitern Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit, und es sind noch frühere Zeichnungen übrig von seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden, und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von trockenem und klarem Wetter auf dem Lande, sowie zur

See von einem günſtigen Winde, das ganze Schickſal einer Ernſt- oder Luſtfahrt oft allein abhängt. In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmoſphäriſchen Erſcheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrene jedoch zuſammenzuſtellen, fehlten mir Umſicht und wiſſenſchaftliche Verknüpfungswege. Erſt als Se. K. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchſtdieſelben mich aufmerkſam auf die von Howard (Luke H., geb. zu London 1772) bezeichneten und in gewiſſe Rubriken gebrachten Wolkengeſtalten. Ich verfehlte nicht, aus der Erinnerung, was mir früher bekannt geworden, zurückzurufen, und erneuerte meine Aufmerkſamkeit auf Alles, was in der Atmoſphäre den Augen bemerkbar ſein konnte. Ich ergriff die Howard'ſche Terminologie mit Freuden, weil ſie mir einen Faden darreichte, den ich bisher vermißt hatte."

Die einleitenden Verſe:

Atmoſphäre

laſſen zuerſt durch einen Dritten das Bedenken ausſprechen, ob es möglich ſei, ſich in den unendlich mannigfachen und zahlreichen meteorologiſchen Phänomenen begrifflich zurecht zu finden (V. 1—4). Darauf erwiedert der Dichter, der rechte Weg, ſich in den unendlichen Naturerſcheinungen zu orientiren, ſei der, daß man erſt ſorgfältig unterſcheide und ſodann folgerecht verknüpfe (V. 5 f.), weßhalb er dem Manne ſich zu Dank verpflichtet fühlt, der ihm den Faden zur Unterſcheidung und Claſſificirung der Wolkengeſtalten gereicht.

Howard's Ehrengedächtniß

führt im ersten Abschnitt die Wolkengöttin Kamarupa aus dem Gedichte Megha-Duta (Wolkenbote) von Kalidas (dem Verfasser der Sakontala) als Personification der wechselnden gestaltenreichen Wolkenbildung ein. Er lernte diese Dichtung 1817 aus einer englischen Uebersetzung kennen und wurde lebhaft davon eingenommen, wenn gleich der Uebersetzer nicht besonders treu, sondern „paraphrastisch und suppletorisch" verfahren und sich Transpositionen der Motive erlaubt hatte. „Man hatte sich mit Wolken und Wolkengestalten", sagt er in den Annalen, „so lange herumgetragen, und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anschauung im Geiste folgen." Im J. 1821 übersetzte ihm Kosegarten den Anfang der Dichtung unmittelbar aus der Ursprache, wodurch er einen viel genauern Aufschluß gewann und von erhöhter Begeisterung für das Werk ergriffen wurde. Den Inhalt gibt er in dem Aufsatz „Indische Dichtung" so an: „Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling gibt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und zu segnen, wodurch man denn einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen ausgestattet sein müsse." — Der zweite Abschnitt („Nun

regt sich kühn") schildert den Gestaltwechsel der Wolken; der dritte („Er aber, Howard") preist die neue Lehre und ihren Begründer und deutet durch den vorletzten Vers („Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt") auf den Inhalt der vier folgenden Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus und Nimbus voraus, worin die vier Hauptformen der Wolkengebilde geschildert werden, die sich dem Dichter zugleich zum sinnvollen Bilde des Lebens und des zum Ewigen emporstrebenden Geistes gestalten. Wir nehmen zu näherer Verdeutlichung derselben Einiges aus Goethe's Meteorologie (nach Howard) abkürzend auf.

Stratus.

Hierunter werden diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif, der sich vom Sumpf oder von feuchten Wiesen erhebt und darüber eine Zeit schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann Alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da, wie gesagt, die horizontal gelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis zu einer gewissen Höhe der Atmosphäre („Mittelhöhe" V. 9), etwa 1200 Toisen, behalten. Daher müssen sie auch, sobald das Barometer steigt, eine Veränderung der Form erfahren. Wir sehen dann oft unterwärts die Wolke noch streifen- oder schichtweise horizontal schweben, während aufwärts gedrängte, geballte Massen vertical nach der Höhe hin sich entwickeln.

Cumulus

werden nun solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich, nicht mit dem Stratus zusammenhangend,

am Horizont heraufziehen und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dies sind die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien mit unendlicher Gestaltenveränderung von Süden nach Norden ziehen, und über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinan, die ungeheuern periodischen Regen ausschütten. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhöht sich der Barometerstand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höhern Luftregionen zugeführt wird. Wenn diese leichten Wölkchen, von jenen starren Wolken abgesondert, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, so heißen sie:

Cirrus.

Dieser aber erscheint in vielerlei Gestalten, welche der Beobachter wohl kennen muß, um nicht irre zu werden. Bekannt sind sie einem Jeden, wenn sie wie eine Heerde hintereinander dahinziehender Schäfchen, oder gelockerter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber scheint der Himmel wie mit Besemen gekehrt, und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegeneinander, sondern streichen wie zufällig durch die höhere Atmosphäre. Ferner ist es ein seltener, aber schöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erscheint. Alle diese Fälle lassen sich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, sowie auch jene leicht hinschwebenden Wolken, die so oft am Monde vorüberziehn.

Nimbus.

Mit diesem Worte wird der Fall bezeichnet, wenn sich im Sommer gewitterhaft über große Landesbreiten eine

düstere Wolke heranwälzt und unten schon abregnet, indessen ihr oberer Saum noch von der Sonne beschienen wird.

Wohl zu merken!

In diesen drei abschließenden Strophen warnt der Dichter vor einem starren Haften an den Einzelergebnissen der neuen Theorie. Haben wir mit Howard die Wolkengebilde sorgfältig unterschieden, so müssen wir auch nicht versäumen, die Uebergänge vor- und rückwärts zu betrachten, um so eine lebendige Uebersicht über die Entwickelungsfolge der Phänomene zu gewinnen (Str. 1). Insbesondere haben der Maler und der Dichter zwar sich genau mit Howard's Lehre bekannt zu machen und auch in ihren Naturgemälden das Charakteristische jeder Art von Wolkenbildung hervorblicken zu lassen; aber wenn sie ächten Künstlersinn haben, werden sie auch „das Uebergängliche, das Wilde" zu fühlen, zu erfassen und nachzubilden wissen (Str. 2 und 3).

---

271. Was es gilt.

Dem Chromatiker.

1817.

Die beiden unter der obigen Ueberschrift zusammengestellten Gedichte erschienen zuerst in dem 1817 redigirten ersten Hefte zur Naturwissenschaft vor der Abtheilung „Zur Farbenlehre (Chromatik)". Die ersten vier Verse entstanden zu Pfingsten 1817. Goethe that sich etwas darauf zu Gute, daß seine Theorie von den Farben praktisch verwerthbar, insbesondere dem Maler förderlich sei, und glaubte darin eine Bürgschaft für ihre Wahrheit erblicken zu dürfen.

Dieſes deutet der erſte Spruch an. In den zehn folgenden Verſen polemiſirt er gegen Newton's Lehre von der Entſtehung der Farben aus der Brechung des Lichts und gegen die Lehre von der Polariſation des Lichts, die beſonders Biot in dem Capitel über die entoptiſchen Farben erörtert hatte. Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1817, wie er dem Vortrage eines akademiſchen Lehrers, der die Polariſationslehre durch einen Apparat zu demonſtriren unternahm, gleich bei den erſten Anſtalten entronnen ſei.

272. Herkömmlich.

Erſchienen 1822.

Unſer Gedicht wurde zuerſt im vierten Heft „Zur Naturwiſſenſchaft" als Motto vor der Abtheilung „Chromatik" gedruckt. — Katholiſche wie proteſtantiſche Prieſter werden nach wie vor in herkömmlicher Weiſe ihre Lehren verkünden und ſich der um ſie verſammelten Gemeinde freuen, die, mag Altes oder Neues gelehrt werden, die Worte obenhin nachzuſtammeln pflegt. Das Privilegium jener Lehrer nimmt der Dichter für die Verkündigung ſeiner Farbentheorie in Anſpruch; es werde bei dieſer Verkündigung weder Wunden noch Narben abſetzen, und wenn er damit eine Sünde begehe, ſo ſei es gewiß eine der läßlichſten.

273. Geſetz der Trübe.

1827.

Vorliegendes Gedicht, am 1. Februar 1827 entſtanden, erſchien in „Kunſt und Alterthum" (Bd. 6, Heft 1) mit der Ueberſchrift „Warnung, eigentlich und ſymboliſch

zu nehmen", und ward auch in die ſiebente Abtheilung der „zahmen Xenien" zwiſchen andere auf die Chromatik bezügliche Sprüche eingereiht, wo ſich auffallender Weiſe auch der Druckfehler in V. 4 („Bilden" ſtatt: Bildern) wiederfindet. In Betreff der jetzigen Ueberſchrift bemerken wir, daß Goethe ſich die Farbenerſcheinungen durch ſeine Theorie der „trüben Mittel" zu erklären ſucht. Das hellſte Licht, lehrt er, durch ein ſehr wenig dichtes Medium geſehen, erſcheint gelb. Nimmt die Trübe eines ſolchen Mittels zu oder wird ſeine Tiefe vermehrt, ſo nimmt das Licht allmälig eine gelbrothe Farbe an, die ſich endlich zum Rubinrothen ſteigert. Wird dagegen die tiefſte Dunkelheit durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Medium geſehen, ſo erſcheint Blau, welches immer heller und blaſſer wird, je mehr die Trübe des Mittels wächſt, und um ſo dunkler und ſatter, je durchſichtiger das trübe Medium wird, und zuletzt beim geringſten Grade der Trübe als ſchönſtes Violett erſcheint. Von der Wahrheit dieſer Theorie, verlangt er (Str. 2), ſoll man ſich in Gottes freier Natur überzeugen, nicht aber ſich mit den Anhängern Newtons in die dunkle Kammer (Str. 1) einſperren, um dort, wie es in den zahmen Xenien heißt, den weißen Sonnenſtrahl, als ob's ein Stricklein wär', in Farbenfäden aufzubröſeln.

---

274. Allerdings.

Dem Phyſiker.

Erſchienen 1820.

Dieſe Verſe wurden zuerſt dem Schluß des dritten Heftes „zur Morphologie" als „heiteres Reimſtück" ohne

Ueberschrift beigegeben. Sie schließen sich an ein Paar Verse des Gedichtes „Die menschlichen Tugenden“ von Haller:

In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.
Zu glücklich, wenn sie noch die äußere Schale weist!

Wie abhold Goethe diesem Ausspruch sein mußte, ergibt sich schon aus dem „Epirrhema“ (Nr. 260):

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.

In ähnlichem Sinne sagt er im Vorwort zur Farbenlehre, wer die Wirkungen eines Dinges vollständig darlege, lege zugleich das Wesen des Dinges dar; wer die Handlungen, die Thaten eines Menschen nach allen Seiten schildere, gebe damit ein Bild seines Charakters; wer die Thaten des Lichts, die Farben, getreu und umfassend vorführe, gebe damit Aufschluß über das Licht; die Natur spreche mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen, dem Aufmerksamen sei sie nirgends todt und stumm; aber auch freilich nur zu dem rede sie, der ihr Empfänglichkeit entgegenbringe, dessen Brust nicht eine kernlose Schale sei.

---

275. Ultimatum.

Erschienen 1827.

Das Ultimatum betheuert Zweiflern gegenüber noch einmal den vollen Ernst seiner Behauptung, daß man an der Natur kein Inneres und Aeußeres, nicht Kern und Schale unterscheiden dürfe, und daß bei der Naturforschung der Erfolg vor Allem von der Empfänglichkeit des Betrachtenden abhange; der für die Sprache der Natur empfäng-

liche Mensch trage ihren Kern in seinem Herzen, im Mikrokosmus spiegle sich der Makrokosmus ab.

---

276. Die Weisen und die Leute.

1814.

„Die Weisen und die Leute" oder das „Gastmahl der Weisen", wie das Gedicht im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel heißt, wird unter der letztern Bezeichnung in den Annalen unter dem J. 1814 als ein „dramatisch lyrischer Scherz" charakterisirt, „worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft beästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen." Goethe bemerkt dabei, es sei wohl nicht für's Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt gewesen, habe aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden müssen.

Am 31. October 1814 fragte er brieflich bei Zelter an, ob er eine Abschrift des Gedichtes besitze, und fügte hinzu: „Ich zweifle daran; Riemer wollte noch die passenden Personagen darüber setzen." Zelter bat nun wiederholt um das Gedicht; allein gegen Ende Mai 1815 schrieb ihm Goethe: „Das Gastmahl der Weisen habe ich secretirt. Wenn es bekannt würde, so müßte es gewisse Individuen sehr tief verletzen, und die Welt ist denn doch nicht werth, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe."

Riemer bemerkt hierzu: „Es ist zu bedauern, daß Goethe's oft zu ängstliche Discretion, die ihm doch nichts geholfen, uns die nähere Kenntniß dessen vorenthält, was

er doch mitzutheilen Luſt hat. Die albernen Philiſterfragen, die hier von den Leuten gethan und von den Weiſen perſiflirt werden, mögen freilich gewiſſen Individuen vorzugsweiſe angehören, wie denn jede Narrheit ihren beſondern Liebhaber hat; aber dieſer bekennt ſich meiſtens nicht dazu, und wenn er nur nicht namentlich aufgerufen wird, ſo glaubt er nicht, daß es ihn angehe. Allein man hat doch dieſe und ähnliche Fragen ſchon längſt in ältern und neuern, zumal moraliſchen und populärphiloſophiſchen Schriften geleſen, ſo daß ſie gar nicht mehr als individuelle, ſondern als allgemeine, auf einer gewiſſen Culturſtufe vorkommende Aporeme zu betrachten ſind. Da es nun nur allgemeine Fehler und Unarten des Geſchlechts ſind, welche auf ſeine Art, d. h. mit gutem Humor zu rügen der Dichter Fug und Recht hat, ſo gut wie der Prediger auf die ſeinige: ſo hätte das Gedicht für Einzelne nicht verletzender gewirkt, als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz, wäre es auch früher bekannt geworden. Es muß alſo Goethe noch andere und beſondere Gründe gehabt haben, damit ſo zurückhaltend zu ſein; ſie ſind mir aber nicht zur Kenntniß gekommen. — Wenn aber die Fragenden ſich anonym im großen Haufen verlieren mögen, ſo mußten doch die Beſcheidgebenden durch Perſönlichkeit und Namen ſich auszeichnen; und da dieſe nicht aus der Gegenwart genommen werden durften, um nicht irgendwen zu compromittiren, ſo war kein anderer Ausweg, als in's Alterthum zu gehen und Stellvertreter aus den wiſſenſchaftlichen Gebieten, in welche die Fragen zu gehören ſchienen, auszuwählen. Goethe übertrug mir dieſes Geſchäft, und ich habe geſucht mich ſo gut aus der Sache zu ziehen, als mir möglich war."

Riemer hat den Auftrag mit Glück ausgeführt. Die ſehr unnöthige Discretion aber, die Goethe bei dieſer Gelegenheit zeigte, läßt erkennen, wie gänzlich ihm jetzt die friſche, muthige Streitluſt wieder abhanden gekommen war, in welche ihn Schiller in die Xenien-Periode hineingeriſſen hatte.

277—290. Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten.

1827.

Mit zunehmenden Jahren entwickelte ſich in Goethe ein immer umfaſſenderes Intereſſe für die poetiſchen Literaturen fremder Völker, ſo daß allmälig ſich in ſeinem Geiſte die Idee einer poetiſchen Weltliteratur ausbildete, die ihm wie eine entzückende Sphärenharmonie erſchien:

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzerin Lied am Thore lieblich klang,
Des Perſers Bülbül Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun —
Ein Sphärentanz, harmoniſch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Selbſt die Poeſie des entlegenſten Oſtens, die chineſiſche erregte ſeine lebhafte Theilnahme. Schon 1813, als der Kriegsſturm eben in Deutſchland am ſtärkſten tobte, hatte er ſich in das Studium des chineſiſchen Reichs geflüchtet.

Ende Januars 1826 fand ihn Eckermann über der Lectüre eines chinesischen Romans, dem er reichliches Lob spendete, und worin er, insofern darin Alles verständig, sittlich und bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung zuging, eine gewisse Aehnlichkeit mit seiner epischen Dichtung Hermann und Dorothea und mit Richardson's Romanen fand. Aus einem chrestomatisch-biographischen Werke „Gedichte hundert schöner Frauen" theilte er in Kunst und Alterthum Notizen und Gedichtchen mit, um die Ueberzeugung zu geben, daß sich, trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Dieses Interesse an der chinesischen Literatur gab ihm denn auch die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten ein, die uns stellenweise noch an die süßesten Töne seiner Jugendlyrik gemahnen. Wie er früher im westöstlichen Divan ein Band zwischen Orient und Occident gewebt hatte, so fühlte er jetzt im höchsten Greisenalter noch den Muth, ein Band zwischen der Heimath und jenem fernen Reich der Mitte, und damit zugleich einige neue Maschen zu dem Völker und Zeiten umspannenden Netze der Weltliteratur zu knüpfen. Freilich war jetzt seine Productionskraft nicht mehr jugendlich frisch und reich, und es lasteten auf ihm noch zu viele eines Abschlusses harrende sonstige Arbeiten, daher es uns nicht wundern darf, wenn die vorliegende Production etwas Lückenhaftes an sich trägt. Es ist weder der Cyklus der Jahres-, noch der der Tageszeiten vollständig durchgeführt, und das Ganze klingt epigrammatisch abrupt aus. Wenn Zelter nach dem ersten Erscheinen der Dichtung (im Berliner Musen-Almanach auf das J. 1830) die Wirkung derselben auf die Berliner als

gewaltig und gleich der eines neu heraufziehenden Kometen schildert, so ist nicht zu übersehen, daß er Andern seine eigene übermäßige Begeisterung für die neuesten Productionen seines Freundes unterzuschieben liebte.

In der ersten größern Hälfte (I bis IX), den Jahrszeiten-Cyklus vom Beginn des Lenzes bis zum Herbst umfassend, herrscht eine genügende Continuität. I stellt den Dichter als Mandarinen dar, der, des Herrschens satt und des Dienens müde, nur noch Vergnügen daran findet, im Grünen am Wasser gelagert, nach der Weise der Chinesen Trinken und Dichten zu vereinen. — In II erscheinen ihm die am Spalier gereihten lilienweißen Narzissen mit den rothen Mittelkronen wie sehnsüchtige harrende Liebende. — III faßt die von den Schafen verlassene rein grüne Wiese, die sich bald mit bunten Blumen schmücken soll, sowie den noch von leichtem Gewölk verschleierten Himmel, den die steigende Sonne bald aufhellen und verklären wird, als Sinnbilder in Erfüllung gehender Hoffnung auf. — In IV nimmt der Dichter den in der chinesischen Poesie so vielfach figurirenden Pfau seines herrlichen Gefieders wegen, worüber er die Häßlichkeit seines Schreiens vergißt, den von den Dichtern ihrer Heimath oft genannten indischen Gänsen gegenüber in Schutz, an denen ihm Gestalt und Geschrei gleich unerträglich sind. Die Schönheit des Pfaus deutet zugleich leise auf eine bald erscheinende Schönheit höherer Art voraus, wie die beiden vorhergehenden Nummern auf ein nahendes Liebesglück. — Bestimmter weist darauf Nr. V hin. Der Dichter fordert den Pfau auf, sein farbenprangendes Schweifrad den goldenen Strahlen der Abendsonne entgegen zu entfalten, die in dem blühenden Garten nach einem Liebespaar späht und das Herrlichste

zu ſchauen glaubt, wenn ſie es erblickt. Daß der Dichter und ſeine Geliebte gemeint ſind, ſehen wir aus der zweitfolgenden Nummer. — In VI iſt der Sommer bereits im Anzuge, und mit dem Lenz geht auch des Dichters Liebesglück zur Neige. Das dichtere Laub der Bäume verdeckt ihm die Ausſicht nach der Wohnung der Geliebten. — VII iſt der Erinnerung an das Zuſammentreffen mit den Unvergeßlichen im Garten gewidmet. — VIII ſchildert in zwei Strophen, die ſich faſt mit den ſchönſten Liedern ſeiner Jugendzeit meſſen können, eine mondhelle Spätſommernacht am See, deren Kühle ſein ſehnſüchtig erregtes Herz beſchwichtigt. — In IX iſt der Herbſt genaht und die Roſenzeit vorüber. Eine Roſenknoſpe, die noch als Spätling am Stocke glänzt und jetzt die ganze Blumenwelt vertritt, lehrt erſt den vollen Werth einer Roſe erkennen.

Mit dem Eintritt der trübern Jahrszeit in X beginnt ſich die Reflexion vorzudrängen. Der Dichter bewundert die Königin der Blumenwelt, die allgemein als ſolche anerkannt wird, ihrer vollendeten Schönheit wegen, und ſieht in ihr das ſonſt nur geahnte Geſetz in reinſter Verkörperung vor Augen, fühlt ſich aber noch fortwährend gedrungen, über dieſes Geſetz, und warum und wie es hier ſo vollkommen in die Erſcheinung getreten ſei, zu brüten. — In XI ſollten die Anführungszeichen die ſechs erſten Verſe einſchließen; denn in dieſen wirft dem Dichter ein Freund vor, daß er ſich wieder in ſeine Speculationen über die Metamorphoſe der Pflanzen (vgl. die Bemerk. zu Nr. 259) vertiefe, wobei Alles zuletzt zu „geſpenſterhaften Schemen“ verſchwinde. Der Dichter antwortet, er ſuche eben das nicht Verſchwindende, das Unvergängliche, das ewige Geſetz, wornach die Roſe und die Lilie blüht. — Auch XII iſt

mit Anführungszeichen zu versehen; denn dort wollen des Dichters Freunde durch ihre Gesellschaft ihn seinem einsamen Speculiren entziehen und sprechen die Hoffnung aus, er werde Pinsel und Farbe, die sie neben dem Wein im Grünen finden, zur Anfertigung eines neuen Kunstwerks nutzen. — Der Dichter lehnt in XIII ihre Gesellschaft ab, da die Weihe der Begeisterung über den Künstler nur in der Einsamkeit komme. — Weil die scheidenden Freunde noch etwas „Kluges" mit auf den Weg wünschen, so gibt ihnen der Dichter schließlich in XIV die Lehre mit, daß die Sehnsucht in's Ferne und Zukünftige durch Nichts so erfolgreich beschwichtigt werde, als durch Ausfüllung des Tages und der Stunde mit förderlicher Thätigkeit; ähnlich, wie Schiller sich für die Flucht der Ideale damit zu trösten wußte, daß ihm als treue Lebensgefährtin bleibe:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Erſtes Regiſter

(nach der herkömmlichen Reihenfolge der Gedichte und dem Gange des Commentars geordnet.)

Erſter Band des Commentars.

Nr.		Seite.
	Einleitung	1
1.	Zueignung	23
	Lieder	
2.	Vorklage	33
3.	An die Günſtigen	34
4.	Der neue Amadis	34
5.	Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg	36
6.	Heidenröslein	39
7.	Blinde Kuh	42
8.	Chriſtel	42
9.	Die Sprödе	43
10.	Die Bekehrte	43
11.	Rettung	45
12.	Der Muſenſohn	46
13.	Gefunden	48
14.	Gleich und gleich	49
15.	Wechſellied zum Tanze	49
16.	Selbſtbetrug	50

Nr.		Seite.
17.	Kriegserklärung	50
18.	Liebhaber in allen Gestalten	52
19.	Der Goldschmiedsgesell	52
20.	Lust und Qual	52
21.	März	53
22.	Antworten bei einem gesellschaftl. Fragespiel	54
23.	Verschiedene Empfindungen an Einem Platze	56
24.	Wer kauft Liebesgötter?	57
25.	Der Misanthrop	58
26.	Liebe wider Willen	62
27.	Wahrer Genuß	63
28.	Der Schäfer	64
29.	Der Abschied	65
30.	Die schöne Nacht	65
31.	Glück und Traum	67
32.	Lebendiges Andenken	68
33.	Glück der Entfernung	69
34.	An Luna	70
35.	Brautnacht	70
36.	Schadenfreude	72
37.	Unschuld	72
38.	Scheintod	73
39.	Nähe	73
40.	Novemberlied	73
41.	An die Erwählte	74
42.	Erster Verlust	76
43.	Nachgefühl	77
44.	Nähe des Geliebten	77
45.	Gegenwart	79
46.	An die Entfernte	79
47.	Am Flusse	81
48.	Wehmuth	82
49.	Abschied	82

Nr.		Seite.
50.	Wechſel	83
51.	Beherzigung	84
52.	Ein Gleiches	85
53.	Meeresſtille	85
54.	Glückliche Fahrt	85
55.	Muth	87
56.	Erinnerung	87
57.	Willkommen und Abſchied	87
58.	Neue Liebe neues Leben	90
59.	An Belinden	92
60.	Mailied	93
61.	Mit einem gemalten Band	94
62.	Mit einem goldnen Halskettchen	96
63.	An Lottchen	97
64.	Auf dem See	98
65.	Vom Berge	100
66.	Blumengruß	101
67.	Im Sommer	101
68.	Mailied	101
69.	Frühzeitiger Frühling	102
70.	Herbſtgefühl	103
71.	Raſtloſe Liebe	104
72.	Schäfers Klagelied	105
73.	Troſt in Thränen	106
74.	Nachtgeſang	108
75.	Sehnſucht	111
76.	An Mignon	111
77.	Bergſchloß	112
78.	Geiſtesgruß	115
79.	An ein goldenes Herz, das er am Halſe trug	116
80.	Wonne der Wehmuth	117
81.	Wandrers Nachtlied	118
82.	Ein Gleiches	118

Nr.		Seite.
83.	Jägers Abendlied	120
84.	An den Mond	121
85.	Einſchränkung	124
86.	Hoffnung	127
87.	Sorge	128
88.	Eigenthum	129
89.	An Lina	130
	Geſellige Lieder	130
90.	Zum neuen Jahr	133
91.	Stiftungslied	134
92.	Frühlingsorakel	136
93.	Die glücklichen Gatten	137
94.	Bundeslied	140
95.	Dauer im Wechſel	143
96.	Tiſchlied	144
97.	Gewohnt, gethan	147
98.	Generalberichte	149
99.	Kophtiſches Lied	150
100.	Ein anderes	152
101.	Vanitas! vanitatum vanitas!	154
102.	Frech und froh	154
103.	Kriegsglück	155
104.	Offene Tafel	157
105.	Rechenſchaft	159
106.	Egro bibamus!	161
107.	Muſen und Grazien in der Mark	164
108.	Epiphanias	168
109.	Die Luſtigen von Weimar	170
110.	Sicilianiſches Lied	171
111.	Schweizerlied	171
112.	Finniſches Lied	172
113.	Zigeunerlied	175
	Aus Wilhelm Meiſter	177

Nr. Seite.
114. Mignon 1 179
115. Mignon 2 180
116. Mignon 3 180
117. Harfenſpieler 1 182
118. Harfenſpieler 2 184
119. Harfenſpieler 3 185
120. Philine 185
Balladen 186
121. Mignon 188
122. Der Sänger 191
123. Ballade vom vertriebenen Grafen 196
124. Das Veilchen 199
125. Der untreue Knabe 199
126. Erlkönig 202
127. Johanna Sebus 207
128. Der Fiſcher 210
129. Der König in Thule 215
130. Das Blümlein Wunderſchön 217
131. Ritter Curts Brautfahrt 219
132. Hochzeitlied 220
133. Der Schatzgräber 226
134. Der Rattenfänger 228
135. Die Spinnerin 230
136. Vor Gericht 233
137. Der Edelknabe und die Müllerin 234
138. Der Junggeſell und der Mühlbach 235
139. Der Müllerin Verrath 236
140. Der Müllerin Reue 241
141. Wanderer und Pächterin 246
142. Wirkung in die Ferne 248
143. Die wandelnde Glocke 249
144. Der getreue Eckart 252
145. Gutmann und Gutweib 255
146. Der Todtentanz 257

Nr.		Seite.
147.	Der Zauberlehrling	261
148.	Die Braut von Korinth	266
149.	Der Gott und die Bajadere	277
150.	Paria. Des Paria Gebet.	279
151.	Legende	279
152.	Dank des Paria	279
153.	Klaggeſang der edlen Frauen des Aſan Aga	285
	Antiker Form ſich nähernd	286
154.	Herzog Leopold von Braunſchweig	290
155.	Dem Ackermann	292
156.	Anakreon's Grab	293
157.	Die Geſchwiſter	295
158.	Zeitmaß	296
159.	Warnung	297
160.	Süße Sorgen	298
161.	Einſamkeit	298
162.	Erkanntes Glück	299
163.	Ferne	299
164.	Erwählter Fels	300
165.	Ländliches Glück	301
166.	Philomele	302
167.	Geweihter Platz	303
168.	Der Park	304
169.	Die Lehrer	305
170.	Verſuchung	305
171.	Ungleiche Heirath	306
172.	Heilige Familie	306
173.	Entſchuldigung	307
174.	Feldlager	307
175.	An die Knappſchaft zu Tarnowitz	308
176.	Sakontala	308
177.	Der Chineſe in Rom	310
178.	Phyſiognomiſche Reiſen	311

Nr.		Seite.
179.	Spiegel der Muſe	313
180.	Phöbos und Hermes	315
181.	Der neue Amor	315
182.	Die neue Sirene	317
183.	Die Kränze	317
184.	Schweizeralpe	318
	Elegien	318
185—204.	Römiſche	318
205.	Alexis und Dora	337
206.	Der neue Pauſias	344
207.	Euphroſyne	350
208.	Das Wiederſehen	356
209.	Amyntas	357
210.	Hermann und Dorothea	359
	Epiſteln	364
211.	Erſte	367
212.	Zweite	368
	Epigramme	371
213—316.	Von Venedig	371
	Weiſſagungen des Bakis	391
317.	Erſte	393
318.	Zweite	393
319.	Dritte	394
320.	Vierte	395
321.	Fünfte	395
322.	Sechste	395
323.	Siebente	396
324.	Achte	396
325.	Neunte	397
326.	Zehnte	397
327.	Eilfte	397
328.	Zwölfte	398
329.	Dreizehnte	398

Nr.		Seite.
330.	Vierzehnte	398
331.	Fünfzehnt	399
332.	Sechszehnte	399
333.	Siebenzehnte	400
334.	Achtzehnte	400
335.	Neunzehnte	400
336.	Zwanzigſte	401
337.	Einundzwanzigſte	401
338.	Zweiundzwanzigſte	401
339.	Dreiundzwanzigſte	402
340.	Vierundzwanzigſte	402
341.	Fünfundzwanzigſte	403
342.	Sechsundzwanzigſte	403
343.	Siebenundzwanzigſte	403
344.	Achtundzwanzigſte	404
345.	Neunundzwanzigſte	404
346.	Dreißigſte	404
347.	Einunddreißigſte	404
348.	Zweiunddreißigſte	404
	Vier Jahrszeiten	406
349—366.	Frühling	411
367—385.	Sommer	412
386—439.	Herbſt	413
440—455.	Winter	415

Zweiter Band des Commentars.

	Sonette	5
1.	Mächtiges Ueberraſchen	14
2.	Freundliches Begegnen	16
3.	Kurz und gut	17
4.	Das Mädchen ſpricht	17

Nr.		Seite.
5.	Wachsthum	18
6.	Reiſezehrung	19
7.	Abſchied	19
8.	Die Liebende ſchreibt	21
9.	Die Liebende abermals	21
10.	Sie kann nicht enden	22
11.	Nemeſis	23
12.	Chriſtgeſchenk	23
13.	Warnung	24
14.	Die Zweifelnden	24
15.	Mädchen und Dichter	24
16.	Epoche	25
17.	Charade	26
	Vermiſchte Gedichte	26
18.	Deutſcher Parnaß	26
19.	Gellert's Monument von Oeſer	33
20.	Ilmenau	34
21—23.	Drei Oden an Behriſch	43
24.	Elyſium	46
25.	Pilgers Morgenlied	46
26.	Mahomet's Geſang	48
27.	Geſang der Geiſter über den Waſſern	55
28.	Meine Göttin	59
29.	Harzreiſe im Winter	62
30.	An Schwager Kronos	72
31.	Wanderers Sturmlied	75
32.	Seefahrt	83
33.	Adler und Taube	86
34.	Prometheus	88
35.	Ganymed	95
36.	Gränzen der Menſchheit	99
37.	Das Göttliche	100
38.	Königlich Gebet	102

Nr.		Seite.
39.	Menschengefühl	103
40.	Lili's Park	103
41.	Liebebedürfniß	108
42.	An seine Sprödе	110
43.	Anliegen	110
44.	Die Musageten	110
45.	Morgenklagen	111
46.	Der Besuch	111
47.	Magisches Netz	112
48.	Der Becher	113
49.	Nachtgedanken	115
50.	An Lida	115
51.	Für ewig	116
52.	Zwischen beiden Welten	116
53.	Aus einem Stammbuch von 1604	117
54.	Dem aufgehenden Vollmonde	117
55.	Der Bräutigam	120
56.	Dornburg	123
57.	Um Mitternacht	124
58.	Bei Betrachtung von Schiller's Schädel	127
59.	Aus den Leiden des jungen Werther	129
60—62.	Trilogie der Leidenschaft	129
60.	An Werther	130
61.	Elegie	132
62.	Aussöhnung	138
63.	Aeolsharfen	139
64.	Immer und überall	142
65.	April	142
66.	Mai	143
67.	Juni	144
68.	Frühling über's Jahr	145
69.	St. Nepomuck's Vorabend	146
70.	Im Vorübergehen	147

Nr.		Seite.
71.	Pfingſten	148
72.	Gegenſeitig	148
73.	Freibeuter	149
74.	Der neue Copernicus	149
75.	So iſt der Held, der mir gefällt	150
76.	Ungeduld	151
77.	Mit den Wanderjahren	152
78.	Wanderlied	153
79.	Lied der Auswanderer	154
80.	Hans Sachſens poetiſche Sendung	154
81.	Auf Mieding's Tod	167
82.	Höllenfahrt Jeſu Chriſti	175
83.	Der ewige Jude	177
84.	Die Geheimniſſe	183
	Kunſt	194
85.	Die Nektartropfen	200
86.	Der Wandrer	201
87.	Künſtler's Morgenlied	213
88.	Amor als Landſchaftsmaler	216
89.	Künſtler's Abendlied	221
90.	Kenner und Künſtler	223
91.	Kenner und Enthuſiaſt	224
92.	Monolog des Liebhabers	226
93.	Guter Rath	226
94.	Sendſchreiben	227
95.	Künſtlers Fug und Recht	229
96.	Groß iſt die Diana der Epheſer	231
97.	Antike	235
98.	Begeiſterung	236
99.	Studien	236
100.	Typus	236
101.	Unerläßlich	237
102.	Ideale	237

Nr.		Seite.
103.	Abwege	237
104.	Modernes	238
105.	Dilettant und Künſtler	238
106.	Landſchaft	239
107.	Künſtlerlied	239
	Parabolisch	242
108.	Erklärung einer antiken Gemme	242
109.	Katzenpaſtete	243
110.	Séance	245
111.	Legende	245
112.	Autoren	246
113.	Recenſent	247
114.	Dilettant und Kritiker	248
115.	Neologen	249
116.	Krittler	250
117.	Kläffer	250
118.	Celebrität	250
119.	Pfaffenſpiel	251
120.	Die Freude	251
121.	Gedichte	252
122.	Die Poeſie	253
123.	Amor und Pſyche	253
124.	Ein Gleichniß	253
125.	Fliegentod	254
126.	Am Fluſſe	254
127.	Fuchs und Kranich	255
128.	Fuchs und Jäger	256
129.	Beruf des Storchs	256
130.	Die Fröſche	257
131.	Die Hochzeit	257
132.	Begräbniß	257
133.	Drohende Zeichen	258
134.	Die Käufer	258

Nr.		Seite.
135.	Das Bergdorf	259
136.	Symbole	260
137.	Drei Palinodien	260
137.	Erste	260
138.	Zweite	260
139.	Dritte	261
140.	Die Originalen	261
141.	Bildung	262
142.	Eins wie's andre	263
143.	Valet	263
144.	Ein Meister einer ländlichen Schule	264
145.	Legende vom Hufeisen	265
	Epigrammatisch	266
146.	Das Sonett	266
147.	Natur und Kunst	268
148.	Vorschlag zur Güte	269
149.	Vertrauen	270
150.	Stoßseufzer	270
151.	Erinnerung	271
152.	Perfectibilität	271
153.	Geständniß	272
154.	Schneider-Courage	272
155.	Katechisation	273
156.	Totalität	274
157.	Das garstige Gesicht	274
158.	Diné zu Coblenz	276
159.	Jahrmarkt zu Hühnefeld	278
160.	Versus memoriales	279
161.	Neue Heilige	280
162.	Warnung	281
163.	Mamsell N. N.	281
164.	Haus-Park	282
165.	Mädchenwünsche	282

Nr.		Seite.
166.	Verſchiedene Drohung	283
167.	Beweggrund	283
168.	Unüberwindlich	284
169.	Gleich und Gleich	285
170.	Vergeblich	285
171.	Frech und froh	285
172.	Soldatentroſt	286
173.	Problem	286
174.	Genialiſch Treiben	287
175.	Hypochonder	288
176.	Geſellſchaft	288
177.	Probatum est	288
178.	Urſprüngliches	289
179.	Den Originalien	289
180.	Den Zudringlichen	289
181.	Den Guten	290
182.	Den Beſten	291
183.	Lähmung	291
184.	Spruch, Widerſpruch	292
185.	Demuth	293
186.	Keins von allen	293
187.	Lebensart	293
188.	Vergebliche Müh	294
189.	Bedingung	294
190.	Das Beſte	294
191.	Meine Wahl	295
192.	Memento	295
193.	Ein anderes	295
194.	Breit wie lang	295
195.	Lebensregel	296
196.	Friſches Ei, gutes Ei	296
197.	Selbſtgefühl	297
198.	Räthſel	297

Nr.		Seite.
199.	Die Jahre	298
200.	Das Alter	298
201.	Grabſchrift	299
202.	Lauf der Welt	299
203.	Beiſpiel	300
204.	Umgekehrt	300
205.	Fürſtenregel	301
206.	Lug oder Trug	301
207.	Egalité	302
208.	Wie Du mir, ſo ich Dir	303
209.	Zeit und Zeitung	303
210.	Zeichen der Zeit	304
211.	Kommt Zeit, kommt Rath	304
212.	Nationalverſammlung	304
213.	Dem 31. October 1817	305
214.	Dreifaltigkeit	307
215.	Keſtner's Agape	308
216.	Nativität	309
217.	Das Parterre ſpricht	309
218.	Auf den Kauf	310
219.	In's Einzelne	311
220.	In's Weite	312
222.	Grundbedingung	313
223.	Jahr aus Jahr ein	314
224.	Nett und niedlich	314
225.	Für Sie	315
226.	Stets derſelbe	315
227.	Den Abſolutiſten	316
228.	Räthſel	316
229.	Desgleichen	316
230.	Feindſeliger Blick	318
231.	Vielrath	319
232.	Sprache	320

Nr.		Seite.
233.	Kein Vergleich	320
234.	Etymologie	321
235.	Kunſt und Alterthum	322
236.	Muſeen	323
237.	Panacee	323
238.	Homer wieder Homer	323
239.	Zum Divan	325
240.	Angedenken	326
241.	Weltliteratur	327
242.	Gleichgewinn	328
243.	Lebensgenuß	328
244.	Heut und ewig	329
245.	Schlußpoetik	330
246.	Der Narr epilogirt	331
	Politica	332
247.	Bei einer großen Waſſersnoth	333
248.	Und als die Fiſche geſotten waren	333
249.	Die Engel ſtritten für uns Gerechte	334
250.	Am jüngſten Tag vor Gottes Thron	335
251.	Wolltet ihr in Leipzig's Gauen	336
252.	Die Deutſchen ſind recht gute Leut'	336
253.	Dem Fürſten Blücher	337
	Gott und Welt	338
254.	Prooemion	339
255.	Weltſeele	341
256.	Eines und Alles	348
257.	Vermächtniß	351
258.	Parabaſe	355
259.	Die Metamorphoſe der Pflanzen	356
260.	Epirrhema	362
261.	Metamorphoſe der Thiere	364
262.	Antiepirrhema	369
263.	Urworte. Orphiſch	370

Nr.		Seite.
264.	Atmoſphäre	373
265.	Howard's Ehrengedächtniß	376
266.	Stratus	377
267.	Cumulus	377
268.	Cirrus	378
269.	Nimbus	378
270.	Wohl zu merken	379
271.	Was es gilt. Dem Chromatiker	379
272.	Herkömmlich	380
273.	Geſetz der Trübe	380
274.	Allerdings. Dem Phyſiker	381
275.	Ultimatum	382
276.	Die Weiſen und die Leute	383
I—XIV.	**Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten**	385
277.	Sag', was könnt' uns Mandarinen (I)	387
278.	Weiß wie Lilien, reine Kerzen (II)	387
279.	Ziehn die Schafe von der Wieſe (III)	387
280.	Der Pfau ſchreit häßlich (IV)	387
281.	Entwickle Deiner Lüfte Glanz (V)	387
282.	Der Kuckuk wie die Nachtigall (VI)	388
283.	War ſchöner als der ſchönſte Tag (VII)	388
284.	Dämmrung ſenkte ſich von oben (VIII)	388
285.	Nun weiß man erſt, was Roſenknoſpe ſei (IX)	388
286.	Als Allerſchönſte bis Du anerkannt (X)	388
287.	Mich ängſtigt das Verfängliche (XI)	388
288.	Hingeſunken alten Träumen (XII)	388
289.	Die ſtille Freude wollt ihr ſtören? XIII)	389
290.	Nun denn, eh wir von hinnen eilen (XIV)	389

Zweites Register*)

(alphabetisch nach den Anfangsworten der einzelnen Gedichte geordnet).

Bd.	Nr.	A.	Bd.	Seite.
II,	89.	Ach, daß die inn're Schöpfungskraft . . .	II,	221
II,	39.	Ach, ihr Götter, große Götter!	II,	103
II,	150.	Ach, man sparte viel	II,	270
I,	314.	Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen .	I,	371
I,	310.	Ach, mein Mädchen verreist	I,	371
I,	256.	Ach, mit diesen Seelen, was macht er . .	I,	371
I,	205.	Ach, unaufhaltsam strebet das Schiff . . .	I,	337
I,	51.	Ach, was soll der Mensch verlangen . . .	I,	84
I,	42.	Ach, wer bringt die schönen Tage	I,	76
I,	194.	Alexander und Cäsar	I,	318
I,	263.	Alle Freiheits-Apostel	I,	371
I,	239.	Alle Neun, sie winken mir oft	I,	371
II,	161.	Alle schönen Sünderinnen	II,	280
I,	292.	Alles erklärt sich wohl	I,	371
I,	45.	Alles kündet Dich an	I,	79

*) Die Zahlen am Anfang der Zeilen weisen auf die Nummer jedes Gedichts im ersten Register mit beigefügter Ueberschrift, die Zahlen am Schluß der Zeilen auf Band und Seite hin, wo die Erörterung des betreffenden Gedichts im Commentar beginnt.

Bd. Nr.		Bd. Seite.
I, 257.	Alles ſeh' ich ſo gerne von Dir	I, 371
II, 296.	Als Allerſchönſte biſt Du anerkannt . . .	II, 388
I, 169.	Als Diogenes ſtill	I, 305
II, 19.	Als Gellert, der geliebte, ſchied	II, 33
II, 202.	Als ich ein junger Geſelle war	II, 299
I, 4.	Als ich noch ein Knabe war	I, 34
I, 135.	Als ich ſtill und ruhig ſpann	I, 230
II, 5.	Als kleines art'ges Kind	II, 18
II, 200.	Als Knabe verſchloſſen und trutzig . . .	II, 299
II, 85.	Als Minerva jenen Liebling	II, 200
II, 145.	Als noch verkannt und ſehr gering . . .	II, 265
I, 210.	Alſo das wäre Verbrechen	I, 359
II, 250.	Am jüngſten Tag vor Gottes Thron . .	II, 335
II, 13.	Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen . .	II, 24
I, 197.	Amor bleibet ein Schalk	I, 318
I, 181.	Amor, nicht das Kind	I, 315
II, 236.	An Bildern ſchleppt ihr hin und her . .	II, 323
I, 9.	An dem reinſten Frühlingsmorgen . . .	I, 43
I, 118.	An die Thüren will ich ſchleichen	I, 184
II, 240.	Angedenken an das Gute	II, 326
I, 79.	Angedenken du verklungner Freude . . .	I, 116
II, 20.	Anmuthig Thal, du immergrüner Hain . .	II, 34
I, 133.	Arm am Beutel, krank am Herzen . . .	I, 226
I, 311.	Arm und kleiderlos war	I, 371
II, 234.	Ars Ares wird der Kriegsgott genannt . .	II, 321
II, 74.	Art'ges Häuschen hab' ich klein	II, 149
I, 332.	Auch Vergangenes zeigt euch Bakis . . .	I, 400
I, 207.	Auch von des höchſten Gebirgs	I, 350
II, 212.	Auf der recht und linken Seite	II, 304
II, 118.	Auf großen und auf kleinen Brucken . . .	II, 250
I, 349.	Auf, ihr Diſtichen, friſch!	I, 406
I, 50.	Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich	I, 83
II, 139.	Auf ſchweres Gewitter und Regenguß . .	II, 260

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
II,	65.	Augen, ſagt mir, ſagt was ſagt ihr? . .	II,	142
II,	176.	Aus einer großen Geſellſchaft heraus . . .	II.	288
		B.		
II,	34.	Bedecke deinen Himmel, Zeus	II,	88
II,	155.	Bedenk', o Kind, woher ſind dieſe Gaben? .	II,	273
II,	233.	Befrei' uns Gott von s und ung	II,	320
I,	10.	Bei dem Glanz der Abendröthe	I,	43
II,	109.	Bewährt den Forſcher der Natur	II,	243
I,	337.	Blaß erſcheineſt Du mir	I,	401
II,	105.	Blätter, nach Natur geſtammelt	II,	238
II,	79.	Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben	II,	154
I,	261.	Böcke, zur Linken mit euch!	I,	371
II,	271.	Bringſt Du die Natur heran	II,	379
		C.		
I,	199.	Cäſarn wär' ich wohl nie	I,	318
I,	276.	Chloe, ſie ſchwöret, ſie liebt mich	I,	371
		D.		
I,	72.	Da droben auf jenem Berge da ſteh' ich .	I,	105
I,	77.	Da droben auf jenem Berge da ſteht . .	I,	112
II,	113.	Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt	II,	247
II,	169.	Da wächst der Wein, wo's Faß iſt . . .	II,	285
II,	284.	Dämmrung ſenkte ſich von oben	II,	388
II,	206.	Darf man das Volk betrügen?	II,	302
II,	106.	Das alles ſieht ſo luſtig aus	II,	239
II,	200.	Das Alter iſt ein höflich Mann	II,	298
II,	68.	Das Beet, ſchon lockert's ſich	II,	145
II,	220.	Das geht ſo fröhlich in's Allgemeine . .	II,	320
II,	207.	Das Größte will man nicht erreichen . . .	II,	302
I,	243.	Das iſt Dein eigenes Kind nicht	I,	371
I,	216.	Das iſt Italien, das ich verließ	I,	371
I,	128.	Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll . .	I,	210
I,	302.	Daß ich ſchweige, verdrießt Dich?	I,	371

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
I,	180.	Delos ernster Beherrscher	I,	315
II,	29.	Dem Geier gleich	II,	62
I,	71.	Dem Schnee, dem Regen	I,	104
I,	40.	Dem Schützen, doch dem alten nicht . . .	I,	73
II,	50.	Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst	II,	115
II,	123.	Den Musenschwestern fiel es ein	II,	253
II,	51.	Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken	II,	116
I,	127.	Der Damm zerreißt	I,	207
II,	216.	Der Deutsche ist gelehrt	II,	309
I,	81.	Der du von dem Himmel bist	I,	118
II,	282.	Der Kuckuk wie die Nachtigall	II,	388
I,	32.	Der Liebsten Band und Schleife rauben . .	I,	39
II,	102.	Der Maler wagt's mit Götterbildern . .	II,	237
I,	1.	Der Morgen kam, es schenchten seine Tritte	I,	23
II,	280.	Der Pfau schreit häßlich	II,	387
II,	129.	Der Storch, der sich von Frosch und Wurm	II,	256
I,	66.	Der Strauß, den ich gepflücket	I,	101
II.	87.	Der Tempel ist euch aufgebaut	II,	213
II,	175.	Der Teufel hol' das Menschengeschlecht . .	II,	288
I,	146.	Der Thürmer der schaut zu Mitten der Nacht	I,	257
II,	214.	Der Vater ewig in Ruhe bleibt	II,	307
I,	16.	Der Vorhang schwebet hin und her . . .	I,	50
II,	27.	Des Menschen Seele gleicht dem Wasser . .	II,	55
I,	154.	Dich ergriff mit Gewalt	I,	290
I,	166.	Dich hat Amor gewiß	I,	302
II,	259.	Dich verwirret, Geliebte	II,	356
I,	250.	Dichten ist ein lustig Metier	I,	371
I,	3.	Dichter lieben nicht zu schweigen	I,	24
II,	182.	Die Abgeschiednen betracht' ich gern . . .	II,	291
II,	229.	Die besten Freunde, die wir haben . . .	II,	316
II,	252.	Die Deutschen sind recht gute Leut' . . .	II,	336
II,	249.	Die Engel stritten für uns Gerechte . . .	II,	334
I,	108.	Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern .	I,	161

Bd. Nr.		Bd. Seite.
I, 161.	Die ihr Felſen und Bäume bewohnt . . .	I, 298
II, 199.	Die Jahre ſind allerliebſte Leut'	II, 298
I, 142.	Die Königin ſteht im hohen Saal . . .	I, 248
II, 62.	Die Leidenſchaft bringt Leiden	II, 138
I, 54.	Die Nebel zerreißen	I, 85
II, 138.	Die Schönheit hatte ſchöne Töchter . . .	II, 260
II, 289.	Die ſtille Freude wollt ihr ſtören	II, 389
II, 77.	Die Wanderjahre ſind nun angetreten . .	II, 152
II, 142.	Die Welt iſt ein Sardellen-Salat	II, 263
II, 264.	Die Welt ſie iſt ſo groß und breit . . .	II, 373
I, 220.	Dieſe Gondel vergleich' ich	I, 371
I, 226.	Dieſem Ambos vergleich' ich	I, 371
I, 346.	Dieſes iſt es, das Höchſte	I, 404
I, 62.	Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen .	I, 96
II, 268.	Doch immer höher ſteigt der edle Drang .	II, 378
I, 109.	Donnerſtag nach Belvedere	I, 170
II, 213.	Dreihundert Jahre hat ſich ſchon	II, 305
II, 64.	Dringe tief zu Berges Grüften	II, 142
I, 308.	Du erſtaunſt und zeigſt mir das Meer . .	I, 371
II, 148.	Du gefällſt mir ſo wohl	II, 269
II, 22.	Du gehſt; ich murre	II, 43
I, 31.	Du haſt uns oft im Traum geſehn . . .	I, 67
II, 230.	Du kommſt doch über ſo viele hinaus . .	II, 318
I, 92.	Du prophet'ſcher Vogel du	I, 136
II, 4.	Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebte	II, 17
II, 153.	Du toller Wicht, geſteh nur offen	II, 277
I, 173.	Du verklageſt das Weib	I, 307
I, 12.	Durch Feld und Wald zu ſchweifen . . .	I, 46
	E.	
II, 37.	Edel ſei der Menſch	II, 100
I, 186.	Ehret wen ihr auch wollt	I, 318
II, 32.	Ein Adlersjüngling hob die Flügel . . .	II, 86
I, 347.	Ein beweglicher Körper erfreut mich . . .	I, 404

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
II,	8.	Ein Blick von Deinen Augen	II,	21
I,	14.	Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor . .	I,	49
II,	198.	Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern . . .	II,	297
II,	156.	Ein Cavalier von Kopf und Herz	II,	274
I,	274.	Ein Epigramm, ob es wohl auch gut ſei . .	I,	371
II,	95.	Ein frommer Maler mit vielem Fleiß . .	II,	229
II,	130.	Ein großer Teich war zugefroren	II,	257
II,	132.	Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus .	II,	257
II,	144.	Ein Meiſter einer ländlichen Schule . . .	II,	264
II,	179.	Ein Quidam ſagt	II,	289
II,	1.	Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale	II,	14
II,	116.	Ein unverſchämter Naſeweis	II,	250
I,	124.	Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand	I,	199
II,	228.	Ein Werkzeug iſt es, alle Tage nöthig . .	II,	316
II,	84.	Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet . .	II,	183
I,	300.	Eine einzige Nacht an Deinem Herzen . . .	I,	371
I,	219.	Eine Liebe hatt' ich	I,	371
I,	336.	Einem möcht' ich gefallen	I,	401
I,	177.	Einen Chineſen ſah ich in Rom	I,	310
II,	48.	Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher . . .	II,	113
II,	52.	Einer Einzigen angehören	II,	116
I,	340.	Einer rollet daher	I,	402
I,	345.	Eines kenn' ich, verehrt	I,	404
I,	202.	Eines iſt mir verdrießlich vor allen . . .	I,	318
I,	248.	Eines Menſchen Leben, was iſt's?	I,	371
I,	326.	Einſam ſchmückt ſich zu Hauſe	I,	397
II,	166.	Einſt ging ich meinem Mädchen nach . . .	II,	283
I,	233.	Emſig wallet der Pilger	I,	371
II,	196.	Enthuſiasmus vergleich' ich gern	II,	296
II,	281.	Entwickle Deiner Lüfte Glanz	II,	387
II,	6.	Entwöhnen ſollt' ich mich	II,	19
II,	170.	Erinnr' ich mich doch ſpät und früh . . .	II,	285
I,	158.	Eros, wie ſeh' ich Dich hier!	I,	296

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
I,	25.	Erſt ſitzt er eine Weile	I,	58
II,	120.	Es flattert um die Quelle	II,	251
II,	114.	Es hatt' ein Knab eine Taube zart . . .	II,	248
I,	19.	Es iſt doch meine Nachbarin	I,	52
I,	21.	Es iſt ein Schnee gefallen	I,	53
II,	154.	Es iſt ein Schuß gefallen	II,	272
II,	100.	Es iſt nichts in der Haut	II,	236
I,	57.	Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde! .	I,	87
II,	108.	Es ſteht ein junger Feigenſtock	II,	242
I,	125.	Es war ein Buhle frech genug	I,	199
I,	28.	Es war ein fauler Schäfer	I,	64
I,	143.	Es war ein Kind, das wollte nie	I,	249
I,	129.	Es war ein König in Thule	I,	215
II,	49.	Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne . . .	II,	115
I,	195.	Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter .	I,	318
I,	348.	Ewig wird er euch ſein der Eine	I,	404

F.

II,	98.	Faſſeſt Du die Muſe nur beim Zipfel . . .	II,	236
I,	221.	Feierlich ſehn wir neben dem Doge	I,	371
I,	52.	Feiger Gedanken bängliches Schwanken . .	I,	85
I,	175.	Fern von gebildeten Menſchen	I,	308
I,	70.	Fetter grüne, du Laub'	I,	103
I,	155.	Flach bedecket und leicht	I,	292
II,	75.	Flieh, Täubchen, flieh!	II,	150
I,	266.	Frankreichs traurig Geſchick	I,	371
I,	287.	Frech wohl bin ich geworden	I,	371
II,	258.	Freudig war vor vielen Jahren	II,	355
II,	273.	Freunde, flieht die dunkle Kammer	II,	380
I,	105.	Friſch! der Wein ſoll reichlich fließen . . .	I,	159
I,	189.	Froh empfind' ich mich nun	I,	318
I,	188.	Fromm ſind wir Liebende	I,	318
I,	386.	Früchte bringt das Leben dem Mann . . .	I,	406
II,	56.	Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten . .	II,	123

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
I,	84.	Fülleſt wieder Buſch und Thal	I,	121
I,	269.	Fürſten prägen ſo oft	I,	371

G.

II,	101.	Gar Manches artig iſt geſcheh'n	II,	237
II,	151.	Gedenkſt Du noch der Stunden	II,	271
II,	121.	Gedichte ſind gemalte Fenſterſcheiben . . .	II,	252
I,	100.	Geh, gehorche meinen Winken	I,	152
II,	242.	Geht einer mit dem andern hin	II,	328
I,	255.	Gern überſchreit ich die Gränze	I,	371
II,	93.	Geſchieht wohl, daß man einen Tag . . .	II,	226
I,	324.	Geſtern war es noch nicht	I,	396
I,	235.	Gieße nur, tränke nur fort	I,	371
I,	309.	Glänzen ſah ich das Meer	I,	371
I,	294.	Gleich den Winken des Mädchens	I,	371
II,	122.	Gott ſandte ſeinen rohen Kindern	II,	253
II,	86.	Gott ſegne Dich, junge Frau	II,	201
II,	306.	Götter, wie ſoll ich euch danken!	I,	371
I,	297.	Göttlicher Morpheus, umſonſt	I,	371
I,	367.	Grauſam erweiſt ſich Amor an mir . . .	I,	406
I,	150.	Großer Brama, Herr der Mächte	I,	279
I,	152.	Großer Brama, nun erkenn' ich	I,	279
I,	174.	Grün iſt der Boden der Wohnung	I,	307
II,	90.	Gut! brav, mein Herr!	II,	223

H.

II,	38.	Ha! ich bin der Herr der Welt!	II,	102
I,	299.	Ha! ich kenne dich, Amor!	I,	371
II,	168.	Hab' ich tauſendmal geſchworen	II,	284
I,	8.	Hab' oft einen dumpfen düſtern Sinn . . .	I,	42
I,	182.	Habt von Sirenen gehört?	I,	317
I,	41.	Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe . . .	I,	74
I,	237.	Haſt Du Baja geſehn?	I,	371
II,	224.	Haſt Du das Mädchen geſehn?	II,	314
I,	335.	Haſt Du die Welle geſehn?	I,	400

Bd. Nr.		Bd. Seite.
I, 288.	Haſt Du nicht gute Geſellſchaft geſehn? . .	I, 371
I, 147.	Hat der alte Hexenmeiſter	I, 261
I, 284.	Heilige Leute, ſagt man	I, 371
I, 114.	Heiß mich nicht reden	I, 179
I, 193.	Herbſtlich leuchtet die Flamme	I, 318
I, 123.	Herein, o Du Guter!	I, 196
II, 138.	Herr Geiſt, der allen Reſpect verdient . . .	II, 260
I, 58.	Herz, mein Herz, was ſoll das geben? . .	I, 90
I, 95.	Hielte dieſen frühen Segen	I, 143
I, 164.	Hier im Stillen gedachte	I, 300
II, 110.	Hier iſt's, wo unter eignem Namen . . .	II, 245
I, 106.	Hier ſind wir verſammelt	I, 161
II, 288.	Hingeſunken alten Träumen	II, 388
II, 67.	Hinter jenem Berge wohnt	II, 144
I, 78.	Hoch auf dem alten Thurme ſteht	I, 115
II, 210.	Hör' auf die Worte harum horum . . .	II, 304
I, 196.	Höreſt Du, Liebchen, das muntre Geſchrei? .	I, 318
II, 53.	Hoffnung beſchwingt Gedanken	II, 117
II, 97.	Homer iſt lange mit Ehren genannt . . .	II, 235

J.

II, 115.	Ich begegnet' einem jungen Mann	II, 249
I, 134.	Ich bin der wohlbekannte Sänger	I, 228
II, 63.	Ich dacht', ich habe keinen Schmerz . . .	II, 139
I, 44.	Ich denke Dein	I, 77
II, 91.	Ich führt' einen Freund zum Maidel jung .	II, 224
II, 70.	Ich ging im Felde ſo für mich hin . . .	II, 147
I, 13.	Ich ging im Walde ſo für mich hin . . .	I, 48
II, 159.	Ich ging mit ſtolzem Geiſtsvertrauen . . .	II, 278
I, 97.	Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht . .	I, 147
I, 23.	Ich hab' ihn geſehen	I, 56
I, 101.	Ich hab' mein Sach auf nichts geſtellt . . .	I, 154
I, 130.	Ich kenn' ein Blümlein wunderſchön . . .	I, 217
II, 191.	Ich liebe mir den heitern Mann	II, 295

Bd. Nr.		Bd. Seite.
II, 140.	Ich trat in meine Gartenthür	II, 261
I, 88.	Ich weiß, daß mir nichts angehört	I, 129
I, 26.	Ich weiß es wohl, und spotte viel	I, 62
I, 85.	Ich weiß nicht, was mir hier gefällt	I, 124
I, 18.	Ich wollt' ich wär' ein Fisch	I, 52
II, 15.	Ich zweifle doch am Ernst	II, 24
II, 163.	Ihr Herz ist gleich dem Himmelreich	II, 281
II, 189.	Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei	II, 294
II, 14.	Ihr liebt und schreibt Sonette!	II, 24
II, 184.	Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch	II, 292
II, 110.	Ihr schwarzen Aeugelein	I, 171
I, 48.	Ihr verblühet, süße Rosen	I, 82
II, 131.	Im Dorfe war ein groß Gelag	II, 257
I, 58.	Im ernsten Beinhaus war's	II, 127
I, 83.	Im Felde schleich ich still und wild	I, 120
II, 256.	Im Gränzenlosen sich zu finden	II, 348
II, 254.	Im Namen dessen, der sich selbst erschuf	II, 339
I, 113.	Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee	I, 175
I, 35.	Im Schlafgemach entfernt vom Feste	I, 70
II, 136.	Im Vatican bedient man sich	II, 260
I, 2.	Im weiten Mantel bis an's Kinn	II, 16
I, 215.	Immer halt ich die Liebste	I, 371
II, 76.	Immer wieder in die Weite	II, 152
I, 94.	In allen guten Stunden	I, 140
II, 225.	In Deinem Liede walten	II, 315
I, 307.	In der Dämmrung des Morgens	I, 371
I, 217.	In der Gondel lag ich gestreckt	I, 371
II, 111.	In der Wüsten ein heiliger Mann	II, 245
I, 36.	In des Papillons Gestalt	I, 72
II, 119.	In einer Stadt, wo Parität	II, 251
II, 253.	In Harren und Krieg	II, 377
II, 80.	In seiner Werkstatt Sonntags früh	II, 154
II, 274.	In's Innere der Natur	II, 381

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
II,	160.	Invocavit wir rufen laut	II,	279
II,	40.	Ist doch keine Menagerie	II,	103
I,	301.	Ist es dir Ernst	I,	371
I,	327.	Ja, vom Jupiter rollt ihr	I,	397
I,	231.	Jeder Edle Venedigs kann Doge werden . .	I,	371
II,	197.	Jeder ist doch auch ein Mensch	II,	297
II,	59.	Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben . . .	II,	129
I,	265.	Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz .	I,	371
I,	270.	Jene Menschen sind toll	I,	371
I,	211.	Jetzt, da Jeglicher liest	I,	367
II,	135.	Jetzt war das Bergdorf abgebrannt	II,	259
II,	124.	Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß . . .	II,	253
I,	234.	Jupiter Pluvius, heut erscheinst du	I,	371

K.

I,	112.	Käm' der liebe Wohlbekannte	I,	172
II,	192.	Kannst dem Schicksal widerstehen	II,	295
I,	190.	Kannst Du, o Grausamer, mich	I,	318
I,	141.	Kannst Du, schöne Pächtrin	I,	246
I,	214.	Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich .	I,	371
I,	87.	Kehre nicht in diesem Kreise	I,	128
I,	251.	Kehre nicht, liebliches Kind	I,	371
II,	257.	Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen . . .	II,	351
I,	121.	Kennst Du das Land?	I,	188
I,	247.	Klein ist unter den Fürsten	I,	371
I,	61.	Kleine Blumen, kleine Blätter	I,	94
I,	343.	Klingeln hör' ich	I,	403
I,	183.	Klopstock will uns vom Pindus entfernen . .	I,	317
I,	20.	Knabe saß ich, Fischerknabe	I,	52
I,	15.	Komm mit, o Schöne	I,	49
II,	276.	Kommt, Brüder, sammelt euch im Hain . .	II,	383
I,	322.	Kommt ein wandernder Fürst	I,	395
I,	264.	Könige wollen das Gute	I,	371

Bd. Nr.		Bd. Seite.
I, 163.	Königen, sagt man, gab die Natur	I, 299
II, 103.	Künstler, wird's im Innern steif	II, 237

L.

I, 318.	Lang und schmal ist ein Weg	I, 393
I, 271.	Lange haben die Großen	I, 371
II, 32.	Lange Tag und Nächte stand	II, 83
I, 280.	Längst schon hätt' ich euch gern	I, 371
I, 187.	Laß Dich, Geliebte, nicht reun	I, 318
I, 29.	Laß mein Aug' den Abschied sagen	I, 65
I, 331.	Laß mich ruhen, ich schlafe	I, 398
I, 99.	Lasset Gelehrte sich zanken	I, 150
I, 98.	Lasset heut im edeln Kreis	I, 149
II, 181.	Laßt euch einen Gott begeisten	II, 290
II, 66.	Leichte Silberwolken schweben	II, 143
II, 69.	Lichtlein schwimmen auf dem Strome . . .	II, 146
I, 89.	Liebchen, kommen diese Lieder	I, 130
I, 298.	Liebe flößest Du ein und Begier	I, 371
II, 164.	Liebe Mutter, die Gespielen	II, 282
II, 171.	Liebesqual verschmäht mein Herz	II, 285

M.

I, 224.	Mache der Schwärmer sich Schüler	I, 371
I, 228.	Mache zum Herrscher sich der	I, 371
I, 328.	Mächtig bist du, gebildet zugleich	I, 398
I, 149.	Mahadöh der Herr der Erde	I, 277
II, 246.	Manch gutes Werk hab' ich verricht' . . .	II, 331
I, 201.	Manche Töne sind mir Verdruß	I, 318
II, 208.	Mann mit zugeknöpften Taschen	II, 303
II, 177.	Man sagt: Sie sind ein Misanthrop . . .	II, 288
I, 329.	Mauern seh' ich gestürzt	I, 398
I, 330.	Mäuse laufen zusammen	I, 397
II, 94.	Mein altes Evangelium	II, 227
II, 73.	Mein Haus hat keine Thür	II, 149

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
II,	46.	Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen . .	II,	111
I,	11.	Mein Mädchen ward mir ungetreu	I,	45
I,	12.	Mein süßes Liebchen, hier in Schachtelwänden .	I,	23
I,	287.	Mich ängstigt das Verfängliche	II,	388
I,	96.	Mich ergreift ich weiß nicht wie	I,	144
I,	290.	Mit Botanik gibst Du Dich ab?	I,	371
I,	131.	Mit des Bräutigams Behagen	I,	219
II,	16.	Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben	II,	25
I,	102.	Mit Mädchen sich vertragen	I,	154
I,	63.	Mitten im Getümmel mancher Sorgen . . .	I,	97
II,	152.	Möcht' ich doch wohl besser sein	II,	271
II,	25.	Morgennebel, Lila, hüllen Deinen Thurm ein	II,	46
I,	249.	Müde war ich geworden	I,	371
II.	260.	Müsset im Naturbetrachten	II,	362
II,	193.	Mußt nicht widerstehn dem Schicksal . . .	II,	295
		N.		
I,	148.	Nach Corinthus von Athen gezogen	I,	266
I,	93.	Nach diesem Frühlingsregen	I,	137
I,	5.	Nach Mittage saßen wir	I,	36
II,	99.	Nachahmung der Natur	II,	236
II,	147.	Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen .	II,	268
II,	172.	Nein, hier hat es keine Noth	II,	286
I,	319.	Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis . . .	I,	394
I,	277.	Niemand liebst Du	I,	371
I,	209.	Nikias, trefflicher Mann	I,	357
II,	60.	Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten.	II,	129
I,	229.	Noth lehrt beten, man sagt's	I,	371
II,	290.	Nun denn, eh wir von hinnen eilen	II,	389
II,	269.	Nun laßt euch niederwärts	II,	378
I,	30.	Nun verlaß' ich diese Hütte	I,	65
II,	285.	Nun weiß man erst, was Rosenknospe sei . .	II,	388
I,	140.	Nur fort, du braune Hexe, fort!	I,	234
I,	115.	Nur wer die Sehnsucht kennt	I,	180

Bd. Nr.	O.	Bd. Seite.
I, 172.	O des ſüßen Kindes	I, 306
II, 45.	O Du loſes leidigliebes Mädchen	II, 111
II, 165.	O fände für mich ein Bräutigam ſich! . . .	II, 283
I, 74.	O gib von weichem Pfühle	I, 108
I, 7.	O liebliche Thereſe!	I, 42
II, 43.	O ſchönes Mädchen, Du mit dem ſchwarzen Haar	II, 110
I, 144.	O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus! .	I, 252
I, 304.	O wie achtet' ich ſonſt	I, 371
I, 191.	O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! . . .	I, 318
I, 107.	O wie iſt die Stadt ſo wenig	I, 164
I, 246.	Oft erklärtet ihr euch als Freunde	I, 371
II, 44.	Oft in tiefen Winternächten	II, 110
I, 312.	Oftmals hab' ich geirrt	I, 371
II, 223.	Ohne Schrittſchuh und Schellengeläut . . .	II, 314
	P.	
II, 272.	Prieſter werden Meſſe ſingen	II, 380
	R.	
I, 170.	Reicht die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva .	I, 305
I, 232.	Ruhig am Arſenal ſtehn	I, 371
	S.	
II, 209.	Sag mir, warum Dich keine Zeitung freut .	II, 303
II, 277.	Sag, was könnt' uns Mandarinen	II, 387
I, 334.	Sag, was zählſt Du?	I, 400
II, 245.	Sage, Muſe, ſag dem Dichter	II, 330
I, 268.	Sage, thun wir nicht recht?	I, 371
I, 305.	Sage, wie lebſt Du?	I, 371
I, 185.	Saget, Steine, mir an	I, 318
I, 6.	Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn	I, 39
I, 236.	Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche .	I, 371
I, 245.	Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche	I, 371
I, 213.	Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide .	I, 371

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
II,	88.	Saß ich früh auf einer Felſenſpitze	II,	216
II,	221.	Saturnus eigne Kinder frißt	II,	313
I,	86.	Schaff, das Tagwerk meiner Hände	I,	127
II,	238.	Scharfſinnig habt ihr, wie ihr ſeid	II,	323
I,	238.	Schläfſt Du noch immer	I,	371
I,	157.	Schlummer und Schlaf, zwei Brüder . . .	I,	295
I,	331.	Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut	I,	399
I,	258.	Schon entrunzelt ſich jedes Geſicht	I,	371
I,	242.	Schöne Kinder tragt ihr	I,	371
I,	37.	Schönſte Tugend einer Seele	I,	72
I,	227.	Schüler macht ſich der Schwärmer	I,	371
I,	206.	Schütte die Blumen nur her	I,	344
I,	203.	Schwer erhalten wir uns	I,	318
II,	128.	Schwer in Waldes Buſch und Wuchſe . . .	II,	256
I,	34.	Schweſter von dem erſten Licht	I,	70
I,	218.	Seh' ich den Pilgrim	I,	371
II,	185.	Seh' ich die Werke der Meiſter an	II,	293
II,	26.	Seht den Felſenquell freudehell	II,	48
I,	244.	Seht den Vogel, er fliegt	I,	404
II,	23.	Sei gefühllos!	II,	43
I,	272.	Seid doch nicht ſo frech, Epigramme . . .	I,	371
I,	165.	Seid, o Geiſter des Hains	I,	301
II,	219.	Seit vielen Jahren hab' ich ſtill	II,	312
I,	253.	Seitwärts neigt ſich Dein Hälschen	I,	371
I,	171.	Selbſt ein ſo himmliſches Paar	I,	306
II,	146.	Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben . .	II,	266
I,	179.	Sich zu ſchmücken begierig	I,	313
II,	125.	Sie ſaugt mit Gier verräthriſches Getränke .	II,	254
I,	323.	Sieben gehen verhüllt	I,	396
II,	42.	Siehſt Du die Pomeranze?	II,	110
II,	204.	Sind die im Unglück, die wir lieben . . .	II,	300
II,	47.	Sind es Kämpfe, die ich ſehe?	II,	112
I,	120.	Singet nicht in Trauertönen	I,	185

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
I,	46.	So hab' ich wirklich Dich verloren?	I,	79
I,	116.	So laßt mich ſcheinen, bis ich werde . . .	I,	180
II,	262.	So ſchauet mit beſcheidnem Blick	II,	369
II,	254.	So verwirret mit dumpf	I,	371
II,	174.	So wälz' ich ohne Unterlaß	II,	287
II,	162.	So wie Titania im Feen- und Zauberland .	II,	281
II,	137.	Soll denn dein Opferrauch	II,	260
II,	205.	Sollen die Menſchen nicht denken und dichten .	II,	301
I,	178.	Sollt' es wahr ſein	I,	311
II,	3.	Sollt' ich mich denn ſo ganz an Sie gewöhnen?	II,	17
II,	143.	Sonſt war ich Freund von Narren	II,	243
I,	55.	Sorglos über die Fläche weg	I,	87
II,	237.	Sprich, wie Du Dich immer erneuſt . . .	II,	323
I,	342.	Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? . .	I,	403
II,	222.	Sprichſt Du von Natur und Kunſt	II,	313
II,	231.	Spricht man mit Jedermann	II,	319
II,	30.	Spute dich, Kronos!	II,	72
I,	217.	Strenge Fräulein zu begrüßen	II,	309
I,	255.	Süß den ſproſſenden Klee	I,	371
I,	208.	Süße Freundin, noch Einen	I,	356

T.

I,	69.	Tage der Wonne, kommt ihr ſo bald . . .	I,	102
I,	333.	Thun die Himmel ſich auf	I,	400
I,	53.	Tiefe Stille herrſcht im Waſſer	I,	85
I,	267.	Tolle Zeiten hab' ich erlebt	I,	371
I,	313.	Traurig, Midas, war Dein Geſchick	I,	371
I,	33.	Trink', o Jüngling, heil'ges Glücke	I,	69
II,	133.	Tritt in recht vollem klaren Schein	II,	258
I,	80.	Trocknet nicht, trocknet nicht	I,	117

U.

I,	82.	Ueber allen Gipfeln iſt Ruh	I,	118
II,	112.	Ueber die Wieſe den Bach herab	II,	246

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
I,	76.	Ueber Thal und Fluß getragen	I,	111
II,	187.	Ueber Wetter- und Herrenlaunen	II,	293
I,	111.	Uf'm Bergli bin i geſäſſe	I,	171
II,	57.	Um Mitternacht, ging ich	II,	124
II,	55.	Um Mitternacht ich ſchlief	II,	120
II,	83.	Um Mitternacht wohl fang ich an	II,	177
I,	257.	Um ſo gemeiner es iſt	I,	371
I,	27.	Umſonſt, daß Du ein Herz zu lenken	I,	63
II,	248.	Und als die Fiſche geſotten waren	II,	333
I,	64.	Und friſche Nahrung, neues Blut	I,	98
I,	145.	Und morgen fällt St. Martins Feſt	I,	255
II,	275.	Und ſo ſag' ich zum letztenmale	II,	382
I,	316.	Und ſo tändelt' ich mir	I,	371
II,	267.	Und wenn darauf zu höh'rer Atmoſphäre	II,	377
II,	270.	Und wenn wir unterſchieden haben	II,	379
II,	244.	Unmöglich iſt's, den Tag dem Tag zu zeigen	II,	329
II,	24.	Uns geben die Götter auf Erden	II,	46
II,	18.	Unter dieſen Lorbeerbüſchen	II,	28
II,	71.	Unter halb verwelkten Maien	II,	148

V.

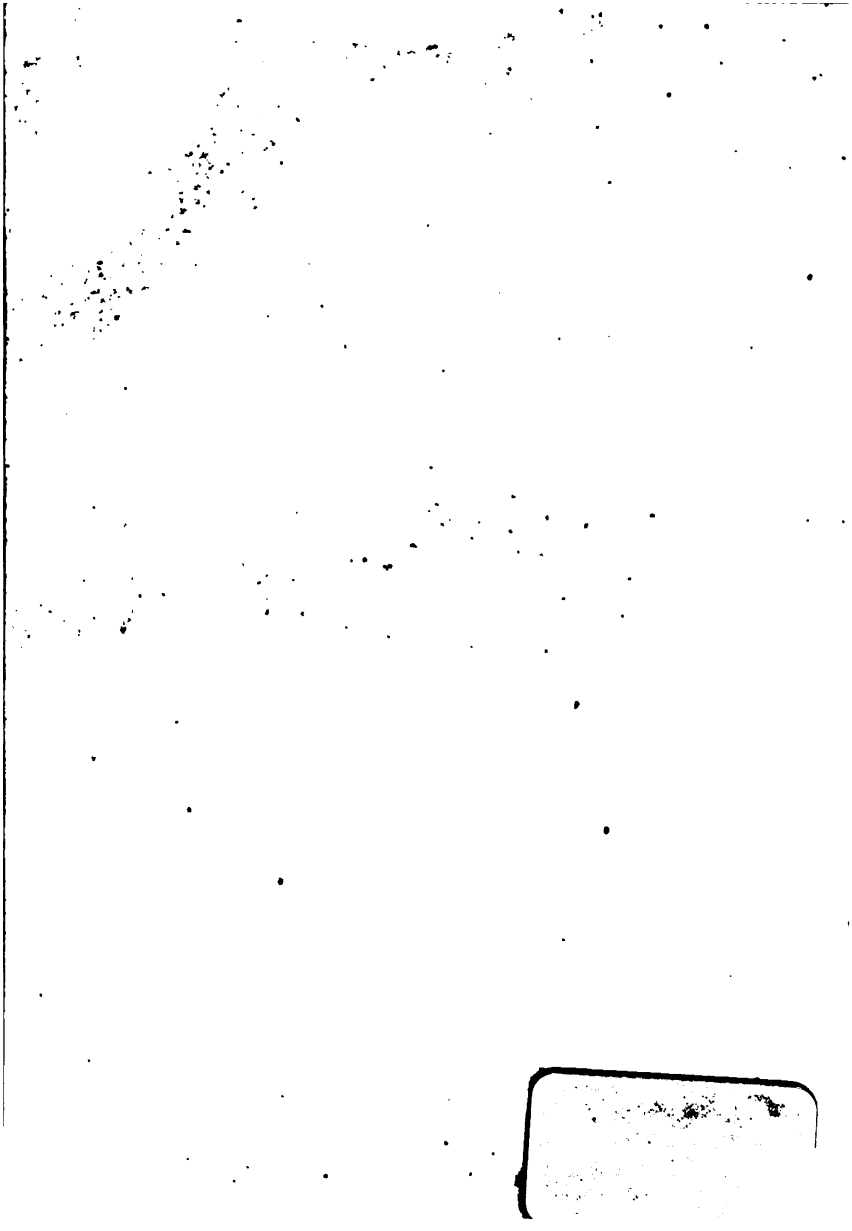
I,	47.	Verfließet, vielgeliebte Lieder	I,	81
II,	21.	Verpflanze den ſchönen Baum	II,	43
II,	255.	Vertheilet euch nach allen Regionen	II,	341
I,	103.	Verwünſchter weiß ich nichts im Krieg	I,	155
I,	104.	Viele Gäſte wünſch' ich heut	I,	157
I,	241.	Vieles hab' ich verſucht	I,	371
I,	279.	Vieles kann ich ertragen	I,	371
I,	24.	Von allen ſchönen Waaren	I,	57
II,	215.	Von Deinem Liebesmahl	II,	308
II,	78.	Von dem Berge zu den Hügeln	II,	153
II,	141.	Von wem auf Lebens- und Wiſſensbahnen	II,	262
I,	136.	Von wem ich es habe, das ſag' ich euch nicht	I,	233

Bd. Nr.	W.	Bd. Seite.
I, 317.	Wahnſinn ruft man dem Calchas	I, 393
II, 261.	Wagt ihr, alſo bereitet	II, 364
I, 184.	War doch geſtern Dein Haupt noch ſo braun	I, 318
II, 283.	War ſchöner als der ſchönſte Tag	II, 388
II, 7.	War unerſättlich nach viel tauſend Küſſen . .	II, 19
I, 285.	Wär' ich ein häusliches Weib	I, 371
I, 200.	Warum biſt Du, Geliebter, nicht heute . . .	I, 318
II, 9.	Warum ich wieder zum Papier mich wende? .	II, 21
II, 173.	Warum iſt Alles ſo räthſelhaft?	II, 286
I, 244.	Warum leckſt Du Dein Mäulchen?	I, 371
I, 222.	Warum treibt ſich das Volk ſo?	I, 371
I, 59.	Warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich . . .	I, 92
I, 162.	Was bedächtlich Natur	I, 299
I, 22.	Was ein weiblich Herz erfreue	I, 54
I, 339.	Was erſchrickſt Du? hinweg	I, 402
I, 91.	Was gehſt Du, ſchöne Nachbarin	I, 134
II, 183.	Was Gutes zu denken wäre gut	II, 291
I, 122.	Was hör' ich draußen vor dem Thor . . .	I, 191
II, 235.	Was iſt denn Kunſt und Alterthum? . . .	II, 322
I, 153.	Was iſt Weißes dort am grünen Walde? . .	I, 285
II, 149.	Was krähſt Du mir und thuſt ſo groß? . .	II, 270
I, 289.	Was mit mir das Schickſal gewollt	I, 371
II, 180.	Was nicht zuſammengeht	II, 289
II, 92.	Was nutzt die glühende Natur	II, 226
II, 61.	Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen? .	II, 132
II, 232.	Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!	II, 320
I, 282.	Was Spelunke nun ſei?	I, 371
II, 178.	Was widert mir der Trank ſo ſchal? . . .	II, 289
I, 75.	Was zieht mir das Herz ſo?	I, 111
I, 151.	Waſſer holen geht die reine	I, 279
I, 440.	Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß . .	I, 406
I, 159.	Wecke den Amor nicht auf	I, 297
I, 160.	Weichet, Sorgen, von mir!	I, 298

Bd.	Nr.		Bd.	Seite.
I,	38.	Weint, Mädchen, hier bei Amor's Grabe . .	I,	73
I,	291.	Weiß hat Newton gemacht	I,	371
II,	278.	Weiß wie Lilien, reine Kerzen	II,	387
I,	230.	Welch ein heftig Gedränge	I,	371
I,	168.	Welch ein himmlischer Garten entspringt . .	I,	304
II,	81.	Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus! .	II,	167
I,	303.	Welch ein lustiges Spiel	I,	371
I,	240.	Welch ein Mädchen ich wünsche	I,	371
I,	260.	Welch ein Wahnsinn ergriff Dich?	I,	371
II,	82.	Welch ungewöhnliches Getümmel!	II,	175
II,	28.	Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?	II,	59
I,	252.	Wende die Füßchen zum Himmel	I,	371
II,	31.	Wen Du nicht verlässest, Genius, ...	II,	75
I,	293.	Wenn auf beschwerlichen Reisen	I,	371
II,	36.	Wenn der uralte heilige Vater	II,	99
I,	43.	Wenn die Reben wieder blühen	I,	72
I,	190.	Wenn Dir's in Kopf und Herzen schwirrt . .	I,	294
II,	126.	Wenn Du am breiten Flusse wohnst . . .	II,	254
II,	186.	Wenn Du Dich selber machst zum Knecht . .	II,	293
I,	192.	Wenn Du mir sagst, Du habest als Kind . .	I,	318
II,	11.	Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet	II,	23
II,	167.	Wenn einem Mädchen, das uns liebt . . .	II,	783
II,	157.	Wenn einen würdigen Biedermann	II,	274
II,	265.	Wenn Gottheit Camarupa	II,	376
II,	226.	Wenn ich auf dem Markte geh	II,	315
I,	17.	Wenn ich doch so schön war'	I,	50
I,	65.	Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte . . .	I,	100
II,	203.	Wenn ich 'mal ungeduldig werde	II,	300
II,	10.	Wenn ich nun gleich das weiße Blatt . . .	II,	22
I,	295.	Wenn in Wolken und Dünste verhüllt . . .	I,	371
I,	320.	Wenn sich der Hals des Schwans verkürzt . .	I,	395
II,	266.	Wenn von dem stillen Wasserspiegelplan . .	II,	377
I,	167.	Wenn zu den Reihen der Nymphen	I,	303

Bd. Nr.		Bd. Seite.
II, 194.	Wer beſcheiden iſt, muß dulden	II, 295
I, 281.	Wer Lacerten geſehn	I, 371
I, 119.	Wer nie ſein Brod mit Thränen aß	I, 185
I, 126.	Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind? .	I, 202
I, 117.	Wer ſich der Einſamkeit ergibt	I, 182
II, 239.	Wer ſich ſelbſt und Andre kennt	II, 325
II, 41.	Wer vernimmt mich?	II, 108
II, 211.	Wer will denn Alles gleich ergründen? . . .	II, 304
II, 104.	Wie aber kann ſich Hans van Eyck . . .	II, 238
II, 263.	Wie an dem Tag der Dich der Welt verliehen	II, 370
II, 241.	Wie David königlich zur Harfe ſang . . .	II, 327
I, 273.	Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch	I, 371
I, 39.	Wie Du mir oft, geliebtes Kind	I, 73
I, 67.	Wie Feld und Au ſo blinkend im Thau! . .	I, 101
I, 60.	Wie herrlich leuchtet mir die Natur! . . .	I, 93
II, 35.	Wie im Morgenglanze Du rings mich anglühſt	II, 95
I, 73.	Wie kommt's, daß Du ſo traurig biſt? . .	I, 106
II, 243.	Wie man nur ſo leben mag	II, 328
I, 2.	Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln .	I, 33
I, 223.	Wie ſie klingeln, die Pfaffen!	I, 371
II, 72.	Wie ſitzt mir das Liebchen?	II, 148
I, 341.	Wie viel Aepfel verlangſt Du?	I, 403
I, 250.	Wie, von der künſtlichen Hand geſchnitzt . .	I, 371
II, 188.	Willſt Du der getreue Eckart ſein	II, 294
I, 176.	Willſt Du die Blüthe des frühen	I, 308
II, 195.	Willſt Du Dir ein hübſch Leben zimmern .	II, 296
I, 53.	Willſt Du immer weiter ſchweifen	I, 87
II, 54.	Willſt Du mich ſogleich verlaſſen?	II, 117
I, 386.	Willſt Du mit reinem Gefühl	I, 371
II, 117.	Wir reiten in die Kreuz und Quer	II, 250
I, 132.	Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern .	I, 220
II, 227.	Wir ſtreben nach dem Abſoluten	II, 316
I, 262.	Wißt ihr, wie ich gewiß	I, 371

Bd. Nr.		Bd. Seite.
I, 156.	Wo die Rose hier blüht	I, 293
II, 218.	Wo ist einer, der sich quälet	II, 310
I, 138.	Wo willst du klares Bächlein hin?	I, 234
I, 139.	Woher der Freund so früh und schnelle?	I, 234
I, 137.	Wohin? wohin, schöne Müllerin?	I, 234
I, 315.	Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend	I, 371
II, 251.	Wolltet ihr in Leipzig's Gauen	II, 336
I, 212.	Würdiger Freund, Du runzelst die Stirn	I, 368
I, 286.	Wundern kann es mich nicht	I, 371

Z.

II, 279.	Ziehn die Schafe von der Wiese	II, 387
I, 204.	Zieret Stärke den Mann	I, 318
I, 198.	Zünde mir Licht an, Knabe	I, 318
II, 134.	Zu der Aepfelverkäuferin	II, 258
II, 96.	Zu Ephesus ein Goldschmied saß	II, 231
II, 107.	Zu erfinden, zu beschließen	II, 239
I, 49.	Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen	I, 82
I, 283.	Zwei der feinsten Lacerten	I, 371
II, 127.	Zwei Personen, ganz verschieden	II, 255
II, 17.	Zwei Worte sind es, kurz	II, 26
I, 321.	Zweie seh' ich! den Großen!	I, 395
I, 338.	Zweimal färbt sich das Haar	I, 401
I, 90.	Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen	I, 133
II, 158.	Zwischen Lavater und Basedow	II, 276
I, 68.	Zwischen Waizen und Korn	I, 101